It. sing. 512 (4

4) 1 Bl., VIII, 605 SS., 2 Bll. Mit 3 Kupfertaf.

1230/4

<36607476080012

<36607476080012

Bayer. Staatsbibliothek

K. Reiſe 4r Th. Titelkupf.

Trieſt.

Reiſe

durch

Deutſchland, Dänemark, Schweden, Norwegen und einen Theil von Italien, in den Jahren 1797. 1798. 1799.

Vierter Theil.

Mit drey Kupfern.

Leipzig,
bey Georg Joachim Göſchen, 1801.

Wb 67/653

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Inhalt des vierten Theils.

Erſter Brief.

Große Bergkette zwiſchen Oeſtreich, Steyermark, Salzburg, Tyrol, Kärnthen und Krain — Fahrſtraßen, die darüber gehen — der Schneeberg — Thereſienfeld — Wieneriſch Neuſtadt — Neunkirchen — Schottwien — Der Semmering — Mürzzuſchlag — das Mürzthal — gute Bedienung auf den Poſten durchaus — Steyermark ein ſchönes Land — die Mur und Mürz — werden bey Bruck ſchiffbar — Vergleichung des Mürzthales mit dem zwiſchen Bruck und Grätz — Bevölkerung von Steyermark — Grätz — Bergwerk des Herrn von Häupl — Leoben — Garten des Herrn von Eckenwald, wo der Friede vor zwey Jahren geſchloſſen wurde — Judenburg — Allgemeine Bemerkungen über Oberſteyermark — St. Veit — Klagenfurt — ſchöne Gegend umher — Calvarienberg — Wertherſee — Landſitz des Fürſten von Roſenberg — Buchhandel zu Klagenfurt — Kröpfe und Idioten. Seite 1 — 73

Zweyter Brief.

Reiſe von Klagenfurt über den Loibel — Kirſch-theuer — Beſchreibung des Loibels und der Straße — Neumarktl — Krainburg — Gegend zwi-ſchen Krainburg und Laybach — das Landvolk in Krain — Laybach — Schickſal der Klöſter, die Joſeph II aufgehoben hat — Nebenreiſe nach Idria — Queckſilberbergwerk — Loitſch — Planina — Birn-baumerwald — Land der unterirdiſchen Höhlen, oder Grotten — Adelsberg — Lueg und ſeine Grotte — das Land zwiſchen Adelsberg und Trieſt — der Karſt — Allgemeine Bemerkungen über das Herzogthum Krain — die Tanten Ludwigs XVI zu Trieſt — der große Platz — der Hafen — die Gegend umher — Preiſe — Kaffeehäuſer — Wachsthum der Stadt — der Molo — das Laza-retto — das Schloß — Grotte zu Corgnale — Lipizza — Urbarmachung der Gegend umher.

S. 74 — 137

Dritter Brief.

Nöthige Anſtalten, die eine Reiſe nach Pola erfordert — Schöne Anſichten auf dem Meere zwi-ſchen Trieſt und Pirano — Capo d'Iſtria — Iſola — Umago — Punta di Daila — Rovigno, Iſtriens vorzüglichſte Stadt — Pola — Porta-aurea, oder Denckmahl der Familie Sergius

— Zwey Tempel in der Stadt — umſtändliche Nachrichten über das Amphitheater — Theater — antike Bäder — Purpurfärberey — die Citadelle — andere kleine Alterthümer — Geſchichte von Pola — Thunfang — Rückreiſe — Allgemeine Bemerkungen über das Hiſterreich und über das Adriatiſche Meer — die Juliſchen und Carniſchen Alpen — Charackter der Venezianiſchen Hiſterreicher — Trieſt.

S. 138 — 220

Vierter Brief.

Reiſe nach Venedig — elendes Land zwiſchen Trieſt und St. Croce, oder Heiligenkreuz — Joannina, oder St. Johann — der Timao oder Timavo — Monfalcone — Natur der dortigen Gegend — Gradisca — der Liſonzo — Görz — Nogareto — Udine — Campo formido — Paſſeriano — Codroipo — Fahrt über den Tagliamento — Franzöſiſche Kriegsgefangene — Valvaſſone — Pordenone — Sacile — Conegliano — Poſten und Meilen — der Piave — Treviſo — Land zwiſchen Treviſo und Meſtre — Bemerkungen über das Land zwiſchen Trieſt und Venedig.

S. 221 — 259

Fünfter Brief.

Um Venedig kennen zu lernen, muß man es zu Lande durchgehen, ſowohl als zu Waſſer befahren — die

Pferde des Lyſippus — mancherley Veränderungen in der Stadt durch die letzte Revolution — das große Zeughaus — traurige Veränderungen daſelbſt — St. Giorgio maggiore — Betteley — Armuth unter den beſſern Ständen — Peſaro — Pellegrini — Venedig eine zu Grunde gerichtete Stadt — doch immer noch ein wichtiger Ort — etwas von den Kirchen — das neue Opernhaus la Fenice — Fahrt nach Malamocco und Paleſtrina — der Molo — die Inſeln auf den Lagunen — Canova's Pſyche im Pallaſte Mancini — Allgemeine Bemerkungen. S. 260 — 303

Sechster Brief.

Reiſe von Venedig über Meſtre nach Padua — die Kirche der h. Juſtina — das Kloſter mit ſeinen Gemälden — die Kirche des h. Anton — Bettler — Kirche der Padri Eremitani — der Prinz von Oranien — die Bäder von Battaglia und Abano — Vicenza — Palladio — Modonna del Monte — Seidenfabrike — Verona — Amphitheater — Deſenzano — Peschiera — Catull's Villa — Sarmione — Volargni, oder Volargine — Peri — Ala — Borchetta — Roveredo — Caliano — Aquaviva — Salurn — Trient — Lauis — Neumarkt — Brandſol — Botzen — Capucinerkloſter zu Clauſen — Brixen — Mittewald — Sterzingen — der Brenner — Steinach —

Schönberg — Nachrichten über die Tyroler Alpen und Gletſcher — das Landvolk — von einigen Straßen — Inſpruck — Gegend umher. S. 304 — 372

Siebenter Brief.

Land zwiſchen Inſpruck und Salzburg — Halle — Volters — Schwatz — Bergwerke bey Schwatz — Rattenberg — Wergl — Elmau — St. Johannes — Waydering — Uncken — Salzburg — der Mönchsberg — der Capucinerberg — der Fürſt — Herr von Moll — Hallein — Salzwerke — Golling — Werfen — St. Johannes — Allgemeine Beſchreibung des Landes — Bevölkerung — Wirthshäuſer — die Lendt — Schmelzhütten — Land zwiſchen Lendt und Hof — Gaſtein — Bad — Waſſerfall — Bergwerke in den Rauriſer Alpen — Beck mit ſeinem Hüttenwerke — das Pinzgau — eingefallener Berg — Däxenbach — Zell — der Zellerſee — Saalfelden — zweyerley Arten von Landſchaft im Salzburgiſchen — Frauenwies — der Hofmahler Neſſelthaler — ſehr einfache Art, das Heu zu trocknen — Probſtey Berchtesgaden — Verpachtung der Salzwerke an Bayern — Bartholomäus- oder Königſee — Leopoldscrone bey Salzburg — Allgemeine Bemerkungen über die Bewohner dieſer Provinzen. S. 373 — 436

Achter Brief.

Land zwiſchen Salzburg und München — Waſſerburg — allgemeine Bemerkungen über Bayern — München — die Reſidenz — Bibliothek — ehemahliges Jeſuiten-Collegium — Kirchen — Fabriken und Handel — der Churfürſt — die neue Regierung — Schleisheim — Künſtler — der Stahrenbergerſee — Tracht der Weibsperſonen aus den niedern Ständen — Bevölkerung — Land zwiſchen München und Augſpurg — Augſpurg — Waſſermaſchine — Einlaß — Zitz- und Cattunfabriken — Haidiſche Kunſtfabrike — Silberarbeit — Rathhaus — die Weinſtraße — die Pfalz — Land zwiſchen Augſpurg und Ingolſtadt — Pfalz-Neuburg — Regenſpurg — Geſandtengaſſe — Säle der Reichsverſammlung — die Schotten — die Brücke — Stadt am Hof — Land zwiſchen Regenſpurg und Nürnberg — gegenwärtige Lage von Nürnberg — in Rückſicht auf Preuſſen — ſein Verfall. S. 437 — 494

Neunter Brief.

Erlangen — Land zwiſchen Nürnberg und Erlangen — und zwiſchen dieſem und Bamberg — Furchheim — Bamberg — das neue Hoſpital —

die Engliſchen Fräulein — die Prälatur St Michaelis — Schiffahrt auf der Rednitz, oder Regnitz — Land zwiſchen Bamberg und Wieſentheit — das Kloſter Everach — Burgwinkheim — Wieſentheit — Land von da bis Würzburg — Kloſter Schwarzach — Dettelbach — Würzburg — Leiſten- und Steinwein — das Reſidenzſchloß — das Julius-Spital — der Calvarienberg — die Schotten — Weg von Würzburg nach Frankfurt — Aſchaffenburg — Hanau — Philippsruhe — Willhelmsbad — Frankfurt am Main — Darmſtadt.
S. 495 — 531

Zehnter Brief.

Reiſe von Frankfurt nach Caſſel — Friedberg — Wetzlar — Gießen — Marburg — Holzdorf — Jeßberg — Wavern — Caſſel — Willhelmsthal — Hofgeismar — Reiſe von Caſſel nach Seeſen — Harzreiſe — Clima — Erzeugniſſe — Bergwerke — Clausthal — der Dorotheenſchacht — Andreasberg — Der Rehberger Graben — Reiſe über den Brocken — neues Gaſthaus auf der oberſten Höhe — Elbingerode — Rübeland — die Bielshöhle — Blankenburg — Wernigerode — Goßlar — Lutter — Braunſchweig.
S. 532 — 569

Elfter Brief.

Reiſe von Braunſchweig nach Hamburg über Celle, Verden und Bremen — das Land auf den erſten achtzehn Meilen — beſſer zwiſchen Bremen und Rothenburg — Verden — Haarburg — die Inſeln zwiſchen Hamburg und Haarburg — Veränderungen zu Hamburg — Glückſtadt — Land zwiſchen Hamburg und dieſer Stadt — Ueterſen — Fahrt von Glückſtadt quer über die Elbe — Neuhaus an der Oſt — Land zwiſchen Neuhaus und Cuxhafen — Otterndorf — Ritzebüttel und Cuxhafen — über das Engliſche Paketboot — Rückreiſe nach Hamburg. S. 570 — 595

R e i ſ e

durch Deutſchland, Dänemark, Schweden, Norwegen und einen Theil von Italien, in den Jahren 1797. 1798. und 1799.

V i e r t e r T h e i l.

Reiſe

durch Deutſchland, Dänemark, Schweden, Norwegen und einen Theil von Italien, in den Jahren 1797. 1798. und 1799.

Vierter Theil.

Erſter Brief.

Große Bergkette zwiſchen Oeſtreich, Steyermark, Salzburg, Tyrol, Kärnthen und Krain — Fahrſtraßen, die darüber gehen — Der Schneeberg — Thereſienfeld — Wieneriſch Neuſtadt — Schottwien — Der Semmering — Mürzzuſchlag — Das Mürzthal — gute Bedienung auf den Poſten durchaus — Steyermark iſt ein ſchönes Land — die Mur und Mürz — werden bey Bruck ſchiffbar — Vergleichung des Mürzthales mit dem zwiſchen Bruck und Grätz — Bevölkerung von Steyermark — Grätz — Bergwerk des Herrn von Häupl — Leoben — Garten des Herrn von Eckenwald, wo der Friede vor zwey Jahren geſchloſſen wurde — Judenburg — Allgemeine Bemerkungen über Oberſteyermark — St. Veit — Klagenfurt — ſchöne Gegend umher — Calvarienberg — Wertherſee — Landſitz des Fürſten von Roſenberg — Buchhandel zu Klagenfurt — Kröpfe und Idioten.

Bruck in Steyermark, den 24 April 1799.

Der Weg von Wien hierher geht Anfangs immer in einer großen, wohl angebauten Ebene, an deren rechten Seite man unabläſſig jene Gebirge ſieht, die ſich, eine kleine Strecke über Wien, an

der Donau erheben, und endlich in die höhern Berge einlaufen, welche Oeſtreich und Steyermark trennen. Sie machen mit der ſchönen, fruchtbaren Ebene, die ihnen zur Seite liegt, einen angenehmen Abſtich, und ſind mit einer großen Menge Dörfer verziert, die an ihrem Fuße liegen.

Immer hat man auf dieſer Straße die große Bergkette vor ſich, die von Abend gegen Morgen zwiſchen Oeſtreich und Steyermark ſich hinzieht, auf der einen Seite fällt, und in Ungarn ſich verliert, auf der andern an die Alpen von Oberöſtreich, Salzburg und Tyrol ſich anſchließt. Von den Grenzen Oeſtreichs und Steyermarks läuft ſie ſüdlich, zieht ſich durch die ganze letztere Provinz, und macht mit den Alpen von Kärnthen und Krain eine und die nehmliche Kette, ſo daß ſie die ehemaligen Juliſchen und Carniſchen Alpen umfaßt, die ſich, auf der einen Seite, in den Plänen des Herzogthums Venedig, auf der andern in Croatien verlieren, während daß ſie, in gerader Linie gegen Mittag, faſt bis an das Adriatiſche Meer ſich erſtrecken. —

Die höchſten Fahrſtraßen über dieſes Gebirge gehen aus Oeſtreich über St. Pölten, Annaberg und Maria-Zell; eine andere über Schottwien nach Mürzzuſchlag über den Semmering, und eine dritte von

Klagenfurt nach Laybach über den Loibel, welche man aber vermeiden kann, wenn man von Bruck über Grätz, Marburg und Cilly geht. Auch von Linz führt eine Straße durch Steyr über die Gebirge, wo man durch Eiſenerz und Vordernberg auf Leoben herabkommt. Noch giebt es einen fünften, weniger beſuchten Paß über dieſe Gebirge, indem man nehmlich, von Klagenfurt aus, den Loibel links läßt, und über die beiden Ponteba, wovon das eine das Oeſtreichiſche, das andere das Venezianiſche heißt, in die Venezianiſchen Ebenen hinabſteigt. Allein auch hier kommt man über einen ſehr hohen und ſteilen Berg.

Weiter hin weſtlich giebt es, bis an die Schweiz, nur noch zwey Fahrſtraßen, die über die große Alpenkette gehen; die eine aus dem Erzbißthume Salzburg über Radſtadt nach Spital, wo man ſich entweder öſtlich nach Villach, Klagenfurt oder Laybach wenden, oder weſtlich durch das Puſterthal nach Tyrol gehen kann. Die zweyte iſt die wohlbekannte Straße über den großen Brenner, die von Inſpruck in das ſüdliche Tyrol und nach Italien führt, und zu Brixen die vorher angeführte Straße, welche aus dem Puſterthale kommt, aufnimmt. Alle dieſe Bergpäſſe ſind ſehr wohl unterhalten, und alle die Straßen, mit denen ſie in Verbindung ſtehen, regelmäßig mit Poſtpfer-

den belegt. Noch weiter weſtlich giebt es keine Fahrſtraße, die über die große Alpenkette führte; denn auf allen übrigen Päſſen müſſen die Wagen zerlegt werden, welches ſelbſt der Fall auf der großen Landſtraße iſt, die von Genf nach Turin über den Berg Cenis führt.

Auf der Straße von Wien, die ich geſtern gemacht habe, bleibt der ſogenannte Schneeberg dem Reiſenden immer im Auge, und bildet einen erhabenen Gegenſtand im ganzen Großen des ſchönen Gemäldes. Selbſt in Steyermark habe ich ihn noch aus verſchiedenen Geſichtspunkten geſehen. Uebrigens iſt dieſer Schneeberg, von dem ich Ihnen ſchon früher geſagt habe, daß man ihn von den Wällen der Stadt Wien ſieht, bloß ein Theil des Hohenbergs, welcher in jener Kette hervorragt, die ich ſchon vor ſieben Monaten von den Grenzen von Mähren und Oeſtreich aus ſah.

Sechs Meilen von Wien liegt auf dieſer Straße, Wieneriſch Neuſtadt, ein ſehr artiger, kleiner Ort, der fünf tauſend Seelen halten ſoll. Kurz, ehe man ihn erreicht, kommt man durch Thereſienfeld, eine ſonderbare Erſcheinung von einem Dorfe. Alles iſt hier regelmäßig angelegt; die Häuſer haben ungefähr alle die nehmliche Form, ſind ländlich elegant, und jedes iſt umgeben von einem Stückchen Lande, das dem Hauſe

urſprünglich angewieſen wurde. Dieſes Dorf liegt in einer ſehr unfruchtbaren Gegend, welche Maria Thereſia dadurch benutzen wollte, daß ſie fremde Landleute dahinzog, für die ſie den Ort mit vielen Koſten anlegte. War es die Unfruchtbarkeit des Bodens, oder waren andere Umſtände daran Schuld, genug die Unternehmung wollte nie gedeihen, und die mehreſten der neuen Anbauer verſchwanden. Jetzt ſind alle dieſe Häuſer nur dünn bewohnt, von einigen Landleuten, einigen Handwerkern, und dann von einer Art von herabgekommenen Menſchen beſſerer Stände, worunter ſich ausgediente Officiers befinden.

Neuſtadt, das man zum Unterſchiede von andern, Wieneriſch nennt, hat eine allerliebſte Lage! Anfangs glaubt man, es liege an dem Fuße der großen Bergkette, die ſich kühn hinter dieſer Stadt erhebt; allein ich fand nachher, daß ich dieſe erſt zwey Meilen ſpäter erreichte. Ich wüßte keine kleine Provinzialſtadt in Deutſchland, deren Aeußeres ſo viel verſpräche! Eine allgemeine Reinlichkeit, eine Menge hübſcher, niedlicher Häuſer, ein vortreffliches Wirthshaus, ein anſehnliches Kaffeehaus, in welchem mir die zwey Billards und die vielen großen Wandleuchter auffielen, ein großer Marktplatz mit einer anſehnlichen Verzierung in der Mitte; ein beträchtliches Schloß und mehrere andere Dinge

erregen die Aufmerkſamkeit des Reiſenden. Im Grunde iſt das alles nichts weiter, als der Sitz einer Garniſon, einer Militäracademie, die im kaiſerlichen Schloſſe ihren Sitz hat, und eines kleinen Adels, der zu arm iſt, um in Wien zu leben, und der doch gern eine gewiſſe Geſellſchaft genießen, und in der Nähe der Hauptſtadt ſeyn möchte.

Sobald man dieſen Ort im Rücken hat, kommt man in eine reitzende Ebene, die durch jene Gebirge begrenzt iſt, an deren Fuß man Anfangs glaubt, daß Neuſtadt gelegen iſt. Allein man fährt noch zwey Meilen in der Ebene fort, und erſt dann fängt die Straße an, ſich allmählich in die Berge einzuwinden, von denen man ſich, nach dem letzten Pferdewechſel zu Neukirchen, ganz umgeben findet. Ohne gerade ſehr merklich zu ſteigen, kommt man immer mehr und mehr in hohe romantiſche Gebirge, bis man ſich endlich zu Schottwien ſo eingeſchloſſen findet, daß man glauben möchte, es ſey unmöglich, weiter zu gehen. Die Steinmaſſen ſind auf allen Seiten hoch und ſenkrecht, und es fällt einem nicht wenig auf, einen ziemlich beträchtlichen Ort in dieſer anſcheinend verlornen Felſenenge zu finden. Dieſer Paß, den die Natur beſtimmt zu haben ſcheint, unüberwindlich zu ſeyn, iſt noch durch eine Mauer, durch Thore, Thürme

und einige kleine Forts, die aber ſeit langer Zeit vernachläſſiget worden ſind, befeſtiget. — Wir fanden auf dem Poſthauſe zu Schottwien reinliche Zimmer, gute Betten, und eine erträgliche Mahlzeit. — Ob wir ſchon Wien erſt um acht Uhr verlaſſen, und ein paar Stunden zu Neuſtadt uns aufgehalten hatten, ſo kamen wir doch noch bey vollem Tagelichte hier an. Die Ferne iſt zehn Meilen, ſo wie nehmlich die Oeſtreichiſchen Poſtmeilen ſind, d. h. ſehr klein.

Höchſt angenehm iſt die beſtimmte, feſte Ordnung, in der das Poſtweſen in Oeſtreich ſeinen Gang geht! Die Poſtmeiſter halten ſich an die Verordnungen, und dieſe ſind ſo, daß der Reiſende wahrhaftig nicht Urſache hat, ſich zu beklagen, wie es wirklich hin und wieder in andern Ländern der Fall iſt. Heute früh fanden wir ſechs Pferde vor dem Wagen, ſtatt viere, womit wir gekommen waren. Zwey davon werden auf der Höhe des Berges wieder abgenommen, und nicht beſonders angerechnet. Man bezahlt aber für dieſe Station drey Meilen, ob die Ferne ſchon nur zwey betragen ſoll. Dabey kommt aber der Poſtmeiſter noch immer zu kurz, denn gewöhnlich legt man zwey Meilen in zwey Stunden zurück; hier aber brachten wir beynahe zwey Stunden zu, ehe wir die Höhe des Semmering erreichten, und für die ganze Station

brauchten wir drey Stunden. Dieſer hohe Berg, über den eine ſehr gute Straße führt, ſcheidet Oeſtreich und Steyermark. Die Grenze iſt, dicht an der Straße, durch ein Denkmahl, das von ſchlechtem Marmor, aber ſonſt ziemlich anſehnlich iſt, bezeichnet. — Noch immer ſahen wir hin und wieder den Schneeberg, den wir nunmehr zur Rechten hatten, und der heute, den 24ſten April noch bis an ſeinen Fuß ganz mit Schnee bedeckt iſt. Er beſteht größtentheils aus Felſen, die im Sommer ganz nackt ſind. Wenn ich ihn zu Wien ſah, ſagte man mir immer, daß er die Grenze von Oeſtreich und Steyermark mache; allein jetzt finde ich, daß er ganz in Oeſtreich ſteht; aber er iſt, wie ich ſchon erinnert habe, bloß ein Theil eines größern Gebirges, und dieſes iſt es, welches die beiden Länder ſcheidet.

So wie wir allmählich den Semmering erſtiegen, bemerkte ich noch ſehr viel Schnee auf allen Bergen umher; als wir uns aber der höchſten Höhe der Landſtraße näherten, fand ich auch da noch Schnee auf beiden Seiten, und endlich tief unter uns. Die Luft war rauh und ſcharf, und alle Gewächſe ungefähr in dem Zuſtande, in welchem ich ſie vor vierzehn oder ſechzehn Tagen zu Wien ſah. An manchen Orten war die Straße von dem erſt kürzlich geſchmolzenen Schnee noch

ganz naß und kothig, ob wir ſchon ſeit einiger Zeit vollkommen trockenes Wetter gehabt haben. — So wie man allmählich tiefer kommt, und Mürzzuſchlag ſich nähert, ändert ſich das ein wenig; indeſſen zeigt doch alles umher, daß man noch immer in einer ſehr hohen Region iſt; und ſelbſt hier zu Bruck finde ich alles viel ſpäter, als wir es zu Wien verlaſſen haben.

Zu Mürzzuſchlag fängt das berühmte Thal an, das unter dem Namen des Mürzthales bekannt, und ſechs Meilen lang iſt. Seine Schönheit ſowohl, als der Reichthum ſeiner Einwohner machen es berühmt. Den Namen hat es von der Mürz, welche Anfangs ein kleiner Bach iſt, ſchnell zunimmt, und ſchon, ehe man nach Bruck kommt, einen recht hübſchen Fluß bildet. Das Thal ſelbſt iſt in ſich ſehr verſchieden, und die milden, lieblichen Gegenden um Bruck machen mit den höhern, alpenartigern einen merklichen Abſtich.

Grätz, den 25 April.

Von Bruck bis hierher ſind ſieben Meilen, oder eigentlich ſechs, denn die Oeſtreichiſchen Poſtmeilen ſind ſo klein, daß man von ſieben Meilen immer eine abziehen kann, und auch wohl mehr, wenn man ſie mit den Meilen vergleicht, nach welchen die Leute im Lande rechnen, die mit den Poſten nichts zu thun haben. Wenn Sie Sich daher nach der

Entfernung von einem Orte zum andern erkundigen, ſo geben die Leute allemal weniger an, als man auf den Poſten bezahlt. Wer würde aber nicht mit Vergnügen dieſe kleinen Meilen in einem Lande bezahlen, wo man ſo ziemlich jede in einer Stunde zurücklegt, und wo die Gewohnheit der Norddeutſchen, den Reiſenden auf jeder Poſt wenigſtens eine halbe Stunde aufzuhalten, vollkommen unbekannt iſt. In der Regel bringt der Poſtſtillon, in den Oeſtreichiſchen Staaten, die friſchen Pferde den Augenblick, daß er einen Wagen ankommen hört, und mehr als einmal habe ich ſie bereit ſtehen ſehen, ehe noch die letzten abgeſpannt werden konnten. Fährt man nun vollends nur mit zwey Pferden, wie das von Bruck hierher unſer Fall war, ſo geht alles noch viel geſchwinder. Noch kann ich mich in den weitläuftigen Oeſtreichiſchen Staaten keines Falles erinnern, in dem man mir geſagt hätte, es fehle an Pferden, oder ſie wären auf dem Felde, man müſſe ſie vom nächſten Orte kommen laſſen, oder man müſſe warten, bis ſie gefüttert ſeyen, oder bis irgend ein Geſpann zurückkomme.

Doch es war nicht von der Vortrefflichkeit des Oeſtreichiſchen Poſtweſens, ſondern von dem herrlichen Lande zwiſchen Grätz und Bruck, daß ich Ihnen ſchreiben wollte! — Von dem Mürzthale und ſeinen Schönheiten hatte ich geleſen, und viel gehört; aber daß die Thäler (denn man bleibt

immer in Thälern) zwiſchen Bruck und Grätz noch ſchöner und mannigfaltiger ſind, wußte ich nicht! Steyermark iſt wirklich ein herrliches Land, und mit vielen der ſchönſten Theile der Schweiz zu vergleichen, wenn man die Seen wegrechnet, deren ſich hier keine finden. Was die Schneeberge, oder Alpen betrifft, ſo kann man ſich in hieſigen Landen einen vollkommenen Begriff davon machen, denn ich habe hin und wieder Ausſichten auf Oberſteyermark gehabt, wo Berge über Berge ſich thürmen, und die in dieſem Augenblicke ſo ganz mit Schnee bedeckt ſind, daß ſie ſich bis tief herab in einem durchaus weißen Gewande zeigen. Unter andern ſah ich von dem alten Schloſſe zu Bruck eine Aufthürmung dieſer mit Schnee bedeckten Berge, die eine wahrhaft große Ausſicht bildet. Und doch ſind dieß nicht eigentliche, mit ewigem Schnee bedeckte Alpen, denn ich höre, daß dieſer im hohen Sommer auf allen den Bergen, die ich da ſah, größtentheils ſchmilzt.

Von Mürzzuſchlag bis Bruck hatte uns die Mürz unausgeſetzt begleitet! Bey der letztern Stadt vereiniget ſie ſich mit der Mur, die aus Oberſteyermark herabkommt, und nun allein den Namen behält; ſie wird ſogleich ſchiffbar, und bildet einen, wenigſtens für das Auge, ſehr anſehnlichen Fluß. Tief iſt er eben nicht; indeſſen kann man ihn doch gleich von Bruck aus befahren, und von Grätz

abwärts wird er in dieſer Rückſicht noch mehr ge- braucht. Aber dieſe Schiffahrt gehet bloß abwärts, und kein Fahrzeug, das hinunter fährt, kommt je wieder zurück. Der Lauf der Mur iſt ſo reißend, daß dieſer Fluß in dem vergangenen ſo ſchrecklichen Winter doch nie gefror: und er iſt vielleicht der ein- zige in Deutſchland, deſſen Anwohner über den Schaden nicht zu klagen hatten, den das Treibeis und die daraus entſtehenden Ueberſchwemmungen überall angerichtet haben.

Das Mürzthal, d. h. das ſechs Meilen lange Thal zwiſchen Mürzzuſchlag und Bruck, iſt wegen ſeiner Schönheit berühmt. Selbſt die Be- wohner anderer Gegenden von Steyermark reden davon, als etwas vorzüglichem. Ich kann nicht abſehen, warum man es ſo ganz beſonders auszeich- net. Es iſt allerdings ein ſehr ſchönes, ſo viel als möglich angebautes, und für ſeine hohe Lage frucht- bares Land. Die Wieſen ſind vortrefflich, und werden von Waſſer benetzt, das die Landleute mit vieler Geſchicklichkeit aus der Mürz zu ziehen wiſ- ſen. Auch ſind hier mehrere Eiſenhammer. Bey dem allen aber kann ich nicht ſehen, warum man dieſes Thal mehreren andern vorziehen ſollte, die ich zwiſchen Bruck und Grätz (und nachher in Oberſteyermark) geſehen habe. Das ganze Thal, oder vielmehr die Thäler, die man auf einer Strecke von ſieben Meilen zwiſchen Bruck und Grätz durch-

wandert, dünken mich eben ſo ſchön, wo nicht ſchöner. (Einige Striche in Oberſteyermark laſſen ſich ebenfalls damit vergleichen, und das, was ich von Kärnthen geſehen habe, giebt ihm, in meiner Meinung, nichts nach.) Die ganze Strecke von Wieneriſch-Neuſtadt an, iſt ein durchaus ſchönes Land, ſo ſchön, daß, wenn ich ſeine Länge bedenke, ich wenige Striche in Europa kenne, die ich damit vergleichen könnte.

Daß das Mürzthal ſehr angebaut iſt, habe ich ſchon geſagt; aber die Thäler zwiſchen Bruck und Grätz, oder, wenn Sie wollen, das Thal (denn, unter unzähligen Abwechſelungen ſcheint es immer nur eins zu ſeyn) iſt noch angebauter. So wie man dort, in den ebenen Theilen, die ſchönſten Wieſen ſieht, ſo finden Sie hier die ſchönſten und reichſten Kornfelder; ja ſelbſt den ſteilſten Bergen dringt Arbeit und Beharrlichkeit einige Gaben ab. Manche Berge in den Gegenden der Mur beſtehen aus ganz nackten Felſen, und viele derſelben ſind ſenkrecht. Denken Sie Sich die mannigfaltigen und erhabenen Anſichten, die dadurch entſtehen, wo die äußerſte Fruchtbarkeit mit der dürren, aber romantiſchen Nacktheit abſticht. Ich weiß kaum in der Schweiz eine Strecke von ſo vielen Meilen, die bey einem ſo großen Reichthume eine ſolche Menge von mahleriſchen Gegenſtänden darböte.

Im Mürzthale bemerkte ich, nahe an der Landſtraße, ein großes Gebäude mit mehreren Ableitern. Es war, ſeinem Anſehen nach, kein Herrenhaus, und ich wußte, daß es hier keine Fabriken giebt. Auf Anfrage erfuhr ich, daß der Kaiſer hier ungefähr dreyßig Wagner und Schmiede hält, die nichts als Karren und gemeine Wagen für ihn machen. Der Gedanke ſchien mir beſonders, und verdiente wohl Nachahmung. — Wer gewiſſe Artikel in Menge braucht, thut immer wohl, ſie da machen zu laſſen, wo der größte Vorrath von Materialien dazu iſt. Hier iſt Holz und Eiſen in Fülle, und die Handarbeit, Hauszins, Feurung und dergleichen müſſen natürlich wohlfeiler ſeyn, als in einer Stadt. Auch läßt ſich ein ganz fertig gemachter Karren oder Wagen, eine Lavette, oder irgend ein Fuhrwerk, das man für die Armee braucht, weit leichter fortbringen, als das Holz und Eiſen, woraus dieſe Artikel gearbeitet werden.

Was mir zwiſchen Bruck und Grätz, ſo wohl als ſchon im Mürzthale auffiel, iſt die Menge von guten und großen Häuſern, die man überall ſieht. Ich weiß, daß ſie nicht alle zu Rittergütern gehören; einige ſind Hammerwerke, deren es in dieſem Lande ſehr viele giebt. Aber auch manche gemeine Landleute haben ſehr gute Häuſer, ſo wie ſie überhaupt ſehr wohlhabend ſind. Herrmann ſagt in

ſeiner Reiſe durch Oeſtreich, es gäbe Bauern in Steyermark, die von zehn bis ſiebzig tauſend Gulden beſäßen. — Alte Schlöſſer giebt es auch in Menge! Sie haben gewöhnlich eine ſehr kühne Lage auf der Spitze irgend eines der niedern Hügel.

Die Berge, die nicht aus ganz kahlen Felſen beſtehen, ſind bis auf ihre Gipfel mit Holz bewachſen, wovon dieſes Land einen Ueberfluß zu haben ſcheint. Demungeachtet ſagte mir zu Grätz einer meiner Bekannten, daß das Holz theuer wäre, daß man über Mangel klagte, und daß die Klafter von dem ehemaligen Preiſe von drey und einem halben Gulden bis auf ſieben und einen halben geſtiegen wäre. Freylich war der letzte ein ungewöhnlicher Winter; allein man behauptet, daß dieſer Holzpreis bis jetzt ſich ſo ziemlich erhalten habe. Er iſt in der That ſehr hoch; denn hier iſt nur von weichem Holze die Rede, weil faſt alle dieſe Wälder, womit die Berge bedeckt ſind, aus Nadelholz beſtehen. Am allerwenigſten räumt ſich dieſes mit dem Gebrauche zuſammen, das Holz niederzuhauen, und auf der Stelle zu verbrennen, um mit den kleinern Theilen deſſelben den Boden zu düngen, während daß man die größern Stücke zu andern Bedürfniſſen rettet. Ich habe Ihnen dieſe Verfahrungsart, unter dem Artikel Swadje-Land, in Schweden beſchrieben, wo ich nicht glaubte, daß ich

das nehmliche in einem Lande wieder finden würde, das ſo angebaut und bevölkert iſt, wie Steyermark. Ich gedachte dieſes Umſtandes, als man zu Grätz ſich über die Theurung des Holzes beſchwerte, und erhielt zur Antwort, daß ſeit Josephs Zeiten keine Holzverordnung mehr beobachtet werde. Ehe dieſer Kaiſer zur Regierung kam, hatte man ſehr beſtimmte Geſetze über das Forſtweſen, und alles Holz ging in ſeine angewieſenen Canäle; allein Joſeph II befreyte die Leute von dieſem Zwange. Seitdem verfährt jeder Eigenthümer nach Willkühr; der Bauer benutzt ſein Holz, wie er es für gut findet, und hält mit dem, was er verkauft, auf hohe Preiſe. Die Regierung ſcheint, gerade jetzt, ſich ungern darein zu miſchen, und dem Landmanne nachzuſehen, wenn er dieſes und andere Mittel gebraucht, um ſich von den mancherley Verluſten zu erholen, die er, wie man wohl weiß, durch die Franzoſen erlitten hat.

Da von den Höhen des Semmerings ununterbrochen ein fließendes Waſſer bis Grätz geht, ſo iſt es natürlich, daß der obere, weniger bewohnte Theil des Landes, und der zugleich der holzreichſte iſt, ſeinen Ueberfluß herabflößt. Freylich verzehren die Bergwerke, die vielen Zainhammer, die Eiſenfabriken und die Kohlenbrennereyen eine große Maſſe von Holz; demungeach-

tet dünkt mich, daß irgendwo ein beträchtlicher Fehler in der Verwaltung und Einrichtung ſeyn muß, wenn das Holz zu Grätz für den Preis verkauft wird, den man mir angegeben hat.

Die üble Gewohnheit faſt aller Bergländer, in ſehr warm geheitzten Zimmern zu leben, verzehret auch viel Holz. Als ich im Juny 1794 über den Brenner in Tyrol ging, trat ich in ein paar Häuſer der Landleute, und fand die Zimmer ſo heiß, daß ich nicht drey Minuten darin bleiben konnte. (Das nehmliche begegnete mir im July 1799 auf dem nehmlichen Berge.) In allen Wirthsſtuben, die ich ſeit drey Tagen betreten habe, fand ich eine unmäßige Hitze. Gleichwohl iſt es uns noch nicht eingefallen, in unſern eigenen Zimmern Feuer machen zu laſſen. In dem Sächſiſchen Erzgebirge heitzt man auf dem Lande ſo ziemlich in allen Monaten des Sommers, ſo bald die Luft etwas rauh iſt; und ſelbſt in den Städten findet man häufig Feuer in den Oefen, bey einer Temperatur, bey der es niemanden auf dem platten Lande zu heitzen einfallen würde.

Auf einigen ſtatiſtiſchen Tabellen habe ich die Bevölkerung von Grätz mit vierzig tauſend Seelen aufgetragen gefunden. Dieß iſt offenbar übertrieben! Man ſagte mir hier, daß ſie zwiſchen zwey und dreyßig bis fünf und dreyßig tauſend gehalten

würde, oder ſchwankte. Auch dieſe Zahl dünkt mich noch zu hoch, wenigſtens die letzte. Die Einwohner werden alle Jahre gezählt; allein das Reſultat davon kommt, wie bekannt, nie in allgemeinen Umlauf. Noch ſchwerer hält es, Bevölkerungsliſten über ganze Provinzen zu erhalten. Indeſſen habe ich doch eine bekommen, welche nach der Zählung vom Jahre 1793 bis 1794 iſt.

Steyermark.

Grätzer Creis	— Menſchen,	296,424	829,229
Judenburger Creis	—	98,545	
Prugger Creis	—	73,156	
Marburger Creis	—	186,099	
Zillier Creis	—	175,005	

Kärnten.

Klagenfurter Cr.,	Menſchen	177,477	297,384
Villacher Creis	—	119,907	

Krain.

Leibacher Creis	— Menſchen	147,247	419,411
Neuſtädtler	—	154,222	
Adelsberger	—	117,942	
			1,546,024

Ich habe die Orthographie behalten, wie ich ſie auf der Liſte fand. Einiges iſt vielleicht geradezu

Irrung, kann aber auch ein neuer Beweis ſeyn, wie verſchieden eine Menge Oeſtreichiſche Orte und ganze Provinzen geſchrieben werden. Oeſtreich und Oeſterreich, Böhmen und Boheim, Steyermark, Steiermark und Steier, Bruck, Pruck und Prug, Leoben und Löwen, Cilly und Zilly, Semmering, Semering und Sömmering, und ſo fort ohne Ende. Ich bin vergangenen Winter, da ich beſtändig über Oeſtreich und die verſchiedenen Länder dieſer Monarchie las, an die Verſchiedenheit des Schreibens ſo ſehr gewöhnt worden, daß die ſo verſchiedentlich hier geſchriebenen Wörter mir kaum mehr auffallen.

Das alte, urſprüngliche Grätz, welches mit Mauern, Gräben und einigen Feſtungswerken eingeſchloſſen iſt, hat ſehr wenig Umfang; ſeitdem aber iſt es durch Vorſtädte außerordentlich vergrößert worden, und nimmt noch immer zu. Dieſe Vorſtädte liegen ſonderbar umher zerſtreut; einige ſehen wie abgeſonderte Dörfer aus, und haben Gärten und Weinberge, die ihnen ein liebliches Anſehen geben. Auch liegen einige wirkliche Dörfer, die ſehr hübſch ſind, und viele gute Häuſer haben, in der Nähe der Stadt. Zwiſchen dieſen iſt wiederum eine ſolche Menge von größern und kleinern Landhäuſern, Gartenhäuſern, Lehnsherrſchaftlichen Schlöſſern, Meyerhöfen und auch einzelnen Bauerhäuſern, daß das Ganze eine höchſt belebte und anmuthige Scene bildet, die nicht nur

eine Ebene von vielleicht zwey Quadratmeilen füllt, ſondern auch mit an die benachbarten Hügel ſich hinaufzieht. Dieß giebt zuſammen einen reichen, großen und lieblichen Anblick, den man am allerbeſten von der Citadelle ſieht, und die ich unter die ſchönern rechne, die mir von dieſer Art in Europa vorgekommen ſind. Die Hügel ſind von mäßiger Höhe, und alle theils mit Waldung bewachſen, theils mit Feldern, Weinbergen und Wieſen bis an die Spitze auf das ſorgfältigſte angebauet. Es iſt, an einem ſchönen Morgen, wie wir heute hatten, ein reitzender Anblick, der zugleich das Bild eines hohen Wohlſtandes giebt; denn ein großer Theil aller der zerſtreuten Häuſer, in der Ebene ſowohl als an dem Abhange des Hügels, gehört den mehr oder minder reichen Einwohnern der Stadt.

Die Citadelle, von der Sie alles das ſo ſchön ſehen, liegt in der eigentlichen Stadt auf einem ſehr ſteilen Hügel, der ſechs bis ſieben hundert Schuh über dem Fluſſe erhaben ſeyn mag. Als feſter Ort betrachtet, ſoll ſie ſonſt von Bedeutung geweſen ſeyn; jetzt aber iſt ſie ganz vernachläſſiget; auch beſchloß die Regierung, als die Franzoſen vor zwey Jahren ſich näherten, hier keinen Widerſtand zu thun.

Ueber die nahen, ſchönen und fruchtbaren Hügel hinaus, welche Grätz umgeben, erheben ſich

größere Berge gegen Ungarn und Croatien; die höchſten aber zeigen ſich gegen Oberſteyermark, Kärnthen und Krain. Ich ſah mehrere, die gegen Laybach und über Klagenfurt hinausliegen, und die jetzt noch ſammt und ſonders mit Schnee bedeckt ſind: ein Umſtand, der die Großheit dieſer Ausſicht merklich vermehrt. Manche gehören unter die hohen Alpen, und zeigen ewig ihre beſchneyten Gipfel.

Auch der Fluß Mur, der zu Bruck durch die Mürz vergrößert worden iſt, erhöht gar merklich die Schönheit des großen Gemäldes, und macht hier ſo ziemlich eine Figur, wie der Rhein bey Schafhauſen. Zwar hält er wirklich nicht ſo viel Waſſer, als der Rhein dort, aber er hat wenigſtens den Schein, weil ſeine Tiefe nur unbedeutend iſt, und er mehr in die Breite ſich dehnt. Er läuft noch immer mit einer furchtbaren Schnelle! Stücke Holz, die ich von der Brücke hinabwarf, verſchwanden in wenig Secunden vor meinen Augen.

Hier ſind zwey Brücken, wovon die eine ganz von Holz iſt; die zweyte, ebenfalls von Holz, ruht auf ſteinernen Pfeilern. Dieſe iſt breit, ſchön und ganz bedeckt, und an jeder Seite läuft eine lange Reihe von Buden hin, die denn hier wie in einem Hauſe ſtehen.

Grätz iſt nicht ganz die ſchöne Stadt, die ich nach den Beſchreibungen und Erzählungen erwartete, welche ich davon geleſen und gehört hatte; aber ſie beſitzt eine Menge großer und ſehr guter Häuſer, die ungefähr alle von Stein ſind, und worunter ſich viele befinden, die ein Italiener Paläſte nennen würde. Hierher gehören die der Grafen von Saurau, Loibel, Wormbrand, das Zeughaus, das Haus der Landſtände, das Gebäude, welches der Herzog von Modena inne hat, und einige andere. — Das Haus, in welchem Buonaparte wohnte, und welches man uns als eine Seltenheit zeigte, iſt auch ſehr anſehnlich. — Die Burg, ehemalige Reſidenz der Herzoge von Steyermark, iſt jetzt die Wohnung des Gouverneurs, und der Sitz der Landesregierung. — Die Redoute und das Schauſpielhaus, die unter einem Dache vereiniget ſind, machen zuſammen ein ſehr anſehnliches Gebäude. Ich ging geſtern Abends auf eine halbe Stunde in das Schauſpiel, und fand ein ziemlich artiges Haus, aber eine Geſellſchaft, deren Spiel mich nicht gereitzt haben würde, länger zu bleiben, wenn ich es auch nicht vorher beſchloſſen hätte, nur auf kurze Zeit dahin zu gehen.

Daß die Grätzer mit Wohlgefallen von dem Mauſoleum reden, in welchem Ferdinand II und ſeine Gemahlin begraben liegen, wundert mich

nicht; denn es iſt immer ein Denkmahl, dergleichen man in Provinzialſtädten nicht leicht ſieht. Das Gebäude iſt in ſeiner Art ſtattlich, nicht ohne Anſprüche auf Architektur, die aber freylich nicht vom beſten Geſchmacke iſt, und inwendig mit Bildhauerarbeit reichlich verſehen. Aber die Herrlichkeiten, die man darin ſieht, ſind eine ſchwere Maſſe, an der die Kunſt das geringſte Verdienſt hat. In einzelnen Theilen findet ſich wohl manches Gute; aber das Ganze zuſammen macht eine traurige Wirkung.

Grätz iſt eine von den Städten, deren Aeußerem man es anſieht, daß ſie ſchon ſeit geraumer Zeit im Zunehmen waren, und es noch ſind. Ich ſah eine Menge neuer Häuſer, und bemerkte, daß noch immer fortgebaut wird. Unter der Regierung Josephs II kaufte ein Privatmann einen ganzen großen Platz, den er vollkommen bebaute. Auch verzierte er ihn mit einer ſchönen Corinthiſchen Säule von Metall, die vorher an einem andern Orte ſtand, und mit einem Marienbilde, das aber keineswegs ſchön iſt.

Hier iſt eine Cattun- und Zitzfabrike, auch macht man etwas feine Leinwand. Außerdem bringt dieſe Stadt nichts im Großen hervor; wohl aber treibt ſie einen ſehr anſehnlichen Weinhandel, einen beträchtlichen Verkehr mit Eiſen, und macht anſehnliche Geſchäfte in dem Italieniſchen Mate-

rialienhandel. Dieſer letztere erſtreckt ſich von hier über einen großen Theil der Oeſtreichiſchen Monarchie, auch nach Ungarn und zum Theil, aber in einem geringern Maße, über das Reich. — Der Senſen- und Sichelnhandel iſt überaus wichtig! Herrmann ſchreibt, daß hundert Stück Senſen von vierzehn bis zwey und zwanzig Gulden koſten. Der Eigenthümer eines großen Waarenlagers von dieſen Artikeln ſagte mir, der Preis wäre jetzt von acht und dreyßig bis zwey und vierzig Gulden, und behauptete, daß die Senſen nie ſo wohlfeil als vierzehn Gulden geweſen wären. Bey der Gelegenheit erfuhr ich, daß das Eiſen, im Verlaufe von nicht gar vielen Jahren, um hundert pro Cent geſtiegen iſt.

Die hieſigen Bierbrauereyen ſind ſehr beträchtlich, und mehrere Bürger haben ſich ein anſehnliches Vermögen damit erworben. Man zeigte mir, im Vorbeygehen, eine Menge neuer Häuſer, die alle einem reichen Brauer gehörten. Es iſt auffallend, daß ſich unter dieſer Claſſe in allen Ländern ſo viel reiche Leute finden. Das Bier iſt hier gut, und koſtet vier Kreuzer das Maß. Uebrigens befremdet es mich, daß zu Grätz und in der Gegend umher ſo viel Bier getrunken wird, da der Wein äußerſt wohlfeil iſt. Für drey Gulden kann man einen Eimer Wein haben, der trinkbar iſt. Der Oeſtreichiſche Wein für dieſen Preis iſt ſauer und

nicht zu genießen. Von den beſſern Steyerſchen Weinen koſtet die Laſt von zehn Eimern von achtzig bis ein hundert zwanzig Gulden. Nehmen Sie die Mittelzahl von hundert Gulden, ſo bekommen Sie für zehn Gulden einen Eimer guten Wein, acht bis zehn Jahre alt. Er hat mehr Geiſt und iſt hitziger, als der Oeſtreichiſche, kurz nähert ſich ſchon etwas der Natur der Italieniſchen Weine. — Uebrigens müſſen Sie unter Grätzer- und Steyriſchen Weinen nicht diejenigen verſtehen, die in der Nähe der Stadt wachſen. Sie werden wenig geſchätzt, die beſſern kommen aus Radkersburg und der dortigen Gegend.

Grätz ſoll, nach Wien und Prag, die angenehmſte Stadt in den Oeſtreichiſchen Provinzen ſeyn, und eine ſehr gute Geſellſchaft enthalten. Ein mildes Clima, eine reitzende Gegend und eine Menge ſehr guter Naturerzeugniſſe machen es begreiflich. Hier wohnt ein zahlreicher Adel, unter dem ſich einige ziemlich reiche Häuſer finden. Seit einiger Zeit hat die Geſellſchaft einen anſehnlichen Zuwachs durch mehrere intereſſante Fremde bekommen, worunter ich nur den Herzog von Modena und den Cardinal Herzan nennen will. Auch der Biſchof von Grätz bringt gewöhnlich acht Monate vom Jahre hier zu. Der gegenwärtige hat den Ruf, daß er ein volles Drittel ſeines jährlichen Einkommens, das ſich auf ſechs und zwanzig bis acht und

zwanzig tauſend Gulden belaufen ſoll, (die aber nicht bloß von dem Bisthume kommen) unter die Armen vertheilt und das Uebrige verzehrt.

Unter den mannigfaltigen Gegenſtänden, die ich in der Nähe dieſer Stadt bemerke, iſt ſo vieles, das den Reiſenden anziehen muß, und worauf er mit Vergnügen weilen würde, wenn er nicht, wie wir, bloß auf zwey Tage ſich einſchränkt.

Man führte uns auf einen Sitz des Grafen von Herbersdorf, der nahe bey der Stadt liegt, mit einem ungeheuern Schloſſe und einem beträchtlichen Garten. Der letzte Eigenthümer hinterließ dem gegenwärtigen dieſes Grundſtück unter der Bedingung, daß er den Garten aufrecht erhalten und dem Publikum offen laſſen ſollte. An den Sonntagen iſt hier ein großer Zuſammenfluß von Menſchen aus der Stadt, und in einem der Wirthsſchaftsgebäude wird Bier, Wein, Kaffee ꝛc. verkauft. — In dieſem Augenblicke ſind auf dieſem Schloſſe die Kinder des Großherzogs von Toscana, die auf ihrer Reiſe nach Wien hier Raſt halten. Der Großherzog, ſeine Gemahlin und ein Theil des Hofes haben einige Tage früher auch da übernachtet. Der Großherzog kam vor acht Tagen nach Wien, mit einem kleinen Gefolge; nachher ging er wieder zurück und ſeiner Gemahlin entgegen, bis Grätz. Wir begegneten ihnen auf der

letzten Station vor Bruck auf ihrem Wege nach Wien.

Eine andere ſchöne Ausſicht auf die Gegend um Grätz hatten wir von dem Weinberge eines Kaufmannes, deſſen Bekanntſchaft wir hier gemacht haben. Das Haus ſteht auf der mittlern Höhe eines Hügels, von welchem man den größten Theil des Thales überſieht. Da war ſo manches, das mich an Italien erinnerte! Wirklich kommt mir Grätz als eine Stadt vor, die zwiſchen dem letztern und Deutſchland den Uebergang macht.

Auch den berühmten Calvarienberg, eine halbe Stunde von der Stadt, muß ich nicht vergeſſen; denn auch da iſt die Ausſicht überaus ſchön. Uebrigens iſt hier das Leiden Chriſti auf mancherley Art verſinnlichet! Eine Menge kleiner Capellen ſtellen die verſchiedenen Stationen der Leidensgeſchichte vor; die Figuren ſind von elender Bildhauerey, und der Ausdruck roh und grob bis zum Ekelhaften. In einer der Capellen brennt eine Lampe und ein Wachslicht, und Ihr Lohnbedienter erzählt Ihnen, mit vieler Andacht, die mancherley Wunder, die hier geſchehen ſeyn ſollen. Auch kommen Sie, auf Ihrem Wege, den Felſenhügel hinauf, durch eine kleine Kirche, und ſo immer höher, bis Sie oben auf der Spitze die ganze Kreuzigung natürlich, oder vielmehr unnatürlich vorgeſtellt finden —

Chriſtus zwiſchen den Schächern, Maria, Johannes, Maria Magdalena, alles in Lebensgröße und bunten Farben. — Ich traf hier der Andächtigen eine ziemliche Zahl, mehrentheils Landvolk, alle Mansperſonen unbedeckt; ſie knieeten, beteten, und beym Weggehen küßte jedermann einen Stein, der ſich unter den Füßen des gekreuzigten Chriſtus befindet.

Auch hier ſtehen die Klöſter, welche Joſeph II noch übrig ließ, großentheils leer, und die Zahl der Mönche nimmt mit jedem Jahre ab. Niemand tritt gern mehr in dieſe Orden, und die wenigen jungen Geiſtlichen, die noch darin aufwachſen, nimmt der Biſchof von Zeit zu Zeit heraus, um die Pfarreyen damit zu beſetzen, weil es auch hier an Prieſtern für die Kirchſpiele fehlt. Noch zwanzig Jahre, und das Mönchsweſen wird in den Oeſtreichiſchen Provinzen ſo ziemlich ſein Ende erreicht haben, es ſey denn, daß die Regierung es für gut finde, neue Maßregeln zur Aufrechthaltung deſſelben zu treffen. Sonſt dürfte ſie nur die Klöſter, die allmählich leer werden, einziehen, und die wenigen Mönche, die ſie da fände, in andere Klöſter verpflanzen, die eben ſo wenig Mitglieder haben, bis endlich das Ganze nach und nach ausſtürbe, ohne weiteres gewaltſames Aufheben.

In und um Grätz waren vor zwey Jahren fünf und zwanzig tauſend Franzoſen. Der größere Theil

befand ſich in zwey Lagern nahe bey der Stadt; die übrigen, ſo wie die mehreſten Officiers, in der Stadt. Man ſagt mir, daß das Wirthshaus, in welchem ich hier wohne, allein an die vier hundert gehabt hätte. Grätz war damals von allen kaiſerlichen Truppen entblößt, und die Bürger bildeten ſich in ein Corps von etwa zwey tauſend Mann. Sie hatten ihre Hauptwache, beſetzten alle Poſten, und brachten es wirklich dahin, daß ſo ziemlich Ruhe und Ordnung erhalten wurde. Der Bürgermeiſter und ein hieſiger Kaufmann, als Bürgergeneral, thaten alles in einem Zeitpunkte, in welchem Grätz keine höhere Regierung zu haben ſchien. Gleichwohl iſt dieſe Stadt der Sitz für die Regierung von Steyermark, und der Inneröſtreichiſchen Provinzen. Der Kaufmann, Herr Dobler, erhielt nachher von den Ständen eine goldene Medaille. Als die Franzoſen von Leoben herabkamen, ſchickten ihnen die Bürger eine Companie entgegen, und ließen fragen, (denn ſie wußten nicht, daß der Friede geſchloſſen war) ob ſie als Freunde oder Feinde kämen? Die Franzoſen antworteten, daß, wenn man ihnen Eſſen, Trinken und ihre übrigen Bedürfniſſe verſchaffte, ſo würden ſie ſich als Freunde betragen. Sie waren über vierzehn Tage lang hier, und die Bürger wußten noch immer nicht, ob der Friede abgeſchloſſen wäre; und viele behaupten, daß die Franzoſen es auch nicht mit Zuverläſſigkeit gewußt hätten. Für die große Menge

mag das wahr ſeyn; aber die Häupter wußten es gewiß, nur fanden ſie es vielleicht bequem, es nicht zu wiſſen.

Die Franzoſen beſetzten, gleich nach ihrer Ankunft, die Citadelle, führten Kanonen auf die Wälle, und kehrten ſie gegen die Stadt. Sie ſollen aber kein Pulver gehabt haben. — Der Vorrath von Mehl und andern Dingen, die die Regierung hier aufbewahrt hatte, war ſchon vorher von den Bürgern aufgekauft worden. Man konnte alſo die Franzoſen nähren. Eigentlich hieß es, daß ſie für alles bezahlen ſollten, was man ihnen lieferte; auch iſt es, mit einigen Ausnahmen, geſchehen; aber ſie zogen immer von allen Summen ſehr viel ab. Manche wollten kaufen, und wenn der Handel gemacht war, nicht bezahlen; andere trieben Unfug in den Gaſſen. Alle dieſe wurden, wenn man ſie betraf, von der Bürgerwache eingezogen, auf die bürgerliche Hauptwache gebracht, und nachher an die Lager, oder an die Franzöſiſchen Officiers in der Stadt ausgeliefert. Gewöhnlich thaten die Franzoſen, bey dieſen Gefangennehmungen, keinen Widerſtand, ſondern überlieferten ſogleich ihr Gewehr, beſonders wenn man ihre Sprache reden konnte. — Was ſich in den Regierungsgebäuden noch fand, nehmlich was die Einwohner der Stadt nicht an ſich gekauft hatten, wurde von den Franzoſen weggenommen. — Der

geſammte Adel, einige wenige ausgenommen, war ſchon lange vorher entflohen. Der Biſchof blieb, ſchickte auch nichts von ſeinem Eigenthume weg; denn, ſagte er, er wollte das Schickſal ſeiner Mitbürger theilen. Wirklich iſt ihm nichts genommen worden.

Man klagt hier ſehr über den Geldmangel, der die ſämmtlichen Oeſtreichiſchen Staaten drückt. Er wirkt beſonders unangenehm auf liegende Gründe, die dadurch an Werth ſehr geſunken ſind, indem es keine Käufer giebt. Man verſichert mich, daß vermögende Leute, die ihr bares Geld im Land anlegen, es jetzt zu fünf, ſechs und ſelbſt ſieben Procenten benutzen könnten. — Dabey iſt der Preis aller Dinge, hier, wie überall, ſeit einigen Jahren ſehr geſtiegen; aber der allgemeine Verdienſt ſcheint mit dieſer Erhöhung nicht Hand in Hand zu gehen. Freylich muß das beſtändige Steigen des Preiſes aller Dinge diejenigen Länder ganz vorzüglich drücken, deren Handel ein verlierender iſt: und das iſt der Fall mit einem großen Theile der Provinzen der Oeſtreichiſchen Monarchie.

Judenburg, in Oberſteyermark,
den 28ſten April 1799.

Von Bruck gehen zwey Wege nach Laybach, und von da entweder nach Trieſt oder Tyrol und Italien! Der eine führt über Grätz, Marpurg

und Cilly, der andere über Judenburg und Klagenfurt. Wir wählten den letztern, weil er der intereſſantere iſt. Um aber doch das ſchöne Thal zwiſchen Bruck und Grätz, und beſonders um die letztere Stadt zu ſehen, nahmen wir zu Bruck einen leichten Wagen, in welchem wir geſtern Abends ſpät zurückkamen. Ich muß der Rechnung gedenken, die ich heute früh zu Bruck bezahlt habe. Wir hatten zwey Mal dort übernachtet, zwey Mal zu Abend geſpeiſt, und zwey Mal gefrühſtückt. Ueberdieß hatten wir einen der Bedienten dort gelaſſen, indem wir den andern mit uns nach Grätz nahmen. Und für alles das forderte man fünf Gulden acht und funfzig Creuzer. Zu Grätz zahlten wir verhältnißmäßig gerade zwey Mal ſo viel.

Einer meiner Bekannten zu Grätz, hatte mir ſehr empfohlen, das Bergwerk eines Herrn von Häupl zu ſehen, und alles, was dazu gehört. Ich hatte ſchon vorher ſein Wohnhaus, nahe bey Pegau, bemerkt, weil es ziemlich anſehnlich iſt, und überdieß Ableiter hatte. Zu Grätz erhielten wir einen Brief an ihn. Wir fanden einen einfachen Mann, der uns mit einer männlichen, natürlichen Höflichkeit empfing, vier Stunden lang herumführte, und mit einer unermüdeten Geduld und Güte alles zeigte und erklärte. Er bedung ſich gleich vom Anfange, daß wir bey ihm ſpeiſen ſollten. Was er uns zeigte, war wirklich ſehr intereſ-

ſant. Es iſt ein Bergwerk, das auf Bley und Silber arbeitet, und wo man alles beyſammen findet, was von dem erſten Graben des Erzes bis zum vollkommenen Ausbringen eines reinen Silbers (denn von hier geht es gerade in die Münze) erfordert wird. Alle die mannigfaltigen Handhabungen ſehen Sie hier im Kleinen, mit mancherley Vortheilen und Maſchinen, woraus ſich dieſer Mann ein eigenes Studium gemacht hat. Das Ganze iſt ſein Eigenthum, und er erhält darauf ungefähr zwey hundert Menſchen, die in den Dörfern Pegau und Feiſtritz und da herum wohnen.

Ein Waſſercylinder von vielleicht nicht mehr als zwölf Zoll im Durchſchnitte ſetzt ſieben Räder und alle ſeine Maſchinen in Bewegung. Dieſes Waſſer kommt aus einer beträchtlichen Ferne, und geht durch einen Berg, den Herr von Häupl durchgraben hat. Er treibt, unter andern, zwey Räder, wovon jedes ſechs und dreyßig Schuh im Durchſchnitte hat. Dieſe Räder, ſo wie alle übrigen Maſchinen, ſind ſo geſtellt, daß man ſie vollkommen ſehen, und die mancherley Vortheile beobachten kann, die dabey angebracht ſind. Sein Erz wird durch ein Waſſerrad zu Tage gefördert. Da aber alle Waſſermaſchinen doch gelegentlich fehlen können, ſo hat er auch einen Göpel gebaut, in welchem, wie er behauptet, vier Pferde eben ſo viel Gewalt haben, als acht in einem

gewöhnlichen. Das horizontale Rad nehmlich, das bey den gemeinen Göpeln von ungeheuerm Umfange iſt, hat hier nicht über acht Schuh im Durchſchnitte, ſteht in der Erde und iſt ſo conterbalanciert und gegen den Boden geſperrt, daß es durch die Kraft von außen nicht geſprengt werden kann. — Alle Maſchinen ſind am Orte ſelbſt gemacht, mit vieler Beſtimmtheit gearbeitet und ſchienen mir auf das Beſte berechnet zu ſeyn.

Hier wird nicht, wie es gewöhnlich in Deutſchland geſchieht, in freyer Luft geröſtet, ſondern in eigene gemachten und bedeckten Roſtöfen. (Auch auf der Inſel Angleſey hat man eine ſolche Art von Oefen, die nach dem Ausſpruche eines Mannes, der ſich lange dort aufgehalten hat, der gewöhnlichen Deutſchen Verfahrungsart ſehr vorzuziehen ſind.) — Die Blaſebälge bey dem Schmelzofen, oder hohen Ofen, werden von dem oben angeführten Waſſer getrieben: eben ſo das Pochwerk; die Räder, die das Waſſer in dem Schachte gewältigen die, welche den Stoßherd in Bewegung ſetzen, kurz alles wird von dieſem Waſſer getrieben, welches ſich auch allen den Partien mittheilt, welche Waſſer zu mancherley Zwecken bedürfen.

Wenn ich dieſes Werk mit ſo vielen andern vergleiche, die ich in Deutſchland und ſonſt

geſehen habe, ſo dünkt mich, daß ich in allem unausſprechlich viel Ordnung, und durchaus die Arbeit eines Mannes ſehe, der ſchöne theoretiſche Kenntniſſe mit einer langen Uebung und Erfahrung verbindet. Sein Schacht iſt drey hundert und sechzig Schuh tief, läuft unter dem Fluſſe Mur hin, und hat doch weniger Waſſer, als ein anderer, den man auf der entgegengeſetzten Seite weit höher geöffnet hat, und der wieder aufgegeben werden mußte.

Alles das liegt in einer allerliebſten Gegend, an der ich mich immer auf das Neue ergetzte, ſo oft wir aus den verſchiedenen Gebäuden in die friſche Luft kamen. — Herr von Häupl führte uns endlich in ſeinen Garten, der beym erſten Anblicke wenig auffällt, und deſſen Statuen und Büſten kein geringes Verdienſt ſind, der aber ſehr merkwürdig für den Botaniker iſt. Dieſer findet hier in einem kleinen Umfange alle Bäume, die im Herzogthume Steyermark wachſen, und die Hecke, die dieſen Garten umgiebt, enthält alle Geſträuche, die dieſes Land hervorbringt. Auf die nehmliche Art ſammelt und pflanzt er auch die Kräuter.

Wir kamen nun in das Haus, das ich eben ſo einfach, als die Kleidung ſeines Beſitzers fand, das aber mehrere große Zimmer und eine wiſſen-

ſchaftliche, ziemlich zahlreiche Büchersammlung enthält. — Als wir in den Speiſeſaal traten, kam uns von der andern Seite ein Frauenzimmer entgegen. Hier iſt mein Weib, ſagte der Hausherr, und ich ſah ein äußerſt einfach, aber eben ſo reinlich gekleidetes Frauenzimmer. Nun war nicht länger vom Bergbaue die Rede; beide wetteiferten in altdeutſcher Hoſpitalität; die Mahlzeit war gut und reichlich, und lange iſt mir keine ſo ſchnell vergangen. Wir erreichten Bruck erſt ſpät in der Nacht. — Für jemanden, der mehrentheils in der Welt gelebt, aber in dieſer Welt für Menſchen dieſer Art nicht das Gefühl verloren hat, iſt ſo eine Erſcheinung äußerſt wohlthuend. Die Unterhaltung war ſo natürlich, ſo intereſſant, ſo anſpruchlos, und alles Geſagte doch ſo vernünftig und wahr, daß ich begreifen kann, wie man unter Geſchäften, etwas Lectüre und Unterhaltung mit ſehr wenigen Menſchen, ſein Leben auf dem Lande glücklich hinbringen kann.

Die Felſenberge um Pegau herum, deren einige ganz ſenkrecht ſind, tragen offenbare Spuren von Waſſer. Es iſt die alte Geſchichte! Ein großer Theil der Schweiz, des Venezianiſchen, beſonders bey Verona, (Monte Baldo) und kurz ein großer Theil aller unſerer Bergländer ſcheinen einſt unter Waſſer geſtanden zu ſeyn.

Von Leoben aus gedachten wir heute Vordernberg und Eiſenerz zu beſuchen, zwey Orte, die an der Straße, die von Leoben über Steyer nach Linz führt, liegen, und die wegen ihrer Bergwerke und einiger Fabriken in einem hohen Grade die Aufmerkſamkeit der Reiſenden verdienen. Allein da ich heute früh zu Bruck an ein Fenſter trat, fand ich, daß alle Berge umher, wovon die nähern vor drey Tagen keinen Schnee mehr hatten, aufs Neue ganz damit bedeckt waren. Da die Orte, die wir zu beſuchen dachten, in einer hohen und ſehr wilden Gegend liegen, ſo gab uns der viele neugefallene Schnee eine traurige Ausſicht für eine ſolche Fahrt. Wir gaben den Entwurf augenblicklich auf, und auf unſerem Wege nach Leoben fand ich gar bald, daß wir ſehr weislich daran gethan hatten, denn in der That war in der vergangenen Nacht eine ungeheure Maſſe von Schnee gefallen. Ich ſah ihn nicht nur auf den Bergen, ſondern fand ihn auch in der Folge auf beiden Seiten der Landſtraße. Dabey war der Himmel des Vormittags ſehr unfreundlich, und auf den Höhen ſchneyte es noch immer fort, als wir zu Leoben ankamen.

Dieſe Stadt iſt eigentlich noch unbeträchtlicher, als Bruck; da aber die letztere vor einigen Jahren abgebrannt iſt, ſo ſieht man es ihr an,

daß ſie etwas in Eile wieder aufgebaut worden iſt. Manches liegt noch jetzt als Brandſtätte. Leoben ſieht alſo weit beſſer aus, hat mehrere gute Häuſer und einen recht hübſchen Platz, oder Markt. Bruck hat aber eine beſſere Nahrung, welche es hauptſächlich dadurch erhält, daß ſich die beiden Straßen da vereinigen, welche von Wien, über Grätz nach Laybach ꝛc. und dann über Judenburg und Klagenfurt ꝛc. führen.

Ich ließ mich in den Garten führen, in dem vor zwey Jahren der Friede zwiſchen Oeſtreich und Frankreich gemacht wurde. Er gehört einem Herrn von Eckenwald, hat eine angenehme Lage und ein kleines Gartenhaus mit einer herrlichen Ausſicht. Ein einziges Zimmer nimmt oben die ganze Größe dieſes Gartenhauſes ein, und in dieſes Zimmer verfügten ſich täglich die Generale Meerveld, Buonaparte und der Marquis von St. Gallo, um den Frieden zu verhandeln. Buonaparte wohnte eine halbe Stunde von der Stadt, zu Göß, einem ehemaligen Benedictinerkloſter, das nachher aufgehoben und dem neuen Biſchofe von Leoben, welchen Joſeph II ſchuf, zur Reſidenz eingeräumt wurde.

Zum Andenken des Friedens hat der Eigenthümer mitten im Garten ein Denkmahl errichten laſſen. Es iſt ein ziemlich großer Aufſatz von buntem

Marmor, auf welchem ein kleiner Genius von weißem Marmor ſteht, der in der Rechten einen metallenen, vergoldeten Oehlzweig, in der Linken eine Trompete hält. Die Aufſchriften auf den zwey einander entgegengeſetzten Hauptſeiten ſind:

Paci

quae hoc in horto

Sub auſpiciis

Franciſci II Romanorum Imperatoris

Auſtriacos inter et Gallos

Floruit

die XVIII. Aprilis anno MDCCLXXXXVII.

Auf der entgegengeſetzten Seite:

Cum

Supremo Gallorum Duce

Bonaparte

qui a Pado ad Muram uſque

progreſſus

hic loci caſtra ſedemque

locavit.

Auf den beiden Seiten ſteht, auf der einen

Caroli

Archi et belli ducis Auſtriae

inducias paciſcentis

cura.

Auf der andern:

Comitum de Gallo et Meerveld

A Majeſtate

delegatorum Fecialium

Opera.

Als wir an den Schlagbaum von Leoben kamen, erſchien der ſehr wohlgekleidete Zolleinnehmer an der Thüre unſeres Wagens, und bat mit der Höflichkeit, die man durchaus im Oeſtreichiſchen bey dieſen Einnehmern findet, um den Zoll. Ich fragte ihn nach dem Garten, den ich Ihnen ſo eben beſchrieben habe; (denn ich wußte, daß er nicht ganz in der Stadt liegt) und da ich erfuhr, daß wir nahe daran waren, ſtieg ich aus. Sogleich erbot ſich der Mann zu unſerm Begleiter, ſchickte jemanden, um den Garten öffnen zu laſſen, ging mit uns herum, und hielt,

ungeachtet es in dem Augenblicke ſchneyte, immer wieder ſeinen Hut in der Hand, ob ich ihn ſchon zehnmal gebeten hatte, ſich zu bedecken. Und das iſt ein Schlag von Leuten, denen Sie für eine Bemühung dieſer Art kein Geld anbieten können. Bey ſolchen Vorfällen kann ich mich einer unangenehmen Erinnerung an mein Vaterland nicht erwehren, wo ſich das Publikum noch immer der Inſolenz dieſer Zolleinnehmer unterwirft, welche verlangen, daß jemand vom Wagen abſteige und ihnen das Geld in das Haus, oder an ihr Fenſter bringe.

Der Poſtmeiſter zu Leoben, an den ich einige Fragen über die Franzoſen that, ſtellte eine lange Klage an, und berechnete den Verluſt, den er in neunzehn Tagen an Pferden, Hafer, Heu und Geſchirr durch ſie erlitten, auf vier tauſend Gulden. (Die nehmliche Klage habe ich in der Folge an mehrern Orten gehört, indem man den Poſtmeiſtern häufig ihre Pferde, ihr Geſchirr, und auch wohl einige Wagen nahm, und nicht wieder zurückſchickte.)

Drey Weibsperſonen wurden hier durch Nothzüchtigung getödtet, und nachher — durch den Henker begraben. Dieß ſcheint mir nun eine ſonderbare Reinheit von Kirchendisciplin zu ſeyn, indem die Diener des Wortes nicht erlauben woll-

ten, daß die beſtellten Leute, welche die Todten beerdigen, dieſe ſo entehrten Weibsperſonen anrührten, von denen man doch annehmen muß, daß ſie durch unwiderſtehliche Gewalt gezwungen worden ſind. Der Mann ſchien weiter nicht über die Sache gedacht zu haben, und fand das Verfahren ganz natürlich. — Nirgends habe ich ſo viel von dieſer Art von unmenſchlicher Gewaltthätigkeit gehört, als hier! Man ſagte mir von einer Weibsperſon, welche mit dem Leben davon kam, und doch von dreyßig Mann (freylich wohl eine runde Zahl) eine Mißhandlung aushielt, die über alle Kräfte der menſchlichen Natur zu ſeyn ſcheint. — Die Bauern wurden der vielen Bedrückungen und Schandthaten endlich müde, rotteten ſich hin und wieder zuſammen und erſchlugen die Franzoſen überall, wo ſie ſie überwältigen konnten. Sie plünderten ſie dann, und verſcharrten ſie auf der Stelle. Manche wurden auch in die Mur geworfen, auf der ein paar hundert todte Körper herabgeſchwommen ſeyn ſollen.

Ich habe zu Bruck, Grätz, Leoben, Judenburg und an andern Orten von Steyermark das Geſpräch häufig auf den Zeitpunkt gebracht, von dem ich eben jetzt ſchreibe, und überall habe ich bemerkt, daß das Steyerſche Volk ſehr unzufrieden war, daß die Regierung damals den Landleuten durchaus verbot, ſich den Franzoſen zu widerſetzen.

Es iſt die einzige Klage, die ich in dieſem Lande über die Regierung gehört habe. Einige Männer ſprachen noch jetzt mit bitterer Wärme davon, und behaupteten und ſetzten Leib und Seele daran, daß wenig Franzoſen aus dem Lande würden entkommen ſeyn, wenn man dem Volke, einem harten Schlage von Bergländern, erlaubt hätte, ſich zu vertheidigen. Ich finde in dieſen Geſprächen, die ich auch bisweilen mit den Landleuten führe, denen ich auf der Straße begegne, wenn ich zu Fuße gehe, viel Unterhaltung. Schon ſind zwey Jahre vorüber, ſeitdem die Franzoſen hier waren, und noch ſind alle Leute voll davon. Am allermeiſten beluſtigen mich die Zahlen, die ich gelegentlich höre! An einem Orte ſagte man, ſie hätten 40,000 Mann gehabt, und zu Judenburg ſetzte man ihre Zahl gar auf 80,000. Nun iſt es aber bekannt, daß Buonapartes geſammte Armee damals ſehr klein war, und ich glaube von ihr noch immer, daß ſie zwiſchen Bruck und Wien gänzlich hätte vernichtet werden können, wenn man nicht für gut gefunden hätte, die Präliminarien zu Leoben und dann den Frieden von Campoformido zu ſchließen. — So viel iſt mir klar, daß ſie überall, etwa die letzte Zeit ausgenommen, da ſie zu Grätz waren, ganz auf Koſten der Einwohner lebten. — Von Buonaparte ſpricht man faſt überall gut; allein ein commandirender Obergeneral ſo wie ein regierender Fürſt, braucht ſo gar wenig, um ſich beliebt zu machen. In allem, was

auf ſeinen Befehl, oder durch ſeine Zulaſſung geſchieht, ſieht man nicht ihn ſelbſt; und wenn er ſich ſelbſt zeigt, ſo ſcheint er oft der Rächer und Vertreter des Bürgers gegen die Unthaten der Soldaten, auch dann noch, wenn er es im Grunde wirklich nicht iſt. Er ſpricht Deutſch, und zwar ſo, daß er ſich den Gaſtwirthen in Oberſteyermark verſtändlich machen konnte, wie mir mehrere derſelben geſagt haben.

St. Veit in Kärnthen, den 29 April.

Von Bruck bis Judenburg, acht Meilen, und von da noch ſechs Meilen weiter, faſt bis Neumarkt, geht der Weg ohne Unterlaß bergan, ohne daß man es eben ſehr gewahr wird, ausgenommen hier und da, wo man über merkliche Anhöhen kommt. Bis vier Meilen über Judenburg herauf bleibt die Mur dem Reiſenden zur Seite, deren Lauf, oder vielmehr Fall äußerſt ſchnell iſt. Schon Bruck liegt ziemlich hoch; Sie können alſo denken, auf welcher Höhe man ſich befindet, nachdem man beynahe vierzehn Meilen ununterbrochen aufwärts gegangen iſt. Dieſer Strich heißt Oberſteyermark. Der ganze Weg geht durch Thäler, die größtentheils enge ſind, und auf beiden Seiten von Bergen eingeſchloſſen werden, über welchen noch höhere hervorragen. Dieſe letztern ſind noch ſammt und ſonders mit Schnee bedeckt, manche ſo ſehr, daß ſie ſchlechterdings nichts als eine ununterbrochene weiße Oberfläche darſtellen.

Der geſammte Weg, den ich gemacht habe, ſeitdem ich das eigentliche Oeſtreich verließ, geht durch ſolche Thäler, die nur hin und wieder ſich öffnen, von Schottwien bis Bruck und Grätz, und von Bruck wieder über Judenburg bis St. Veit. Sie ſcheinen durchaus fruchtbar zu ſeyn, und ſind bis zur Verwunderung angebaut. Die ganz hohen Berge ausgenommen, ſind die obern und mittlern Höhen der übrigen mit Waldung reichlich bedeckt; das Uebrige beſteht aus Weiden, ſchönen Wieſen und Kornfeldern, die ſich oft an ſteilen Hügeln in die Höhe ziehen, ſo daß man kaum begreifen kann, wie es möglich iſt, ein ſolches Land zu bauen.

In dieſen Bergen iſt es, wo man jenes vortreffliche Eiſen gräbt, aus dem der beſte bekannte Stahl gemacht wird. Ein großer Theil davon wird an die Engländer verkauft, die ſogar Capitalien hier ſtehen haben, und gewiſſe Gruben mit eigenem Gelde bearbeiten laſſen. Hier giebt es hohe Oefen in großer Menge und Zainhammer ohne Ende; wir haben uns aber, außer bey den Werken des Herrn von Häupl, nirgends aufgehalten. Ich weiß, daß in den mehreſten die Verfahrungsart die gewöhnliche iſt, und überdieß wünſchen wir Trieſt und Pola zu ſehen, ehe die große Hitze kommt, die dort ſehr frühe eintritt. Vordernberg und Eiſenerz, wo ſie wirk-

lich ſehr vorzügliche Werke haben ſollen, hätten wir zu ſehen gewünſcht, und ich habe nachher bedauert, daß wir des neugefallenen Schnees ungeachtet, es nicht wagten, da das Wetter geſtern endlich noch ſehr ſchön ward.

Der Menſchenſchlag iſt in ganz Oberſteyer kurz, ſtark unterſetzt und von einem überaus feſten Baue. Dieß fällt beſonders am weiblichen Geſchlechte auf, welches ungewöhnlich klein iſt, ſtark und ſo breit, daß ich in ihrer Mitte faſt ihre halbe Länge zu ſehen glaube. Sie gleichen ſehr den Walliſerinnen, beſonders denen von Nordwales in den bergigſten Gegenden. Es war Sonntag, und ich ſahe der Menſchen in Menge; aber ich konnte unter allen Perſonen des andern Geſchlechts nicht ein einziges hübſches Geſicht entdecken: und darin ſind ſie von den Walliſerinnen merklich verſchieden; denn bey denen findet man wenigſtens volle Wangen und eine friſche rothe Geſichtsfarbe. Der Ausdruck der Steyerſchen Geſichter iſt nichts weniger, als fein, oder geiſtreich, und die Farbe iſt mehrentheils braungelb, und was die Engländer weatherbeaten nennen: ein Ausdruck, den man beſonders von alten Soldaten und Matroſen gebraucht, deren Geſichte man es anſieht, daß es jeder Art von Wetter ausgeſetzt war. — Die Farbe ihrer Kleidung iſt mehrentheils braun, und ihre Hüte ſo

groß, daß es wenigſtens nicht die Sonne ſeyn kann, die ihnen ihre braungelbe Farbe giebt.

Ein frömmeres Volk iſt mir nie vorgekommen! Ich bin vielleicht geſtern etlichen hundert Landleuten begegnet, und faſt alle gingen mit gefalteten Händen und dem Roſenkranze am Aermel. Die Männer hatten ſo ziemlich durchaus die Hüte unter dem Arme, und ſchienen, im Gehen, unabläſſig zu beten. Faſt machte ich mir ein Gewiſſen daraus, hin und wieder einen anzureden und ein Stück Weges mit ihm zu ſchwatzen. Ueberall, wo in irgend einer Niſche ein Chriſt- Marien- oder Heiligenbild ſteht, (und deren giebt es ziemlich viel!) fand ich mehrere Perſonen knieend und betend. Ich hatte das alles ſchon zwiſchen Bruck und Grätz bemerkt, auf dem Hin- und Herwege, nur war in den drey Tagen kein Sonntag, und ich traf der Leute nicht ſo viele auf der Straße.

Ich finde großes Vergnügen in dieſen Unterredungen mit dem Landvolke; nur läßt man mir im eigentlichen Oeſtreich nie viel Zeit, zu Fuße zu gehen; in Bergländern aber finden ſich immer Mittel dazu. So wie wir auf gewiſſen Stationen ankommen, eile ich ſogleich aus dem Wagen und mache mich auf den Weg. Dadurch gewinne ich einen beträchtlichen Vorſprung! So oft der Wagen eine Anhöhe hinauf, oder hinabfährt, gehe ich zu Fuße, und durch beides komme ich wieder ein Stück

Weges voraus, beſonders da das Ein- und Aushemmen immer einige Zeit wegnimmt, ſo daß ich in Bergländern täglich mehrere Meilen zu Fuße gehe. Heute habe ich ihrer gewiß über drey gemacht, da wir ſehr viel auf und abgingen. — Da höre ich denn von allen Seiten das ewige „Gelobt ſey Jeſus Chriſt,“ und erwiedere es mit einem „in Ewigkeit!“ Will man die Leute zuerſt grüßen, ſo muß man es ebenfalls auf ihre Art thun; denn, wünſcht man ihnen einen guten Morgen, guten Tag, oder guten Abend, ſo erhält man keine Antwort. Die Leute ſind an dieſe Begrüßungen nicht gewöhnt, wiſſen nicht, was ſie antworten ſollen, und ſo ſchweigen ſie lieber ganz.

Von Bruck bis Judenburg ꝛc. fährt man zwar auf einer der großen Oeſtreichiſchen Straßen, die immer gut gebaut ſind; aber ſie iſt gerade jetzt nicht wohl unterhalten, bis man an die Grenze von Kärnthen kommt, da ſie auf einmal wieder ſehr gut wird und ſo fortdauert. Der ganze Weg iſt jetzt unbeſchreiblich lebhaft, und überall trifft man Menſchen, Pferde und Wagen ohne Ende. Nicht nur über Grätz, ſondern auch über Judenburg gehen eine Menge Güterwagen mit Baumwolle und andern Italieniſchen Erzeugniſſen, oder mit Oeſtreichiſchen, den entgegengeſetzten Weg. Auch wird auf beiden Straßen ſehr vieles der Italieniſchen Armee zugeſchickt. Geſtern trafen wir eine ganze Feldbäckerey, und heute etliche Hundert Invaliden,

die abwechſelnd gingen und auf Bauerwagen gefahren wurden. Ihre Beſtimmung iſt für die Städte und Feſtungen von Italien, damit man die jungen und friſchen Truppen der Armee nicht zu entziehen braucht. Alle Wirthshäuſer ſind voll von Menſchen aller Art.

Von Leoben nach **Kraubath** ſind zwey Meilen, und von da eben ſo viel nach **Knittelfeld**. Hier öffnet ſich ein Thal, das gerade zwey Meilen lang iſt und wenigſtens eben ſo breit zu ſeyn ſcheint. Judenburg liegt am andern Ende. Als ich mich in dieſem wirklich ſchönen und fruchtbaren Thale befand, war es mir ein ſonderbarer Anblick, daß ich mich rings herum von Bergen eingeſchloſſen ſah, die alle in dieſer Jahreszeit noch dick mit Schnee bedeckt waren. Auch ſah ich häufig Schnee auf beiden Seiten der Landſtraße. Indeſſen findet man, ſelbſt in dieſen hohen Regionen, hin und wieder ziemlich artige Schlöſſer, und **Kayſersberg** iſt wirklich ein ſehr anſehnliches, ſchönes Gebäude. Judenburg ſelbſt, das dicht am Fuße hoher Hügel liegt, ſchien mir ein trauriger Ort zu ſeyn, iſt auch nicht eben ſehr anſehnlich. Das Wirthshaus zum blauen Adler, welches das beſte ſeyn ſoll, trug auch nicht dazu bey, uns dieſen Ort angenehm zu machen.

Heute früh verließen wir Judenburg und gingen drey Meilen beſtändig aufwärts bis **Unzmarkt**,

noch immer an den ſchönen Ufern der Mur, die ſelbſt hier kein verächtlicher Fluß iſt. Von Unzmarkt folgten wir dem Fluſſe ½ Meile weiter, wo ſich ein Thal öffnet, aus dem die Mur herabkommt, und in welchem Murau liegt. Dieſes ließen wir zur Rechten, ſtiegen ohne Unterlaß noch eine halbe Stunde, und erreichten die höchſte Höhe der Landſtraße von Oberſteyermark nach Kärnthen. Hier fanden wir noch alles im Gewande des Winters. Kein Baum iſt grün, und ſelbſt die Weide, die immer zuerſt ſich belaubt, fing nur eben an, eine grüne Tinte zu zeigen, ungefähr wie ich ſie vor drey Wochen zu Wien geſehen hatte. Von hier bis Neumarkt, welches noch in Steyermark liegt, fällt der Weg viel gewaltſamer, als er auf der andern Seite ſteigt, und ſo geht es immer fort, bis man in der Gegend von St. Veit ſich in einer beträchtlichen Tiefe befindet, und eine ſehr verſchiedene Natur und Vegetation antrifft. Eine Stunde, nachdem Sie Neumarkt verlaſſen haben, kommen Sie an die Grenze von Kärnthen; die Straße wird auf einmal beſſer, und mit jedem Augenblicke rückt man in ein milderes Clima, in eine reiche, üppige Vegetation und in ſchöne Gegenden herab.

Von Neumarkt ſind zwey Meilen nach Frieſach, einem ſchlechten Städtchen, das, ſo wie ein beträchtlicher Strich von Kärnthen in dieſer Gegend, zum Erzbisthume Salzburg gehört. Von

da ſind noch drey Meilen bis St. Veit, einer weit beſſern und anſehnlichern Stadt. Zwiſchen dieſen beiden Orten liegt, nahe an der Straße, in einem angenehmen Thale, ein großes faſt möchte ich ſagen prächtiges Landhaus. Es gehört dem Biſchof von Klagenfurt, einem Fürſten von Salm, und fällt um ſo mehr auf, da man hier ſo etwas nicht erwartet. — St. Veit iſt ein artiges Städtchen, mit hübſchen Häuſern, einem ſchönen, anſehnlichen Marktplatze und guten Gaſthöfen. Der, in welchem ich Ihnen jetzt ſchreibe, (bey Markofer) liegt außerhalb der Stadt, und iſt ſehr gut. Ich hatte eben noch Zeit, als ich aus dem Wagen ſtieg, einen Gang in die Stadt zu machen und mich umzuſehen. Ich fand auf dem Markte ein ſehr großes, recht hübſches Denkmahl, mit einer Menge Figuren, das man ex voto, wie die Lateiniſche Aufſchrift ſagt, zum Andenken der Peſt von 1715 errichtet hat. Auch iſt hier ein ſchöner Brunnen. Das Waſſer fällt in ein Baſſin von guter Form, das aus einem einzigen Stücke von weißem Marmor gehauen iſt, und, wie Büſching ſagt, fünf Klaftern im Umfange hat. Auch will ich das ſehr gern glauben. Es ſoll ein Römiſches Alterthum ſeyn.

Ungeachtet des weniger guten Weges in Oberſteyermark haben wir heute elf Meilen in dreyzehn Stunden gemacht. Bedenke ich, wie viel wir den ganzen Tag auf und abgegangen ſind, ſo fällt mir

es wirklich ſelbſt auf, daß wir dieſe Ferne in der Zeit zurücklegen konnten. Allein, außerdem daß die Oeſtreichiſchen Poſtmeilen überhaupt ſehr kurz ſind, mögen wohl einige in den Bergländern ganz vorzüglich ſo ſeyn: und das finde ich auch ſehr billig, wegen der Poſtmeiſter, die hier nicht mehr für die Meile bekommen, als im flachen Lande. Und dann thun die Poſtillons, was ſie nur immer können, fahren ſchnell, wo der Weg nur erträglich iſt, und ſteigen nie vom Pferde. Je mehr ich von Süddeutſchland ſehe, deſto mehr und ſtärker muß ich wiederholen, was ich ſchon ſonſt geſagt habe, daß alles, was Bequemlichkeit, Annehmlichkeit, Fertigkeit, Schnelle, kurz alles, was den Körper des Reiſenden betrifft, hier weit, weit beſſer iſt, als in Norddeutſchland. — Und dann dieſes ſchöne, herrliche Land, und die guten, billigen Menſchen! Steyermark und den ſüdlichen Theil von Oeſtreich geſehen zu haben, wird in Zukunft unter die ſchönen, angenehmen Erinnerungen meines Lebens gehören.

Klagenfurt in Kärnthen, den 30 April.

Das Markoferſche Gaſthaus zu St. Veit hat eine Lage, die mich durch die Ausſichten überraſchte, die ich fand. Während daß man auf der einen Seite ein ſchönes, fruchtbares Thal überſieht, erblickt man von einem Altane, auf der andern, die hohen Gebirge, die die Grenze zwiſchen Kärnthen,

Krain, Salzburg und Tyrol machen. Es ſind lauter majeſtätiſche Alpenhöhen, die jetzt noch bis auf die Hälfte herab mit Schnee bedeckt ſind, und wovon einige eine Höhe von acht bis neun tauſend Schuh über der Meeresfläche haben. Gleichwohl höre ich, daß dieſer Schnee da, wo die Sonne anſchlagen kann, im hohen Sommer mehrentheils verſchwindet, und nur an der Nordſeite und in gewiſſen Tiefen und Biegungen ſich erhält, wo er oft viele Jahre nach einander liegen bleibt, bis endlich einmal ein ungewöhnlich heißer Sommer kommt, der ungefähr alles wegſchmelzt.

Ich ging, ehe die Pferde kamen, zu Fuße voraus, und befand mich bald in dem weiten Thale, das ſich von St. Veit bis Klagenfurt und noch eine gute Strecke weiter hinausdehnt. Es öffnete ſich nun meinen Augen eine lange, erhabene Bergkette, wovon ich im Wirthshauſe nur einen Theil geſehen hatte; und ſo wie ich weiter kam, erhoben ſich auch wieder die beſchneyten Berge hinter mir, wovon eine Spitze nach der andern hinter niedern Höhen zum Vorſchein kam, bis ich mich endlich rings herum von Alpen umgeben fand. Außerhalb der Schweiz habe ich nirgends einen ſo erhabenen Anblick geſehen. —

Unſtreitig haben wir dieſe Reiſe um acht oder zehn Tage zu frühe im Jahre angetreten, und der

Frühling iſt noch nicht ſo weit vorgerückt, als man es zu Anfange des Monates May unter dieſer ziemlich ſüdlichen Breite erwarten ſollte; wenn ich aber zwiſchen dieſem Augenblicke und dem Monate Auguſt wählen ſollte, ſo würde ich den gegenwärtigen vorziehen, weil dieſe beſchneyten Gipfel der hohen Berge, die mit dem ſchönen Grün der niedern Gegenden, und mit dem üppigen Wuchſe in den Thälern abſtechen, ein Bild machen und eine Mannigfaltigkeit gewähren, die man nur in dieſer Jahreszeit ſehen kann.

Ungefähr auf dem halben Wege zwiſchen St. Veit und Klagenfurt kommt man durch das ſogenannte Saaler-Moos, ein ſumpfiges Stück Land, das man zur Viehweide liegen läßt. Wenn, wie man ſagt, das alte Tiburnia hier geſtanden hat, ſo war ſeine Lage ſchöner, als die von Klagenfurt. Denken Sie Sich eine vollkommene flache Ebene, die von allen Seiten in einer mäßigen Ferne von kleinen theils waldigen, theils angebauten Hügeln umgeben iſt. Hinter dieſen erheben ſich höhere, und noch weiter hinaus zeigen ſich überall die Schneeberge.

Büſching ſagt, man fände auf dieſer Ebene noch Merkmahle einer alten Stadt! Ich konnte, ſo weit mein Auge mich trägt, nicht die geringſte Spur davon entdecken. Nun giebt es zwar freylich Merkmahle, die nicht ſehr in die Augen fallen;

aber die Landleute der Gegend müßten ſie doch kennen! Allein unter denen, die ich darüber fragte, fanden ſich keine, die etwas davon wußten, oder auch nur durch Ueberlieferung davon gehört hätten. — Unter dieſen Landleuten waren abermals viele, die in einer Art von frommer Proceſſion gingen, und im Gehen zu beten ſchienen. — Sie ſind ein beſſer gebildeter Menſchenſchlag als die Steyermärker; aber ich ſah doch auch unter ihnen wenig hübſche Geſichter, oder gute Figuren.

Wenn man die hohen und wilden Berge betrachtet, aus denen ein großer Theil dieſer Provinzen beſtehet, ſo iſt es ein erquickender Anblick, ſo viele gute und anſehnliche Häuſer zu ſehen. Dieß iſt beſonders der Fall auf den letzten zwey Meilen nach Klagenfurt. — Es fiel mir auf, daß die allermehreſten großen Häuſer Wetterableiter haben, welche ich auch ſchon in Steyermark hin und wieder bemerkt hatte. Als ich aber nach Klagenfurt kam, bemerkte ich, daß Wetterableiter etwas ganz gewöhnliches ſind, denn hier findet man ſie ſo ziemlich auf allen großen Gebäuden. — Wie haben ſich dieſe Menſchen geändert! Vor nicht zwanzig Jahren ſetzte man ein Kreuz auf das Haus und einen Heiligen, oder ein Marienbild über die Thüre. Dadurch glaubte man ſich genugſam geſichert; wenn es aber doch einſchlug, wozu die anziehende Eigenſchaft des Kreuzes nicht wenig beytrug, ſo ſchrieb man

es der Sündengewalt des Eigenthümers zu, oder erklärte es für eine göttliche Prüfung.

Außer den mancherley Bedürfniſſen aller Art, die man der kaiſerlichen Armee zuführt, und die ich auf dieſem Wege ſowohl als auf dem Grätzer häufig traf, begegnete ich auch mehreren Franzöſiſchen Gefangenen. Man verſtellt ſie jetzt in allen Theilen dieſer Provinzen, und legt ſie beſonders in viele Häuſer von Rittergütern, deren Eigenthümer ſie nicht bewohnen. — Zu Grätz ſah ich mehrere Franzöſiſche Officiers umher gehen, die aber allemal von einer Ordonanz begleitet wurden, vermuthlich weil man ſie nicht mit allerley Leuten reden laſſen will, aus Furcht, daß ſie gewiſſe Grundſätze verbreiten möchten.

Klagenfurt den 1ſten May.

Dieß iſt eine anſehnliche, gut in die Augen fallende Stadt, ob ich ſie ſchon nicht beſtimmt eine ſchöne nennen kann. Sie hat viele große Gebäude und beträchtliche Plätze; aber da kommt immer etwas zwiſchen ein, das ihr ein kleinſtädtiſches Anſehen giebt. Indeſſen gehört ſie, nach Wien und Grätz unter die vorzüglichſten Städte des ganzen Oeſtreichiſchen Kreiſes, und ſteht, nebſt Innſpruck, oben an. Hier ſind die Häuſer der Fürſten von Porzia und Roſenberg, einer ganzen Menge von Grafen, und eines zahlreichen Adels. Viele dieſer

Häuſer ſind ſehr groß und anſehnlich. Dabey ſind die Gaſſen breit und unter rechten Winkeln durchſchnitten. Die öffentlichen Denkmähler, Säulen und Brunnen ſind mehrentheils von großem Umfange und vieler Arbeit. Die Stadt erhält dadurch ein Anſehen von Wichtigkeit und Würde, ſo lange man alles das bloß in der Ferne betrachtet; kommt man aber näher, ſo findet man ſehr wenig, das ſich von Seiten der Kunſt empföhle. Hier ſehen Sie einen Brunnen, auf den man einen ſteinernen Lindwurm oder Drachen gepflanzt hat, der wenigſtens zwanzig Schuh lang iſt, und gegen den ein Ritter mit einem Schnurrbarte ſeine Keule ſchwingt. An einem andern großen Brunnen ſtehen, oder vielmehr ſitzen ein Paar Löwen, die wie Hunde ausſehen, und in einer poſſierlichen Unthätigkeit Waſſer aus ihrem Rachen laufen laſſen. Die menſchlichen Figuren daran ſind zwar von Marmor, aber in einem ganz eigenen manierierten Style. — Das Drolligſte dünkt mich eine ungeheure auf einem Poſtemente ſtehende Bildſäule der reich und ſteif gekleideten Maria Thereſia. Ueber ihr ſchwebt eine Fama. Da aber beide von Bley ſind, ſo war das Schweben in der Luft eine etwas ſchwere Aufgabe. Unanſtändig wäre es doch geweſen, wenn die Fama ihren Fuß in den Nacken der Kaiſerin geſetzt hätte; auch hätte ſie dann nicht mehr geſchwebt, worauf es hier hauptſächlich anzukommen ſchien. Der Künſtler hing alſo der Göttin ein großes bleyernes

Gewand um, deſſen unteres Ende auf dem Rücken der Fürſtin ruht, ſo daß ſie wirklich ihre Füße, lächerlich genug, in die Luft ſtreckt. — Das anſehnlichſte und vielleicht beſte Gebäude iſt der Pallaſt, oder die kaiſerliche Burg. Der Landshauptmann bewohnt einen Theil deſſelben; das Uebrige nehmen verſchiedene Kammern der Regierung ein. — Auch hat Klagenfurt ſein Theater, von dem aber nicht viel zu ſagen iſt. — Die Stadt hat Mauern und einen Graben, die aber ſo beſchaffen ſind, daß der Ort nimmermehr als ein Kriegsplatz zu betrachten iſt.

Heute war hier Markttag, und ich fand eine ſolche Menge von Buden und mancherley Waaren, ſelbſt von der beſſern Art, aufgeſtellt, daß ich glaubte, es finge ein Jahrmarkt an. Unter andern bemerkte ich eine Bude voller Steingut, das das Engliſche nachahmte, und ihm auch auf einen gewiſſen Grad nahe kam, ohne es jedoch weder in Feinheit und Leichtigkeit der Erde, noch in der Präciſion der Arbeit zu erreichen. Ich fragte nach einigen Preiſen, und man forderte für das Dutzend gemeine Teller Fl. 3 12. In verſchiedenen Städten von Norddeutſchland aber kann man das beſſere Engliſche für acht und zwanzig, dreyßig bis zwey und dreyßig Groſchen Conventionsgeld haben, ungeachtet des langen Transports, der Commiſſion, der Acciſe, welche

wenigſtens in Sachſen bezahlt wird, und der größern Gefahr des Zerbrechens, wegen der langen Reiſe. Dieſes hier aber wird zu Laybach gemacht, welches nur zehn Meilen von Klagenfurt iſt. Ich erfuhr nachher, daß dieſes Laybacher Steingut gar keine Feſtigkeit hat, und daß ſeine Maſſe ſo wenig zuſammenhängt, daß, wenn man z. E. eine große Schüſſel bloß an dem einen Ende hält, man Gefahr läuft, daß ſie durch ihre eigene Schwere in der Hand zerbricht.

Klagenfurt den 2ten May.

Als ich geſtern unſere Pferde für heute beſtellte, erfuhr ich, daß man, außer denen, die für den kaiſerlichen Dienſt beſtändig ſtehen bleiben müſſen, vierzig für den Ruſſiſchen Großfürſten Conſtantin bereit halte, der heute durch dieſe Stadt nach Villach und ſo weiter nach Italien gehen ſoll. Auf dem Lande ſind jetzt auch keine Pferde zu bekommen, weil die Bauern die ihrigen zu Vorſpann für die Armeewagen, denen ich auf allen Straßen begegne, geben müſſen. Indeſſen erbot ſich der Poſtmeiſter, uns noch geſtern Abends auf die nächſte Station fahren zu laſſen. Wir beſchloſſen, lieber heute noch zu bleiben, da die Gegenden, die wir geſtern und vorgeſtern in der Nähe der Stadt beſucht haben, das Verlangen in uns erregten, noch mehr davon

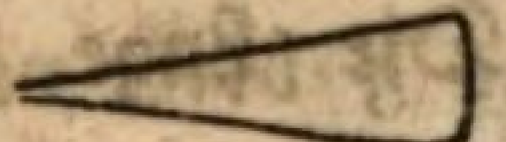
zu ſehen. Wirklich iſt hier die Natur ſo ſchön, und beſonders in dieſer Jahreszeit, daß man wohl einige Tage mit Vergnügen und angenehmen Genuſſe hier weilen kann.

Schon am erſten Tage unſeres Hierſeyns beſuchten wir den Calvarienberg, denn auch Klagenfurt hat den ſeinigen. Die Alten wählten dazu gewöhnlich einen nahen Hügel in der Nachbarſchaft, wo man denn faſt immer eine ſchöne Ausſicht findet. Dieſe hier iſt ſehr ſchön. — Auf unſerm Wege dahin kamen wir, dicht an der Stadt, an das Gebäude, das für die verſtorbene Erzherzogin Mariane vor mehreren Jahren gebaut wurde. Es iſt jetzt der Sitz des Biſchofs, für den es, ſo wie der Garten und die Gewächshäuſer, überflüſſig groß iſt; aber für eine Erzherzogin war das Ganze ſehr beſcheiden. Das Haus, das der Biſchof ſonſt in der Stadt bewohnte, iſt in eine Kammer der Regierung verwandelt worden. Der Garten will nicht viel ſagen, ſteht aber dem Publikum offen. — Von dem Calvarienberge gingen wir weiter und kamen in eine Gegend, von der wir den ganzen Wertherſee überſahen, der hier, größtentheils von Bergen eingeſchloſſen, ſich zeigt und ein ſchönes Bild von Schweizernatur macht. Aus dieſem See geht ein Canal in die Stadt, welcher freylich zwar keine großen Zwecke des Handels befördert, auf dem aber doch Holz und Getreide zugeführt wird.

Unſer Rückweg brachte uns an die Bleyweiß- und die große Tuchfabrike, deren in allen Beſchreibungen von Klagenfurt gedacht wird. Die erſtere iſt ſehr vortheilhaft, auch ſchon dadurch, daß ſie ein rohes Material des Landes verarbeitet, das nicht weit von hier gefunden wird. Die andere macht nichts als feine Tücher, größtentheils von Spaniſcher Wolle. Hier ſollen zwey hundert und funfzig Menſchen arbeiten, welche Zahl aber ich Ihnen nicht verbürgen will. — In einiger Ferne ſah ich das ehemalige Kloſter Vitring, wo ein Privatmann ebenfalls eine Fabrike von feinen Tüchern angelegt hat. — Von dem Calvarienberge ſowohl, als von verſchiedenen andern Höhen, ja ſelbſt hin und wieder in den ebenen Strichen um Klagenfurt herum genießt man herrliche Ausſichten auf beſchneyte Gebirge und die hohen Alpen.

Auf einer andern Seite der Stadt liegt das Gut des Grafen von Cois, eine Stunde von hier. Man hat einen angenehmen Spatziergang dahin durch eine lange, gerade Allee von alten Linden.

Nachdem ich den Werther- oder Wörtherſee, denn er wird verſchiedentlich geſchrieben, von den Anhöhen geſehen hatte, wünſchte ich geſtern früh, mich näher an ſeinen lieblichen Ufern zu finden. Man gehet an dem ſchon angeführten

Canale dahin, der hohe Ufer und wenig Tiefe hat. Beides iſt für den Gebrauch unbequem! Denn durch die hohen Ufer geht ein großer Theil der Kraft verloren, welche die Boote zieht, und welche in dem Maße vermindert wird, in welchem ſie von der ſenkrechten Linie abweicht; die geringe Tiefe aber macht, daß man keine Fahrzeuge mit ſcharfen Kielen gebrauchen kann. Die Schiffahrt iſt hier gerade ſo beſtellt, wie ſie es auf den mehreſten Schweizerſeen iſt: elende Boote und Barken, plumpe, ungeheure Ruder! die größern Fahrzeuge haben dieſe Form  und halten, weil ſie ziemlich groß ſind, eine beträchtliche Laſt. Ihr Boden iſt ganz flach, und ich fand an einem, das ſtark beladen war, und das ich genau unterſuchte, daß es nicht zwölf Zoll unter Waſſer ging. Wirklich iſt dieſe Schiffahrt ſehr unbedeutend, ſtehet auch mit keinem andern Waſſer in Verbindung. Man bringt von den Ufern des Sees wenig mehr, als Holz herab, und führt Eiſen, Mehl, ein wenig Korn und allenfalls etwas Wein zurück. — Die Landſtraße geht nahe am nördlichen Ufer des Sees bis Velden, von da nach Villach, wo ſie ſich theilt, ſo daß die eine durch das Puſterthal und Tyrol, die andere in das Salzburgiſche, und eine dritte ſüdlich über Ponteba nach Italien führt.

In mahleriſcher Hinſicht iſt dieſer See ſehr ſchön! Dicht an ſeinem Ende, nach Klagenfurt zu,

liegt ein Landſitz des Fürſten von Roſenberg, den ich jedem Liebhaber der ſchönen Natur zu beſuchen rathen würde. Das Haus mit allen ſeinen alten Thürmchen und Pavillons liegt auf einer mäßigen Anhöhe, von der man eine reitzende Ausſicht auf den See hat. Doch ſieht man von dieſem höchſtens nur die eine Hälfte; die andere wird durch eine Erdzunge verſteckt. Die Hügel, welche die Ufer bilden, ſind alle mit Waldung bewachſen; über ſie hinaus ſteigen höhere empor, und hinter dieſen erheben ſich beſchneyte Alpen. — Die Lage dieſes Landhauſes hat für mich etwas ganz vorzüglich Anziehendes, und ich ſollte denken, es müßte ein reitzender Aufenthalt im Frühjahre und Herbſte ſeyn; im hohen Sommer möchte wohl die Hitze ſehr drükken. Aber ſeine Eigenthümer dachten anders; es ſteht ſchon ſeit vielen Jahren verlaſſen, und iſt nun ſo verfallen, daß es ſchlechterdings nicht zu bewohnen iſt. Einige der Pavillons, in die ich der Ausſicht wegen ging, betrat ich mit Furcht und Vorſicht. — Freylich mag dieſe Gegend nicht die geſündeſte ſeyn; an dem Ausfluſſe des Sees iſt der Boden ſo niedrig, daß er häufig unter Waſſer geſetzt wird, wodurch denn, wann die Hitze eintritt, eine vergiftete Luft entſteht. Wir wollten uns nun an die Landzunge fahren laſſen, welche uns den größeren Theil des Sees verſteckte, um auch ſeine andere Hälfte zu ſehen;

allein in der ganzen Nachbarſchaft war kein Boot zu haben.

Zwiſchen dem See und der Stadt bemerkte ich eine Menge ziemlich anſehnlicher Säulen von Stein, mit großen, plumpen Capitälern. Sie ſtehen, oder vielmehr, liegen (denn viele ſind umgefallen) in einer ſo kleinen Entfernung von einander, daß ihrer wohl ein paar Dutzend ſeyn mögen, und daß ſie alſo nie gedient haben können, um auf dieſem kurzen Wege die Entfernungen anzuzeigen. Da wurde mir denn erzählt, daß ein Graf von Roſenberg, der zwiſchen der Stadt und dem Schloſſe am See viel hin und herfuhr, und, nach Catholiſcher Gewohnheit, auf der Straße betete, dieſe Säulen nach den Vaterunſern errichten ließ, die er von einer zur andern herſagte. Es waren alſo Betſäulen, wodurch der Graf jedesmal genau die Zahl der Vaterunſer wußte, die er zwiſchen der Stadt und ſeinem Landſitze ableyerte, ohne daß er ſich die Mühe zu nehmen brauchte, ſie an ſeinem Roſenkranze abzuſtechen. Nun, das hieß gräflich gebetet! Aber, o des Verfalles der guten alten Sitten! Die Säulen liegen halb zertrümmert auf dem Boden, und das Schloß ſelbſt, welches Maria Loretto heißt, iſt verlaſſen und verfallen.

Indeſſen iſt noch nicht alle wahre Frömmigkeit im Lande erloſchen! Die Bauern, wenn

ſchon nicht die Grafen, beten noch immer auf allen Straßen, der heilige Florian ſteht zu Klagenfurt noch in vollem Anſehen, und eben bereitet man ſich vor, ihm ein neuntägiges Feſt zu feyern. Ich ging geſtern bey einem großen marmornen Denkmahle vorbey, auf welchem die Bildſäule dieſes Heiligen ſteht. Man errichtete ihm das Ganze nach einem großen Brande, aus Dankbarkeit, daß er nicht die ganze Stadt abbrennen ließ. Einer meiner Vorgänger äußert ſeine maßgeblichen Gedanken darüber, wie es denn das Geſchlecht der Reiſebeſchreiber ſo zu thun pflegt, und meint, die Stadt hätte mit dem Gelde, das dieſes Denkmahl ihr koſtete, einige tüchtige Spritzen kaufen, und das Uebrige von den Armen der Bürger erwarten ſollen. Allein die guten Einwohner denken darüber anders, und ſind ſchon ſeit ein paar Tagen ſehr geſchäftig, das genannte Denkmahl mit friſchen Bäumen, Laternen und hölzernen Aufſätzen mit Lampen zu verzieren. In wenigen Tagen iſt das Feſt des Heiligen, und da wird man denn das Ganze beleuchten, und neun Abende nach einander Gottesdienſt hier halten.

Wirklich iſt es ungeheuer, wie viel Zeit man in Kärnthen und Steyermark auf die Ausübung gewiſſer Religionspflichten verwendet! Da iſt das Volk ohne Unterlaß mit etwas beſchäftiget! Nur

noch geſtern ſah ich wieder, nicht weit von der Stadt, eine ganze Herde von Landleuten, die — ich weiß nicht nach welchem Bilde oder Kreuze beten gingen. Auch iſt den Leuten wieder erlaubt zu wallfahrten, welches Joſeph II ſcharf verboten hatte. Dafür aber erſpart man hier viel Zeit, welche an andern Orten mit unnützem Leſen hingebracht wird. Wenigſtens iſt das der Fall zu Klagenfurt! Ich ging dieſen Nachmittag, als ich ermüdet in die Stadt zurückkam, in einen Buchladen, um zu ſehen, ob ich irgend etwas Neues über dieſes Land auftreiben könnte. Der Mann hatte nichts, auch in andern Fächern nicht viel, und von Neuigkeiten gar nichts. — Er ſagte, der Buchhandel läge darnieder, und man wiſſe jetzt eigentlich gar nicht, was man anſchaffen ſolle. Die Officiers, die ihm noch gelegentlich ein Buch abgekauft hätten, wären bey der Armee; Eckartshauſens Gebetbuch, das die Frauenzimmer beſtändig gekauft hätten, wäre nun auch verboten, und ſo ginge nicht viel mehr; allenfalls noch eine Comödie, und ein Ritter- oder Geiſterroman. Seine Leihbibliothek ſtände nun auch ſo gut wie confiſciert da, und brächte nichts mehr ein, ſeitdem es ihm verboten wäre, Bücher auszuleihen. — „Wie das? Sind denn Leihbibliotheken hier ganz verboten?“ — Ja wohl, ſchon ſeit einem halben Jahre, und kürzlich iſt der Befehl aufs Neue eingeſchärft worden. Alles

Bücherverleihen iſt verboten; auch aus den Privatſammlungen ſoll niemand ein Buch weggeben. Ich ſchreibe Ihnen das nieder, gerade wie der Mann mir es ſagte: aber leid thut es mir, daß ich heute niemanden mehr ſehen werde, um nähern Unterricht darüber zu erlangen, und zu erfahren, wie weit der arme Buchhändler die Sache vielleicht übertrieb. Morgen früh aber reiſen wir ab. Sonderbar wäre es immer, wenn man dieſen Artikel in Kärnthen ſo ganz anders behandelte, als in Steyermark; denn das weiß ich, daß es zu Grätz um den Buchhandel nicht ganz ſchlecht ſteht, und daß es dort nicht gar ſchwer iſt, Bücher aller Art zu bekommen. Von der Jenaiſchen Litteraturzeitung z. E. gehen mehrere Exemplare nach Grätz; auch kann man bloß auf das Leſen derſelben ſubſcribieren, und ſelbſt auf dem Lande, in einer Entfernung von mehreren Meilen, ſie ſo haben; wie ich denn weiß, daß mehrere Leute auf dem Lande dieſe Zeitung auf dieſe Art halten.

Unter die mancherley Streifereyen, die ich während meines drey tägigen Aufenthalts in dieſer Gegend gemacht habe, gehört auch die nach Einebiegel. Dieß iſt weiter nichts, als ein kleines Landhaus, eine Stunde von hier, das ich dicht an der Landſtraße bemerkte, als ich von St. Veit hierher kam, und von welchem ich eine

ſehr ſchöne Ausſicht ahndete. — In der That hatte ich mich nicht betrogen; denn ich fand, daß ſie unter die ſchönſten gehörte, die ich in dieſer Provinz geſehen habe. Es war einſt ein Beſitzthum der Jeſuiten, die in der That einen ſehr guten Geſchmack zeigten, indem ſie dieſes artige Haus hier baueten. Nachdem kam es an die Erzherzogin Mariane, und gehört jetzt einem Privatmanne.

Noch ſind mir in Kärnthen keine Weinberge vorgekommen, ſo ſehr ich mich auch darnach umgeſehen habe. Gleichwohl weiß ich, daß man in dieſem Lande etwas Wein bauet, der aber nicht geſchätzt wird. Der, welchen man hier trinkt, wird hauptſächlich aus Niederſteyermark gezogen; nebenher verbraucht man auch Ungarſchen und Italieniſchen. Durch den letztern verſteht man häufig den Wein, der im ſüdlichen Krain, im Oeſterreich und in Tyrol wächſt.

Die Landleute um Klagenfurt herum reden faſt alle Windiſch. Mehrentheils verſtehen ſie auch Deutſch; doch iſt jene ihre eigentliche Mutterſprache, d. h. diejenige, die ſie regelmäßig unter ſich ſelbſt reden. Die Leute wollen hier einen Unterſchied zwiſchen der Windiſchen, Krainerſchen und Croatiſchen Sprache machen; er mag aber wohl nur in gewiſſen Abweichungen und Dialek-

ten beſtehen, denn das räumen ſie durchgängig ein, daß dieſe drey Sprachen ſehr viel Aehnlichkeit mit der Böhmiſchen und Pohlniſchen haben. Im Grunde ſind ſie doch wohl ſammt und ſonders Töchter der Slaviſchen. Da ich viel umhergegangen bin, und immer Landleute in Menge antraf, habe ich ihnen ſorgfältig zugehört, und ihre Sprache keinesweges unangenehm für das Ohr gefunden. Ich mag ſie weit lieber Windiſch als Deutſch reden hören, denn die letztere Sprache klingt ſehr rauh und plump in ihrem Munde. — Daß das hieſige Deutſch voller Wörter iſt, die der Oberſächſiſchen Mundart ganz unbekannt ſind, verſteht ſich von ſelbſt.

Zu Klagenfurt koſtet jetzt das Pfund Rindfleiſch ſieben Kreuzer; Kalbfleiſch eben ſo viel; Schweinefleiſch acht, und Schöpſenfleiſch ſechs bis ſechs und einen halben, auch wohl ſieben. Vom ſchlechteſten braunen Brote koſten dreyßig Loth zwey Kreuzer. Für die Klafter weiches Holz bezahlte man vergangenen Winter fünf bis ſechs Gulden, und ſeitdem hat es ſich ſo ziemlich bey dieſem Preiſe erhalten, worüber denn die Leute ſehr klagen.

Ein Schriftſteller hat der Stadt Bruck in Steyermark die Ehre angethan, ſie als die Hauptreſidenz der Kröpfe zu betrachten. Ich wüßte

nicht, daß ich mehrere dort geſehen hätte, als an vielen andern Orten; aber leider ſind die Kröpfe ein Uebel, das ſich über das geſammte Land von Steyermark und Kärnthen zu erſtrecken ſcheint. Auf dem ganzen Striche von Bruck bis Grätz, und von Bruck bis Klagenfurt habe ich ſie in großer Menge gefunden. Auch ſtößt man hin und wieder auf Cretins, oder Idioten. Dieſe zeigen ſich natürlich in mancherley Abſtufungen; aber ſolche ganz thieriſche, oder vielmehr Pflanzengeſchöpfe, wie ich ſie bisweilen im Walliſerlande in der Schweiz geſehen habe, ſind mir doch nicht vorgekommen. Sonſt aber gleichen die hieſigen den Walliſern ſo ziemlich. Am meiſten fand ich dieſe Menſchen, oder Halbmenſchen zwiſchen Bruck und Grätz. Man ſagte mir aber, daß ich daraus keinen Schluß auf das ganze Land machen müßte, weil ihre Verwandten dieſe Unglücklichen auf die Landſtraßen zu ſchicken pflegten, um zu betteln, und daß ein Reiſender, auf dieſe Art, die mehreſten zu ſehen bekäme, die ſich im Lande fänden. — In Kärnthen und Steyermark, in der Schweiz, im Herzogthume Aoſta und in einigen Theilen der Apenninnen bemerkte ich immer, daß das weibliche Geſchlecht die größten Kröpfe hatte. Der Kropf, wenn er eine gewiſſe Größe hat, ſcheint nahe mit dem Idiotismus in Verbindung zu ſtehen! Die Cretins haben ſo ziemlich alle Kröpfe, und wer einen

ſehr großen hat, iſt gewöhnlich auch bis auf einen gewiſſen Grad ein Idiot. — Ich habe Ihnen mehrmals über dieſe traurige Naturerſcheinung geſchrieben und behauptet, daß, von den mancherley Urſachen, die man gewöhnlich dafür angiebt, das Waſſer, mehr als irgend eine andere, Schuld ſey. Auch hier iſt man dieſer Meinung! Faſt überall, wo die Kröpfe häufig ſind, fand ich auch ein weißliches, trübes Waſſer, das eine Art von feiner Erde mit ſich führte, die ſich, wenn man es ſtehen läßt, zu Boden ſetzt, und zwiſchen den Fingern ſich wie eine Art von Schleim fühlt. Was mich indeſſen an meinem Syſteme etwas irre macht, iſt, daß ich auf dieſer letzten Reiſe eine Menge Leute mit Kröpfen auch in ſolchen Gegenden geſehen habe, wo mir das Waſſer ſehr rein und klar zu ſeyn ſchien. Freylich iſt noch immer die Frage, ob die Leute die ich da ſah, gerade aus dem Striche waren. Dem Syſtem zu Liebe will ich glauben, daß ſie es nicht waren, da man ſagt, daß dieſe Leute von ihren Verwandten häufig auf die Straße geſchickt werden.

Zweyter Brief.

Reiſe von Klagenfurt über den Loibel — Kirſchtheuer — Beſchreibung des Loibels und der Straße — Neumarktl — Krainburg — Gegend zwiſchen Krainburg und Laybach — das Landvolk in Krain — Laibach — Schickſal der Klöſter, die Joſeph II aufhob — Nebenreiſe nach Idria — Queckſilberwerk — Loitſch — Planina — Birnbaumerwald — Land der unterirdiſchen Höhlen, oder Grotten — Adelsberg — Lueg und ſeine Grotte — das Land zwiſchen Adelsberg und Trieſt — der Karſt — Allgemeine Bemerkungen über das Herzogthum Krain — die Tanten Ludwigs XVI zu Trieſt — der große Platz — der Hafen — die Gegend umher — Kaffeehäuſer — Wachsthum der Stadt — der Molo — das Lazaretto — das Schloß — Grotte zu Corneal — Lipizza — Urbarmachung der Gegend um Trieſt.

Krainburg im Herzogth. Krain, den 3 May 1799.

Ich hatte eine Fahrt, wie ich noch nie eine gehabt habe! Ich bin oft über beſchneyte Alpen zu Fuße gegangen, oder geritten, aber noch nie

in einem achtſpännigen Wagen darüber gefahren; am allerwenigſten erwartete ich, in dieſer Jahreszeit und unter dieſer Breite, welche ſchon mit den nördlichſten Theilen Italiens parallel läuft, auf einer großen Fahrſtraße ein paar Schuh tief Schnee zu finden, wie es auf den obern Höhen des Loibels der Fall war.

Es regnete ſchon einen Theil des letzten Tages hindurch, den wir zu Klagenfurt zubrachten, und geſtern früh, als wir abfuhren, war das Wetter etwas unfreundlich und ſcharf. Indeſſen hatte ich keinen Begriff von dem, was unſerer wartete. Wir fuhren die erſte Station durch ein angenehmes, ziemlich ebenes Thal, in welchem wir nur einen kleinen Theil des Weges bergauf und bergab zu machen hatten. Als wir von einer jähen Höhe in das Thal herabfuhren, in welchem Kirſchtheuer liegt, hatte ich Gelegenheit, den großen Styl zu bewundern, in welchem die Oeſtreichiſchen Bergſtraßen angelegt ſind. Der Hügel war nicht eben hoch, aber ſehr ſteil, und wir drehten uns durch einen langen Zickzack hinab in ein Thal, welches die Draw, oder Drave durchfließt. Dieſer Strom, obſchon hier ſeinem Urſprunge noch ziemlich nahe, iſt ſchon ſehr beträchtlich, hat aber auch ſchon mehrere der kleinern Flüſſe aufgenommen, die in dieſen Alpenländern überall von den Bergen herabſtrömen.

Das weite Bette und die ſehr lange Brücke, die bey Kirſchtheuer darüber geht, zeigen genugſam, was dieſer Fluß bisweilen ſeyn muß, z. E. im Frühjahre, wenn der Schnee durch ſchnell einfallendes Thauwetter ſchmilzt.

Zu Kirſchtheuer wurden die Pferde, die uns ziehen ſollten, erſt gefüttert: etwas Unerhörtes auf einer Oeſtreichiſchen Poſt! Allein man hatte ſehr Recht; denn nachher fand ich, daß dieſe Thiere ſieben Stunden lang arbeiten mußten, ohne die geringſte Erfriſchung zu bekommen. Endlich erſchienen acht Pferde, ob wir ſchon nur mit vieren gekommen waren. Ich ſtreite mich nie mit einem Oeſtreichiſchen Poſtmeiſter über die Zahl der Pferde, denn dieſe Leute thun, ohne Widerrede und ohne Klage, was nur immer zu thun möglich iſt, und überdieß ſind alle dieſe Dinge auf das genaueſte von der Regierung, und nie zum Nachtheile des Reiſenden, wie in manchen andern Ländern, beſtimmt.

Bald nachdem wir Kirſchtheuer verlaſſen hatten, fingen wir an zu ſteigen, und das dauerte vier und eine halbe Stunde fort, ehe wir den höchſten Gipfel erreichten, ohne daß wir je in eine Ebene kamen, ob wir ſchon hin und wieder bergab gingen. Dieſe vier Meilen von Kirſchtheuer nach Krainburg nennt man den Paß über

den Loibel, den man ſich aber nicht als eine einzige Bergſpitze, ſondern als eine lange Reihe von Höhen vorſtellen muß, deren immer eine ſich über die andere und hinter der andern erhebt, an denen man allmählich ſich hinaufwindet, bis man endlich an zwey Pyramiden kommt, die den höchſten Gipfel anzeigen und zugleich die Grenze zwiſchen Kärnthen und Krain machen. —

Als eine Fahrſtraße betrachtet, iſt dieſer Paß wohl das Erhabenſte dieſer Art, das ich in Europa geſehn habe. Er iſt länger und höher als die Bochetta, die aus dem Piemonteſiſchen hinter Novi nach Genua führt; beträchtlich höher, als der Penman-Moor in Nordwales; höher, als die Straße über die Apenninen bey Bologna, bey Tolentino und bey Macerata, und ſo viel höher, als alle Fahrſtraßen in der Schweiz, daß dieſe letztern nur eine Kleinigkeit dagegen ſind. Wenn man beobachtet, wie äußerſt ſteil die mehreſten Höhen des Loibels ſind, an denen man ſich hinaufwindet, ſo muß man die Größe des Geiſtes bewundern, der zuerſt den Gedanken faßte, eine Straße für große Güterwagen über dieſe Gipfel zu führen. Sie iſt mit einer Feſtigkeit gebauet, die ſie in den Rang der großen Werke der Alten ſetzt, auf der einen Seite mehrentheils aus dem Felſen gehauen, auf der andern durch ſtarke Mauern unterſtützt. Alle hundert Schritte, mehr oder weniger, iſt ein

Abſatz, ſo daß die Pferde beym Heraufziehen Athem ſchöpfen und ruhen können, ohne den Wagen zu halten; beym Herabfahren kommt das Gefährte dadurch in eine Art von Ruhe, und braucht von den Pferden nicht zurückgehalten zu werden. Auch iſt dieſe Straße theils mit einem Geländer von Pfoſten, theils mit Mauern auf der Seite der Abgründe verſehen. — In den letzten ſechs Viertelſtunden ward der Berg ſo ſteil, daß ich mit Erſtaunen häufig an einem faſt ſenkrechten Felſen, gerade und hoch über mir, an den hölzernen Pfoſten den Lauf der Straße erkannte, die wir zu fahren hatten.

Schon hatten wir von Kirſchtheuer aus zwey Stunden zurückgelegt, als ich eine Kirche dicht an der Straße fand, in die ich trat, und wo ich eine zahlreiche Gemeinde fand, vor der ein Geiſtlicher eine Windiſche Predigt hielt. Mein Wunder war, woher alle dieſe Menſchen kommen möchten, denn ſchon glaubte ich über die bewohnten Regionen hinaus zu ſeyn. Wirklich ſieht man auf dieſen Höhen wenig anders, als Felſen, Waldung, eine magere Weide, Moos und allenfalls Heide. Nur hin und wieder fand ich etwas Gras und ein einzelnes in Schlünden gelegenes Haus. — Noch eine Stunde höher, als die Capelle, kamen wir an ein kleines, elendes Dorf.

Wir hatten auf dem ganzen Wege ſehr viel Schnee gefunden; aber von dem Dorfe weg bis

auf die höchſte Höhe der Straße, mit deren Erſteigung wir faſt zwey Stunden zubrachten, war nichts mehr zu ſehen, als Bäume, Schnee und nackter Fels, da nehmlich, wo dieſer ſo ſteil iſt, daß jener nicht daran haften kann. Die Bäume, die bis auf den Gipfel dieſes Berges hinaufwachſen, waren jetzt ſchwer mit Schnee beladen, denn es war deſſen in der vergangenen Nacht ungeheuer viel gefallen. Für den dritten May war dieſes ein ganz eigener Anblick. Nie habe ich die höchſten Schweizeralpen winterlicher geſehen. Indeſſen war, auf dieſer befahrnen Straße, der Schnee in den mittlern Regionen ſchon größtentheils in Koth verwandelt; allein auf der letzten halben Meile hatte er ſich auch auf der Straße erhalten, nahm immer zu, ſo wie wir höher kamen, und wurde endlich ſo tief, daß wir ohne Hülfe nicht weiter hätten kommen können. Aber hier trafen wir eine Menge Arbeiter, die den Schnee mit Spaten und Schaufeln ausgruben. Wären wir zwey Stunden früher gekommen, ſo hätten wir auf dieſen unwirthbaren Höhen warten müſſen, bis man uns den Weg geöffnet hätte. Der Berg iſt nehmlich ſo ſteil, daß der Wind ohne Unterlaß kleine Schneelavinen herabtreibt, die dann auf der Straße ſich brechen und zum Theil liegen bleiben. Und ſo fand ich, daß man an manchen Orten, kurz vor unſerer Ankunft, drey, vier und ſelbſt fünf Schuh tief den Schnee ausgegraben hatte. Es ſcheint, daß man den ganzen

Winter hindurch den Schnee von der Straße wegzuräumen pflegt; denn in der letzten halben Stunde unſeres Auffahrens fand ich eine ſenkrechte Schneewand, die ſich fünf, acht bis zehn Schuh hoch, nach der Beſchaffenheit des Bodens, erhob, und an deren Durchſchnitte ich die ſenkrechten Lagen erkennen konnte, in denen der Schnee zu verſchiedenen Zeiten des vergangenen Winters gefallen ſeyn muß.

Nachdem wir von Kirſchtheuer aus vier und eine halbe Stunde gefahren waren, erreichten wir endlich die höchſte Höhe der Landſtraße, welche zugleich die Grenze von Kärnthen und Krain macht. Zwey anſehnliche ſteinerne Pyramiden bezeichnen dieſe. Urſprünglich mag dieſer Berggipfel ziemlich ſpitzig oder ſcharf geweſen ſeyn; allein man hat den Felſen von oben herab geſprengt, und bis in eine ziemliche Tiefe eingehauen, um die Straße nicht ganz über den höchſten Rücken zu führen. — Büſching erzählt, daß es unmöglich geweſen wäre, den Weg auf der Spitze zu ebenen, und ſo habe man, in einiger Tiefe, durch den Berg ein Loch gehauen (etwa wie durch den Felſen bey der Teufelsbrücke im Canton Uri) wovon er ſehr beſtimmt die Länge, Breite und Höhe angiebt. Das Nehmliche habe ich noch in einer Reiſebeſchreibung geleſen, und ſo iſt auch die Sache auf der Homanniſchen Karte vom Herzogthume Kärnthen abge=

bildet. Wie mögen doch ſolche Geſchichten in die Welt kommen, und wie kann man ſo umſtändlich eine Sache beſchreiben, die vermuthlich nie exiſtirt hat! Denn wenn einmal das Loch durchgebrochen geweſen wäre, ſo iſt es nicht wahrſcheinlich, daß man ſich in der Folge die unnöthige und ſehr große Mühe genommen haben würde, den hohen über dem Loche ſtehen gebliebenen Felſen wegzuſprengen.

Es regnete! Der Schnee auf der Straße war, des Grabens ungeachtet, tief und naß, und ich war, wider meine Gewohnheit, bis an den Gipfel des Berges im Wagen ſitzen geblieben, (acht Pferde, dacht ich, könnten uns ſchon ziehen) da ich aber auf der andern Seite die Abfahrt ſah, und die ſich ſchlängelnde Straße faſt ſenkrecht in einer fürchterlichen Tiefe unter mir entdeckte, verlor ich den Muth, länger im Wagen zu bleiben. Beide Hinterräder wurden gehemmt, und doch hatten die Pferde, bey gewiſſen Wendungen, viele Mühe, den ſchweren Wagen zu erhalten. Ich erwartete an verſchiedenen Orten, daß er gegen die kleine Mauer geſchleudert werden würde, die eben darum bey den Wendungen des Zickzacks angebracht iſt, damit kein Wagen in den Abgrund fliege. Dieſe Mauern nach dem Abgrunde zu ſind ſtark, aber niedrig: an der Bergſeite hingegen finden ſich Mauern,

die zehn, zwölf und ſelbſt funfzehn Schuh hoch ſeyn mögen. Sie ſind wegen der faſt ſenkrechten Jähe des Berges nöthig, von dem ohne Unterlaß Erde und Steine auf die Straße fallen würden, wenn dieſe Mauern ſie nicht dagegen ſicherten. — Wenn ich in einiger Tiefe von Zeit zu Zeit aufwärts blickte und beobachtete, wie unſer Wagen ſowohl als große Frachtkarren von dieſem ſchroffen Berge herabgleiteten, ſo war mir es ein grauſenvoller Anblick. Die Sache ſieht im höchſten Grade gefährlich aus, denn der Berg iſt auf der Italieniſchen Seite äußerſt jähe, und die Straße geht alſo bloß durch einen Zickzack, und nicht über mannigfaltige Höhen, die ſich hinter einander erheben, wie auf der andern Seite; gleichwohl wird geſagt, daß man ſelten von einem Unglück höre.

Ich ging nun zu Fuße, und nach einer halben Stunde fand ich ſchon keinen Schnee mehr auf der Straße. Eine Stunde Wegs weiter brachte mich ganz aus den beſchneyten Regionen, und ich fand nun wieder Bäume, an denen ſich das erſte Frühlingsgrün zeigte. Die Geſträuppe und Bäume auf der Höhe, worunter ſehr viel Buchen, Birken und Lerchenholz waren, trugen noch nicht die geringſte Spur von Vegetation.

Der Wagen war noch weit zurück! Ich war naß geworden, und trat in ein Bauernhaus an

der Straße, wo ich fünf Perſonen beiderley Ge- ſchlechts fand, aber nicht eine einzige darunter, die auch nur ein Wort Deutſch geſprochen, oder verſtanden hätte. „Krähneriſch!“ war alles, was ich aus ihnen bringen konnte. Ich zeigte auf meine naſſen Kleider und trat an den Ofen, der denn, der löblichen Gewohnheit aller gemeinen Leute zu Folge, tüchtig geheitzt war. Der rauhe Bergländer ſcheint ganz vorzüglich ſeine Glückſe- ligkeit darin zu ſuchen. — Ich fand abermals, was ich ſchon verſchiedentlich vorher bemerkt hatte, daß die Sprache dieſer Leute keineswegs rauh klang, obſchon die der Bergvölker immer härter iſt, als in den Ebenen: und ein Lied, das eine Mutter ihrem Kinde ſang, ſchien mir recht ſanft und weich.

Die ganze Herabfahrt von der Spitze des Loibels bis nach Neumärktl, der nächſten Station, dauerte zwey und eine halbe Stunde; der ganze Paß alſo ſieben. Von Kirſchtheuer rechnet man zwey Meilen bis auf die Spitze, wo von den acht Pferden viere abgenommen, und für zwey Meilen bezahlt werden, und eben ſo viel nach Neumärktl. Der letzte Theil iſt bey weitem der kürzere; da aber der Weg gar viel ſteiler iſt, als auf der Nordſeite, ſo höre ich, daß man im Hinauffahren faſt eben ſo viel Zeit braucht, als auf jener.

Neumärktl, ein Städtchen, liegt noch immer in den Bergen, aus denen wir uns nun allmählich herauswanden. Bald nachher kamen wir in eine ſchöne Ebene, die in einiger Ferne von Bergen umgeben iſt, und in welcher Krainburg eine angenehme Lage an den Ufern der Saw, oder Save hat. Von einer mäßigen Anhöhe genießt man hier die Ausſicht auf ein reitzendes Thal, in welchem Sie, mit einem Blicke, die wilden, beſchneyten Berggegenden, und den lieblichſten Frühling unter einem ſorgfältigen Anbaue ſehen. — Die Saw iſt hier bey weitem nicht ſo beträchtlich, als die Draw bey Kirſchtheuer, nimmt aber doch auch ein ſehr breites Bett ein. — Wir übernachteten auf der Poſt, wo wir ziemlich wohl waren, und freundliche Leute fanden.

Laybach den 4 May 1798.

Auf unſerm Wege von Krainburg hierher, blieben wir immer in der Nachbarſchaft des Fluſſes Saw, der die reitzende, fruchtbare und wohl angebaute Ebene verſchönert, durch die dieſer Weg führt. Sie iſt rings herum von kleinen Hügeln umgeben, hinter denen höhere emporſteigen. Gegen Mitternacht ſieht man noch immer die erhabenen, beſchneyten Gebirge, aber nach der Italieniſchen Seite zu fallen ſie ab. Ich

rechne dieſen Strich zwiſchen Krainburg und Laybach unter die ſchönſten, die ich, ſeit meiner Abreiſe aus Wien, geſehen habe. Beſonders freuete ich mich, hier den Frühling, zum Erſtenmal in dieſem Jahre, in ſeiner ganzen Herrlichkeit zu ſehen. Bis hierher fehlte immer noch etwas, beſonders waren in den mehreſten Gegenden die Forſtbäume noch etwas zurück; hier aber ſind ſie ſo ziemlich alle grün, und ſelbſt die Eiche, die immer zuletzt herauskommt, entwickelt ihre jungen Blätter.

Auch dieſen Morgen, denn wir ſind ſehr frühe hier angekommen, ſehe ich eine Menge Landleute in Proceſſion umher gehen. Wir ſind in der ſogenannten Rogations- oder Bittwoche, in welcher dieſe Leute ungefähr täglich umher ziehen, und mit gewiſſen Ceremonien ihre Felder beſuchen. Sie zeigen ſich dann im feſtlichen Gewande, und ſo ſah ich ſie zu ihrem Vortheil. Wirklich waren die mehreſten ſehr gut gekleidet, in dicken, vollen, grauen Tuchröcken, rothen Scherpen und mehrentheils auch rothen Weſten. Ihr Hals iſt bloß. Die Weiber trugen weiße Kopftücher, die ihnen ſehr gut laſſen, und weiße Mäntel, die über den halben Leib herabkommen. Manche, die aber nicht in Proceſſion gingen, trugen lange Schafpelze. Im Ganzen gleicht der weibliche Anzug den Morlachiſchen Figuren, die Sie in de Fortis Reiſe durch Dalmatien finden.

Die Häuſer der Landleute ſind überaus klein, und häufig von Holz; die Fenſter nicht zwey Schuh ins Gevierte; manche ſchienen mir ſo klein, daß mich dünkte, ſie könnten nicht mehr als einen Quadratſchuh betragen. Feuereſſen haben ſie nicht, und der Rauch muß ſeinen Weg aus dem Hauſe machen, ſo gut er kann. Einige wenige ſah ich mit einem zweyten Stockwerke, und in dieſem war eine große Oeffnung, durch die der Rauch heraus kam.

Der hieſige Menſchenſchlag iſt von dem in Steyermark, beſonders von dem Oberſteyermärker, ſehr verſchieden. Sie ſind hier von einem weit ſchönern Wuchſe, länger, und haben eine beſſere Geſichtsfarbe. Auch ihre Züge ſind feiner. In Oberſteyer habe ich unter hundert weiblichen Geſichtern kaum eins geſehen, das erträglich war.

Laybach iſt ein ſehr hübſcher Ort und gefällt mir, als Stadt betrachtet, beſſer als Klagenfurt. Hier giebt es eine Menge großer, anſehnlicher, ſehr guter Häuſer; darunter mehrere öffentliche Gebäude. Einige Kirchen ſind, beſonders in ihrem Innern, von einem weit beſſern Geſchmacke, als man gewöhnlich in Deutſchland ſieht. Das Innere der Domkirche gefiel mir ganz vorzüglich. Es hat viel Aehnliches mit dem Innern der Peterskirche zu Rom. Sie iſt ganz

in Fresco gemahlt: und obſchon dieſe Arbeit nicht von der erſten Art iſt, ſo entdeckte ich doch überall die Nähe von Italien. — Die öffentlichen Schulen ſind in einem großen und guten Gebäude.

Ich beſchäftige mich oft mit den mannigfaltigen Schickſalen, die die Klöſter gehabt haben, welche Joſeph II aufhob! Hier iſt eins in eine Menge Miethwohnungen verwandelt, dort hat man aus einem andern eine Caſerne gemacht, und aus einem dritten iſt eine Tuchfabrike geworden. Das ehemalige Jeſuitenkloſter zu Laybach iſt jetzt die Redoute, und dient zur vorzüglichſten Beluſtigung desjenigen Geſchlechts, von dem dieſer Orden, wie man ſagte, ſo wenig ein Freund war. — Zu Grätz hat man ein Capucinerkloſter in ein Irrenhaus verwandelt. Das konnten die gemeinen Leute noch dieſe Stunde nicht vertragen. Jemand ſagte, man hätte zu Grätz nie von einem Narren gehört; jetzt aber, da ein Haus für ſie angelegt worden wäre, gäbe es mehrere. Die Urſache iſt natürlich! Vorher waren ſie in den Familien zerſtreut, und man bemerkte ſie nicht; in einem für ſie beſtimmten Gebäude, wo ſie alle verſammelt ſind, fallen ſie in die Augen. Auch ſchickt natürlich die Nachbarſchaft, wenn einmal in einer Stadt ein Irrenhaus errichtet wird, ihre Wahnſinnigen dahin. — Man zeigte mir, nahe bey Laybach, ein

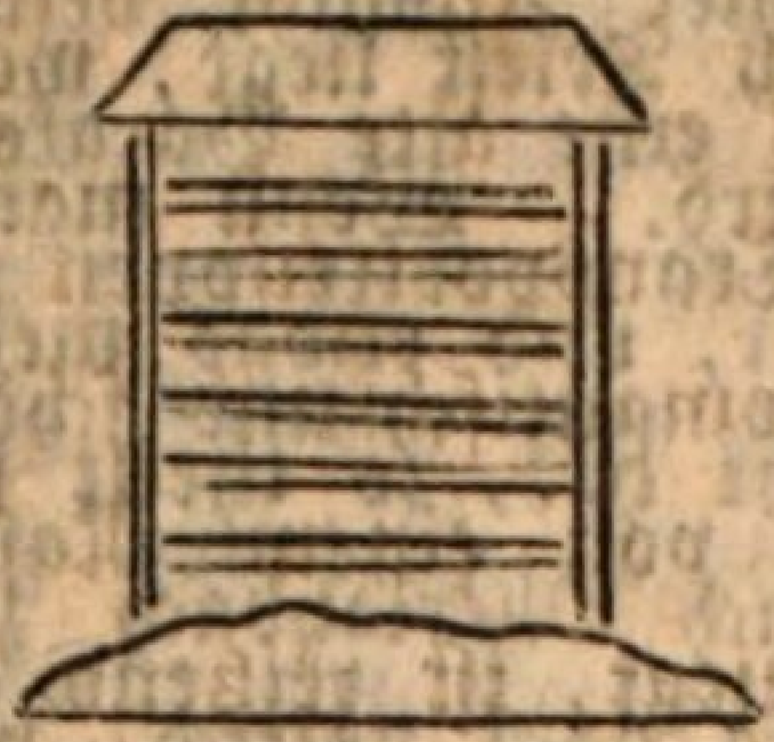
großes Kloſter, welches zur Einquartirung für Soldaten dient, wodurch denn die Bürger der Stadt geſchont werden. In dieſem Augenblicke befinden ſich fünf hundert Franzöſiſche Gefangene darin. — Wenn ich nicht irre, ſo ſteht das Frieſiſche Haus zu Wien, ſammt der Lutherſchen und Reformirten Kirche, auch auf einem Platze, den ehemals ein Kloſter einnahm.

Das Landesfürſtliche Schloß, das dicht an der Stadt auf einer Anhöhe liegt, wird jetzt nur noch wegen ſeiner Ausſicht beſucht, denn es iſt nichts mehr als eine alte Barake, in welche man Recruten und Transporttruppen einquartirt. Aber ſeine Lage iſt romantiſch und ſchön, und die Ausſicht, die man von einem Raſenplatze hat, der dicht darneben liegt, iſt reitzend.

Der Fluß Laybach fließt durch die Stadt gleiches Namens, und iſt hier ſchiffbar; allein der Gebrauch, den man davon macht, iſt unbeträchtlich. Die verſchiedenen Theile der Stadt ſind durch drey Brücken verbunden.

Schon in Kärnthen, weit mehr aber in Krain, und ganz vorzüglich in der Gegend um Laybach, bemerkte ich eine Maſchine, die überall in den Feldern umherſteht, und die ich auch in Schweden zum nehmlichen Zwecke, aber unter ſehr verſchiedener Geſtalt gefunden habe. Wenn das

Korn geſchnitten iſt, ſteckt man es darauf zum Trocknen. Dieſe Maſchine beſteht aus einer Menge Stangen, die horizontal innerhalb zwey Pfoſten befeſtiget liegen, und oben mit einem kleinen Dache bedeckt ſind. In Schweden, wo der Winter oft eintritt, ehe noch die Aerndte vollendet iſt, fand ich ſo etwas ſehr natürlich; aber hier, unter dieſer ſüdlichen Breite, wunderte ich mich, eine ſolche Maſchine ſo allgemein zu ſehen. Sie beweiſt wenigſtens, daß es in dieſen Ländern viel regnet.



Loitſch in Krain, den 6 May.

Wir verließen geſtern Laybach, und machten zwey Meilen bis Oberlaybach, wo wir von der großen Straße abgingen, um das vier Meilen entlegene Idria zu ſehen. Dieſer durch ſeine Queckſilberbergwerke berühmte Ort liegt in einer Tiefe, die auf allen Seiten von ziemlich hohen Bergen umgeben iſt. Wer von Wien aus ſüdlich geht, verläßt, um Idria zu beſuchen, zu Oberlaybach die große Landſtraße, und geht über hohe Berge, bis auf deren Spitze wir zwey Pferde Vorſpann neh-

men mußten. Als wir wieder zurückgingen, verdoppelte man dieſe Zahl, und ich kann nicht ſagen, mit Unrecht, weil der Berg auf der Seite von Idria gar viel ſteiler iſt, als auf der andern. Die Straße ſelbſt iſt vortrefflich, koſtbar und in einem großen Style gebaut. Die Regierung ließ ſie machen, um Idria mit der Landſtraße, die nach Wien führt, zu verbinden, damit das Queckſilber leichter nach dieſer Stadt gebracht werden könnte. Aber das war ihr nicht genug; ſie wollte dieſe Straße auch mit Loitſch verbinden, welches eine und eine halbe Meile nach Trieſt liegt, wohin auch Queckſilber geführt wird. Wenn man alſo von Idria wieder zurückgeht, und etwas mehr, als den halben Weg gemacht hat, ſo theilt ſich die Straße; man läßt die nach Oberlaybach zur Linken, und wendet ſich rechts nach Loitſch, wodurch man ſich auf einmal eine Station näher nach Trieſt findet. Wer alſo Idria von Wien aus ſehen will, verläßt die große Landſtraße zu Oberlaybach; kommt man aber von Trieſt, ſo gehet man von Loitſch nach Idria ab.

Der Weg von Oberlaybach geht Anfangs durch eine ſchöne Gegend. So wie wir uns allmählich aus der Ebene erhoben, überſah ich von den verſchiedenen Höhen das ganze liebliche Thal, in welchem Krains Hauptſtadt liegt, und das ſich von dieſem Orte bis an den Fuß der Berge erſtreckt, auf denen ich mich jetzt befand. Es iſt eine ſchöne

Ebene, aber wohl nur ſchön für das Auge, denn dieſe ganze Gegend iſt ſumpfig und ungeſund, hat zwar gute Wieſen und Weiden, aber wenig Getreide. Der Fluß Laybach tritt häufig aus ſeinen Ufern, ſetzt einen großen Theil dieſes Landſtriches unter Waſſer, und erzeugt eine faule Luft. Man hat große Koſten verwandt, um das Waſſer des Fluſſes abzuleiten; allein man hat dieſe Arbeiten unzulänglich gefunden, und hat ſie aufgegeben, ehe ſie noch ganz vollendet waren.

Allmählich verloren ſich die niedern, angebauten Gegenden, durch die wir kamen, in hohe Kalkberge, die häufig den nackten Fels zeigten, und wo ich ſehr wenig Anbau, oder gutes Land fand. Indeſſen ſind doch alle dieſe Höhen mit Bäumen bewachſen, beſonders mit Buchen, die hier ſehr wohl gedeihen und eine anſehnliche Größe erreichen. Wir brachten drey und eine halbe Stunde zu, ehe wir auf die höchſte Höhe kamen, und hier hatte ich noch einmal eine erhabene Ausſicht auf jene Alpen, die ich ſchon zu St. Veit und von allen Anhöhen bey Klagenfurt geſehen hatte. Ihre ſchneebedeckten Spitzen hatten von hier aus ein ſo großes und würdiges Anſehen, daß ich mich überredete, ſie gäben, ſo wie ſie jetzt ausſehen, den Schweizeralpen nur wenig nach.

Die letzte Meile nach Idria geht über einen Berg hinab, der beynahe ſenkrecht iſt, und über

den man die Straße in allen Arten von Schneckenlinien geführt hat. Sie iſt auf der einen Seite mit ſtarken Mauern unterſetzt, und auch an der andern Seite mit Mauern verſehen, die an manchen Orten bis auf zwanzig Schuh hoch ſind. Es war ein lieblicher Abend; ich ging zu Fuße herab, blickte oft zurück, und bewunderte den ſchönen, merkwürdigen Bau.

Die Berge, die ich zunächſt um mich her ſah, ehe ich noch von der Höhe herabkam, erinnerten mich lebhaft an mehrere Theile der Apenninen. Die nehmlichen Einbiegungen, Schnitte, Ungleichheiten und Windungen ohne Ende in der Form. Auch hier bringen ſie, wie dort, die nehmlichen Wirkungen hervor. Es iſt ſchwer, eine Straße durch ſolche Berge zu ziehen, weil man ohne Unterlaß bergauf, bergab gehen, bald rechts, bald links ſich wenden muß. Man zieht alſo gewöhnlich, die Straße auf dem Rücken der Berge hin, ſo viel es ſich thun läßt: und ſo fand ich auch hier eine lange Strecke.

Die Lage von Idria hat etwas Eigenes! Das Thal iſt ſo äußerſt enge, und rings herum erheben ſich ſogleich die Berge, ſo daß nur ein Theil der Häuſer, dicht gehäuft, im Thale beyſammen liegt. Die übrigen ziehen ſich allmählich an den Hügeln hinauf; jedes ſtehet dann einzeln und hat ein kleines Stück Land, auf welchem der Bergmann dem

rauhen Clima und Boden einige Gewächſe für ſeine Küche abgewinnt.

So wie die Lage von Idria beſonders iſt, ſo iſt es auch der ganze Ort und alles umher; kurz, die ganze Colonie und ihre Einrichtungen ſind einzig in ihrer Art. Die 3500 Menſchen, die hier wohnen, und von der übrigen Welt durch hohe Berge ſich abgeſchnitten finden, ſind ſammt und ſonders Bergleute, oder gehören Bergleuten an. Der Arbeiter über und unter der Erde zählt man neun hundert, und überdieß noch mehr als drey hundert Holzſchläger, oder Leute, die in den Wäldern das Holz hauen, herabflößen und auf andere Art es handhaben.

Der Bergrath Gersdorf ſagte mir, daß man ſchon ſeit geraumer Zeit zehn bis zwölf tauſend Centner Queckſilber im Durchſchnitte jährlich gemacht habe. Sonſt ging ſehr viel davon nach Spanien, von wo aus es nach Amerika zur Amalgamation des Silbererzes geſchickt wurde. Dieß hat ſeit einiger Zeit aufgehört, weil die Spanier den erhöhten Preis nicht bezahlen wollten, den man jetzt für das Queckſilber verlangt. Dieſer Umſtand ſchien mir nicht ganz klar, und wurde etwas unbeſtimmt erzählt. Dem ſey wie ihm wolle, auf die Quantität, die man jährlich macht, ſcheint dieſer Abfall keinen Einfluß zu haben, und ich höre,

daß man ſo viel Queckſilber abſetzen kann, als nur immer gemacht wird. Es gehet jetzt größtentheils nach Wien, wo es auf kaiſerliche Rechnung verkauft wird; man weiß aber hier nicht, zu welchen Zwecken es beſonders verbraucht wird, oder in welche Länder es vorzüglich verführt wird. Doch ſagt man, daß davon viel nach England verſchickt werde. Der Centner (von hundert Pfund) koſtet hier auf der Stelle hundert und fünf und vierzig Gulden, und der Centner Zinnober hundert und fünf und ſiebzig.

Der Gehalt des Erzes iſt, wie überall, verſchiedentlich; doch ſcheint es, daß es jetzt im Durchſchnitte ungefähr funfzig Procente hält. Manche geben weniger, doch finden ſich auch Erze, aus denen man bis achtzig Procent ziehet. — Jungfern Queckſilber, d. h. ganz reines, gleich natürlich fließendes, das keiner weitern Zubereitung bedarf, findet man jetzt ſehr wenig; indeſſen zeigte man mir einiges. Ich erinnere mich, in meiner Jugend eine Beſchreibung von Idria geleſen zu haben, aus welcher mir der Gedanke zurückblieb, daß das Queckſilber ſo gerade aus dem Felſen flöſſe, und daß man nur unterhalten dürfte, um es zu empfangen. So mag es auch wirklich bey der erſten Entdeckung ſich gefunden haben, nach dem, was man erzählt; aber jetzt iſt es ganz anders! Der Hauptſchacht iſt nicht weniger, als ſechs und achtzig

Klaftern tief, und das wenige Jungfern-Queckſilber, das man gelegentlich findet, wird als eine Seltenheit gezeigt.

Es wird Ihnen nicht unbekannt ſeyn, daß man das Bergwerk zu Idria für das ſchönſte und prächtigſte in der Welt hält! Der Eingang in den Antoniſtollen geht durch ein ziemlich anſehnliches Gebäude, und alles iſt ſo geräumig, ſo nett und reinlich, daß es gar nichts von den unangenehmen Gedanken, oder Empfindungen erweckt, die auch die ſchönſten Gruben mir immer mehr oder weniger eingeflößt haben. Man gehet unter einem hohen, ziemlich breiten Gewölbe ebenen Fußes fort, bis man an die Vertiefungen kommt. In dieſe, die keineswegs ſteil ſind, ſteigt man auf reinlichen ſteinernen Stufen hinab, die vollkommen gut unterhalten ſind. Jemand ſagt davon, man könne in weißen ſeidenen Strümpfen anfahren. Dieß iſt wirklich wahr, denn alles iſt rein und trocken, wenn man einige Tropfen ausnimmt, die hin und wieder von dem Gewölbe herabfallen, und hier und da etwas Feuchtigkeit auf den Stufen verurſachen. — Dieſe Treppen haben mehrere Abſätze, die mit Quaderſteinen belegt ſind; auch kommt man auf einige, wo ſich Bänke zum Ausruhen finden. So wie die Bergleute tiefer in die Grube hinabarbeiten, ſo fährt man auch fort, die Gänge auszuwölben, und mit Stufen zu verſehen. Nur einige kleine

Strecken bemerkte ich, die von Holz unterſtützt ſind. Man kommt auch hin und wieder durch ganz reinen Felſen, der bloß gut ausgehauen wird, und, natürlich, keiner Unterſtützung bedarf.

Zu Idria gehört ſo ziemlich alles und alles der Regierung, und alles gehet auf ihre Rechnung! Sie iſt es, die den ſämmtlichen Einwohnern Weitzen, Korn, Gerſte, Wein, Salz, Tuch, Leinwand und — was weiß ich, alles zu einem beſtimmten Preiſe liefert. Man ſagt, daß ſie beträchtlich dabey gewinne! Das mag ſeyn; aber ſo viel iſt gewiß, daß die Einwohner dieſe Artikel wohlfeiler von der Regierung erhalten, als ſie ſich ſolche an einem Orte verſchaffen könnten, in welchen faſt alle natürliche und künſtliche Bedürfniſſe des Lebens aus der Ferne gebracht werden müſſen. Idria iſt von allen Seiten mit hohen Bergen umgeben, die, ſo wie das Thal ſelbſt, nichts hervorbringen, als Holz, ein wenig Gras, Erdäpfel und allenfalls etwas Kraut und Küchengewächſe, die man noch mit ziemlicher Mühe zieht. Der ganze Ort iſt äußerſt arm, und man ſagte mir, daß diejenigen, welche viele Kinder hätten, ſich bisweilen kaum ſatt eſſen könnten.

Die Beamten haben nur eine mäßige Beſoldung; alle übrigen Einwohner ſind, einige ſehr wenige ausgenommen, Bergleute, die keine Art

des Erwerbes haben, als durch ihre Profeſſion. Ihre Bezahlung iſt ſehr verſchieden, und fängt mit fünf Kreuzern an. Wenn ſie ſich bis auf zwölfe hinaufgebracht haben, ſo ſehen ſie ſich ſchon nach einer Frau um, denn dieſe glauben ſie nun mit ihrem Gehalte ernähren zu können. Die höchſte Zahlung iſt ſiebzehn Kreuzer, wofür ſie, von vier und zwanzig Stunden, achte unter der Erde, oder zehn über der Erde arbeiten müſſen. Die übrige Zeit bringen ſie mit den Geſchäften ihrer Haushaltung zu, und mit dem Anbau eines kleinen Stückchens Erde, in dem ſie Kraut, Kohl, Erdäpfel, oder ſo etwas erzeugen. Mancher gewinnt noch eine Kleinigkeit durch Nebenarbeit, ſo daß er es etwa täglich auf zwanzig Kreuzer bringt. — Viele der Weiber klöppeln. Man rühmt ihre Treue und die Reinheit ihrer Sitten, ſo wie die Ehrlichkeit der Männer und ihren Gehorſam gegen die Obern. Dabey ſind die Weiber äußerſt religiös, hören täglich mehr als eine Meſſe, und machen fleißig alle Stationen des Calvarienberges, welches wahrhaftig keine Kleinigkeit iſt. Es war etwas heiß, als ich ihn beſtieg, und ich fand ſeine Höhe und Steilheit ſehr beſchwerlich. —

Ihre Häuſer ſind mehrentheils klein, und, da eben kein Ueberfluß daran iſt, ſo wohnen mehrentheils zwey auch drey Parteyen in einem.

Bayerische Staatsbibliothek München

Um einen Begriff von der innern Einrichtung dieſer armen Leute zu bekommen, beſuchte ich etliche Wohnungen von ganz gemeinen Bergleuten. Ich fand alles außerordentlich reinlich und von freundlichem Anſehen. Freylich wohl wird man mich nicht gerade in die ſchlechteſten geführt haben.

Die magere und geringe Koſt dieſer Leute, das Ungeſunde der bergmänniſchen Lebensart überhaupt, und dieſes Thales insbeſondere, machen, daß das Leben hier von kurzer Dauer iſt. Vierzig Jahre heißen ſchon ein hübſches Alter; viele ſterben jünger, ſehr wenige werden alt. Man iſt daher genöthiget, die Colonie von Zeit zu Zeit mit Fremden zu verſtärken, d. h. mit Menſchen, die nicht in dieſem Thale geboren ſind, denen man aber keinen ſo guten Charakter wie jenen zugeſtehet.

Der Bergrath iſt die höchſte Obrigkeit dieſer Colonie, nicht nur in Bergſachen, ſondern auch in jeder andern Rückſicht. Hier kennt man alſo nur eine Art von Obrigkeit, für den Dienſt ſo wohl als für die Geſchäfte des bürgerlichen Lebens. Der Bergrath wohnt auf dem ſogenannten Schloſſe, einem alten, ziemlich großen, Gebäude, in welchem auch die Departements oder Regierungskammern und die Queckſilberniederlagen ſind.

Die ganze Colonie hat eine militäriſche Geſtalt, und alle Bergleute trugen ſonſt Uniform. Joſeph II ſchaffte dieſes ab, und ſchränkte die Uniform bloß auf diejenigen ein, welche wirklich eine Art von militäriſchen Dienſten thun, d. h. Schildwache ſtehen, den Officianten das Gewehr präſentiren, die Policey beſorgen ꝛc. So wie wir in den Ort traten (wir waren zu Fuße den Berg herabgegangen, und hatten den Wagen weit hinter uns zurückgelaſſen) kam uns einer von dieſen entgegen, und verlangte unſern Paß. Zugleich fragte er mit beſonderer Höflichkeit, „wenn wir das Bergwerk zu ſehen verlangten?“ — Ich beſtimmte für die Grube noch dieſen Abend, (woran ich, da es den Nachmittag ſehr heiß geweſen war, nicht wohl that.) Der Mann ſagte, er wolle uns ſogleich bey dem Bergrathe melden, und nahm den Paß mit ſich.

Bald nachher kam ein ſehr anſtändig gekleideter Mann, welcher ſagte, er habe Befehl vom Bergrathe, uns überall hin zu begleiten, und dafür zu ſorgen, daß uns alles gehörig gezeigt würde. „Zugleich, ſetzte er hinzu, habe ich den Kleidermann beſtellt.“ — Wirklich erſchien in wenigen Minuten ein Mann mit vier reinlichen Grubenkitteln, (ſo daß auch die Bedienten, die mit im Paſſe ſtanden, nicht vergeſſen waren) die er uns mit aller Gefliſſenheit eines Kammer-

dieners anlegen half. Ueberall, wohin wir auch kamen, fand ich die nehmliche Höflichkeit, die nehmliche verbindliche Aufmerkſamkeit. — Niemand, ohne Ausnahme, hat uns etwas abgefordert; nirgends ward eine Hand ausgeſtreckt, oder eine Büchſe vorgehalten; niemand trat uns mit der Miene der Erwartung, oder des Verlangens in den Weg. Diejenigen, denen ich Geld anbot, oder deren Stand erlaubte, daß ich es konnte, nahmen es mit Anſtand und Dank. Im ganzen Orte zeigte ſich kein Bettler.

Den folgenden Morgen ſahen wir die Oefen, in denen das Queckſilber ausgebracht wird. Es ſind ihrer ſechs in drey Häuſern; alſo zwey Oefen in jedem Hauſe. — Der Felſen, in dem das Erz bricht, beſteht hauptſächlich aus Schiefer. Man ſprengt ihn nicht nur mit Pulver, ſondern auch hier und da bloß mit eiſernen Spitzhacken. — Durch ein Kunſtrad wird das Erz aus der Grube, und durch Hunde aus dem Stollen gefördert. Sogleich geht es in das Pochwerk und Waſchhaus, wo es geleſen wird. Die großen und reichhaltigen Stufen ſchickt man ohne weiteres in die Schmelzhütten; die kleinern, ſo wie die ſchlechtern, behält man zurück. Dieſe werden gepocht, oder gewaſchen, oder beides. Was ganz klein gepocht worden iſt, geht auf die Waſchherde, welche gerade wie Stoßherde ausſehen, aber

unbeweglich ſind. Das Ausgeworfene wird immer wieder aufs neue geleſen, und ſo lange der Centner Erz noch acht Loth Queckſilber enthält, dürfen ſie es nicht wegwerfen. Können ſie das, was weniger als acht Loth enthält, auch ausbringen, ſo iſt es deſto beſſer; doch können ſie, wenn ſie es wegwerfen, nicht zur Rede geſetzt werden.

Das ganz zu Pulver geſtoßene Erz kann nicht geſchmolzen werden; es würde im Feuer verloren gehen. Man miſcht es alſo mit einer Art von Thone, und formt es in die Geſtalt großer Ziegelſteine.

Aus der Poch- und Waſchhütte geht das Erz in die Schmelzöfen, deren Natur von den ſogenannten hohen Oefen ganz verſchieden iſt; denn, anſtatt Erz und Kohlen zu miſchen, macht man das Feuer von unten, und das Queckſilber ſchmilzt nicht, ſondern fliegt in die Höhe in Geſtalt eines dicken Rauchs, oder Qualms. Da es aber an der Decke Widerſtand findet, ſo ſucht es einen Ausweg rechts und links, zu welchem Zwecke viereckige Oeffnungen gemacht ſind, durch die es in Kammern fliegt, deren ſich auf beiden Seiten des Ofens eine befindet; aus dieſen geht es wieder in andere Kammern, und ſo durch mehrere fort, bis dieſer Qualm an die letzten kommt, welche Schorſteine haben. Es verſteht

ſich von ſelbſt, daß der Dampf, oder Qualm in jeder folgenden Kammer, die er durchwandert, kühler und kühler wird, und dadurch läßt er überall etwas Queckſilber fahren, welches auf den Boden fällt. Kommt er in die letzte, welche natürlich die kühlſte iſt, ſo iſt ihm ſchon ſo ziemlich alles Queckſilber entgangen. Wäre das nicht der Fall, ſo würde ein großer Theil deſſelben durch die Schorſteine in die Luft fliegen. Das auf den Boden gefallene Queckſilber wird aufgeſchöpft, und bedarf keiner weitern Zubereitung. Man packt es ſogleich in Ziegenfelle, deren jedes fünf und ſiebzig Pfund hält. Es wird aber nicht gewogen, ſondern in töpfernen Maßen aufge= ſchöpft, worauf das Gewicht angegeben iſt. Die Felle ſind gegerbt, inwendig mit Alaun zubereitet, und ſehen ſehr niedlich aus. Man zieht die mehreſten aus Croatien. Zwey ſolcher Felle oder Säckchen werden in ein kleines Faß gethan, (hundert und funfzig Pfund Queckſilber nehmen nur einen kleinen Raum ein) und in den Magazinen niedergelegt, weil ſie nun zum Ver= ſchicken fertig ſind.

Für Spanien hat man ein Gewicht, das von dem gewöhnlichen etwas verſchieden, ſo wie auch einen andern Preis, der durch Tractaten beſtimmt iſt. Spanien ſchickte gewöhnlich alle zwey oder drey Jahre ein eigenes Schiff nach Trieſt, und

die Ladung, die dieſes abholte, ſoll immer eine Million Oeſtreichiſcher Gulden betragen haben, (wie mich ein Mann verſicherte, der zu Trieſt in der Regierung angeſtellt iſt.)

Es iſt bekannt, daß die Holländer einen großen Theil des hieſigen Queckſilbers zu Zinnober verarbeiten. Die Regierung dachte endlich darauf, dieſen Vortheil ſelbſt zu gewinnen, und legte hier auf der Stelle eine Zinnober-Fabrike an, und die Folge davon iſt, daß die Holländer ſeitdem einen beträchtlichen Theil dieſes Erzeugniſſes von hier genommen haben. — Der Hütteninſpector Baſſetsky, der ein ſehr aufgeklärter, geſchickter Mann zu ſeyn ſcheint, zeigte uns mit vieler Höflichkeit die Theile der Fabrike, die den Fremden zu ſehen erlaubt wird. — Die Miſchung des Queckſilbers mit Schwefel, die Einrichtung der Oefen und alles, was dahin gehört, wird nicht gezeigt; wohl aber ließ man uns die Tiegel ſehen und die Form, in der ſich der Zinnober darin bildet. Man zerſchlägt dieſe Formen, und erhält den Zinnober in Geſtalt eines rothbraunen Steines, der nun gemahlen, geſiebt, und in das feinſte Pulver verwandelt wird. Wir wurden mit ein paar Proben vom Steine ſo wohl, als vom Pulver beſchenkt. Dieß ſcheint hier eine allgemeine Höflichkeit zu ſeyn, die man Fremden erzeigt; denn ehe wir Idria verließen, ſchickte der Bergrath jedem von uns auch ein viertel Pfund

Queckſilber, niedlich in weißes Leder eingebunden und verſiegelt.

Trieſt den 13ten May.

Ich ſagte weiter oben, daß ich zu Idria vielleicht nicht wohl that, noch am Abende nach unſerer Ankunft anzufahren. Bey unſern Uebeln ſuchen wir immer am meiſten die nächſten Urſachen auf. Sey es nun dieſem Anfahren nach der Hitze, oder zugleich mancherley andern Urſachen zuzuſchreiben, ich fand, im Verlaufe von vier und zwanzig Stunden meinen ganzen Körper mit rothen Flecken bedeckt, deren Menge mit jedem Tage zunahm, bis ich Trieſt erreichte, wo man die Krankheit für eine Art von Scharlachfieber erklärte. Ich hatte das Glück, einen geſchickten Arzt zu finden, der mich faſt ohne alle Arzeneyen behandelte, und ſchon iſt wenigſtens das Fieber wieder vorüber.

Nachdem wir zu Idria den ſechsten May alles geſehen hatten, erreichten wir Abends noch Loitſch, wo wir übernachteten. So ſchlecht auch dieſes Wirthshaus war, ſo mußte ich es doch noch ausſuchen und uns ſo einrichten, daß wir es an einem Abende erreichten. Von Laybach an werden die guten Gaſthäuſer ſelten, ſo wie überhaupt alles aufhört, wodurch das Reiſen in den Oeſtreichiſchen Landen ſo angenehm wird. Laybach ſcheint hier die

Grenze zwiſchen Italien und Deutſchland zu machen, und in allem, was mir von dieſer Stadt an vorkam, ſah ich nicht mehr den Deutſchen, ſondern den Italieniſchen Charakter. Sie wiſſen, daß ich die Menſchen, mit denen der Reiſende vorzüglich zu thun hat, in Italien für die beſchwerlichſten von Europa halte. Schon zu Laybach wurden wir im wilden Manne unverſchämt übernommen, zu Oberlaybach fand man auf der Poſt Mittel, uns die Vorſpann höher anzuſetzen, als die kaiſerliche Verordnung ſie beſtimmt; nebenher verſicherte man uns, daß zu Idria keine Pferde zu haben wären, (welches falſch iſt) und das bewog mich, einen Contract einzugehen, nach welchem eine gewiſſe Summe für Fütterung und Aufenthalt feſt geſetzt wurde. Als ich nachher zu Loitſch dieſe ſowohl als das Poſtgeld bezahlt hatte, brachte der Poſtknecht noch eine beſondere Rechnung für die Zehrung der Pferde, und wußte ſeine Forderung mit ſo viel Klarheit darzuſtellen, daß jedermann gegen mich entſchied. Ich gebrauchte aber ein altes Mittel, das mir ſchon mehrmals gegen Betrügereyen dieſer Art geholfen hat: ich erklärte, daß uns der Poſtknecht auf ſeine Gefahr und Koſten aufhalten ſollte; wodurch ich denn ſeiner los wurde. —

Den ſiebenten gingen wir nach Planina (eine und eine halbe Meile) hinter welchem Orte, nicht weit von der Landſtraße, eine überaus romantiſche

Partie iſt. Wenn man ſich, gleich nach der Ankunft zu Planina auf den Weg macht, ſo hat man Zeit, ſie zu beſehen, während daß die Pferde gewechſelt werden, und der Wagen die kleine Anhöhe herauffährt, in deren Nähe dieſer Fleck ſich befindet. In einem Winkel, den ſenkrechte Felſen bilden, zeigt ſich in der Tiefe die Oeffnung einer anſehnlichen Grotte, aus welcher ein nicht eben kleiner Fluß hervorſtrömt.

Ich hatte hier abermals Gelegenheit, die Sorgfalt zu bewundern, mit der die Oeſtreichiſche Regierung ihre großen Landſtraßen behandelt. Man gehet hier über einen Berg, an welchem die alte, aber gute Straße etwas ſteil war. Man ließ dafür in der Länge einer halben Meile am nehmlichen Berge eine andere bauen, die ſo gemächlich iſt, daß man das Steigen wenig gewahr wird. Da nun noch daran gearbeitet wird, ſo konnte ich beſtimmt ſehen, mit welcher unſäglichen Arbeit und großen Koſten ganze harte Felſen durchgraben worden ſind.

Hier findet man ſich nun in dem ſogenannten Birnbaumerwalde, einem öden, unfruchtbaren, felſigen Lande, von beträchtlichem Umfange, das faſt unbewohnt iſt, und wenig mehr zu erzeugen ſcheint, als Holz, Heide und mageres Gras. Mehr oder weniger, und mit einigen Ausnahmen, dauert das Land ſo fort bis nach Trieſt. Da, wo

es ſich öffnet, und wo die Waldung merklich ausgehauen iſt, liegen Adelsberg und Seſanna, zwey unbeträchtliche Märkte, und einige Dörfer; das Uebrige iſt wild und ſehr unbewohnt. — Hier, von Planina an bis nach Trieſt, iſt das Land jener vielen, großen und berühmten Grotten, oder unterirdiſchen Höhlen, deren manche auf eine Meile lang ſeyn ſollen, und ſonderbare Geſtalten von Stalactiten darſtellen. Die Magdalenen-Grotte bey Adelsberg, die zu Lueg, die von St. Servio bey Trieſt, die Corgnale-Grotte, einige Stunden von dieſer Stadt, und die am Czirknitzerſee ſind die berühmteſten.

Krank, wie ich war, fuhr ich von Adelsberg nach Lueg, welches eine Meile entlegen iſt, in einem elenden, offenen Wagen, über entſetzliche Wege, und durch eine traurige, wilde, unfruchtbare Gegend, in der eine Menge Bäume noch immer ihr Grün erwarteten. Nachdem wir beynahe zwey Stunden gerädert worden waren, kamen wir an ein elendes Dorf, hinter welchem ſenkrechte Felſen einen Winkel bilden. In dieſen Felſen befinden ſich drey Grotten über einander, wovon die unterſte unzugänglich iſt, weil ſich ein kleiner Fluß hinein ergießt, und da verſchwindet. Man kann nicht mit Gewißheit ſagen, was aus dieſem Waſſer wird! Zwar nannte man mir einen Ort, etliche Meilen weit davon, wo ein Fluß aus Felſen her-

vorquillt, gerade wie der bey Planina; allein es ſcheint nicht, daß man Beobachtungen gemacht habe, um auch nur mit einiger Wahrſcheinlichkeit zu beſtimmen, ob dieſe beiden Waſſer die nehmlichen ſind.

Ueber der unterſten Grotte erhebt ſich eine zweyte, die eine halbe Meile lang ſeyn ſoll, und größtentheils ſehr geräumig iſt. Mit Stangen von Haſelſtauden, die man oben ſpaltet und zum Brennen vorbereitet, leuchteten uns fünf Landleute hinein, und wir verloren ſehr bald das Tageslicht. Die Höhe mochte mehrentheils zwanzig Schuh ſeyn, die Breite von zwölf bis ſechzehn. Hin und wieder bemerkte ich große, ſchöne Stalactiten, die, wie gewöhnlich, der Einbildungskraft eine Menge Bilder von Gegenſtänden darſtellen, die ſich ein jeder ſelbſt ausmahlt; am häufigſten dachte ich an die Decken der Gothiſchen Cathedralkirchen in England, beſonders an ſolche, wo von den Bindeſteinen zuſammenlaufender Bogen lange und ſchwere Zierrathen ſich herabſenken. — Nachdem wir eine gute Viertelſtunde gegangen waren, wurde der Boden naß, und bald nachher das Gewölbe niedriger. Wir kehrten um.

Ueber dieſer Grotte erhebt ſich eine dritte, die aus mehreren Abtheilungen beſteht, und in deren weiten Mündung man den ſonderbaren Einfall gehabt hat, das Schloß Lueg zu bauen. Es gehört einem Grafen von Cobenzl, der aber, wie

Sie wohl denken können, ſelten hierher kommt, und auch dann nur wenig verweilt. Das Gebäude, das viele hundert Jahre alt ſeyn ſoll, und urſprünglich, allem Vermuthen nach, der Sicherheit wegen gebaut wurde, iſt weitläufig genug, hat aber nicht fünf gute Zimmer. Alles, was nicht, vorne heraus, die Fenſter nach der freyen Luft hat, iſt dunkel, unfreundlich, feucht. Man zeigte uns hinter dem Schloſſe ein Zimmer, das man aus den Felſen der Grotte ſelbſt gebaut hatte, und das jetzt verfallen iſt. — Die Sage, daß ein ehemaliger Ritter hier durch Verrätherey erſchlagen wurde, könnte Stoff zu einer ſchauderhaften Romanze liefern: in der That wäre für den Verfaſſer eines Geiſter- und Ritterromanes der Anblick dieſes Schloſſes unbezahlbar. Das ganze Gebäude ſteht wirklich ſo in der Grotte, und alſo unterhalb der Felſendecke, daß nur die vorderſten Mauern ein wenig hervorragen. Die Beſchreibung, die Büſching von dem Ganzen liefert, giebt theils keinen, theils einen falſchen Begriff. — Man ſehe die Abbildung davon, die ſich vor dem dritten Bande dieſes Werkes als Kupfertitel befindet. — Ich bedauerte die Exiſtenz eines Beamten, den ich auf dieſem Schloſſe in ſeiner traurigen Canzleyſtube begraben fand, und der die Gefälligkeit hatte, uns herumzuführen, und die Grotte zu zeigen. — Wir kehrten nach Adelsberg zurück, wo wir in einem Wirthshauſe übernachteten, das ich weder gut noch ſchlecht nennen will.

Von Loitſch, Planina und Adelsberg liegt Czirknitz ungefähr in der nehmlichen Entfernung, d. h. vier Meilen. Wer alſo von Loitſch dahin geht, und von da nach Adelsberg ſich wendet, um wieder in die Landſtraße einzufallen, macht einen Umweg von nicht mehr als fünf Meilen, weil er die drey von Loitſch über Planina erſpart. Der Weg iſt ſehr ſchlecht, und man rieth uns, den Reiſewagen auf der großen Straße zu ſchicken, und in einem leichten Gefährte dieſen Seitenſprung zu machen. Allein der Poſtmeiſter machte ſolche unbillige Bedingungen, daß wir den Plan aufgaben, und von Adelsberg aus dahin zu gehen beſchloſſen. Als wir von Lueg Abends an den letzten Ort zurückkamen, fühlte ich mich ſo, daß an keine Ausflucht in einem offnen Wagen mehr zu denken war. Aber Herr * * ſollte dahin gehen, und ich hätte unterdeſſen einen Raſttag gehabt; allein der Poſtmeiſter wollte nicht dahin fahren, weil der Weg ſchlecht iſt und er ſeine Pferde für Couriers und Extrapoſten brauchte; andere aber waren im Orte nicht zu bekommen. Am Ende hätten wir nichts, als einen gemeinen, und, wie ich hier zu Trieſt höre, ſehr gemeinen See geſehen. Seine Ufer ſind nichts weniger als ſchön, und er iſt bloß durch die berühmten Höhlen intereſſant, die das Waſſer verſchlingen und nachher wieder ausſpeyen. Dieſe aber ſind gerade jetzt nicht zu ſehen, weil der See eben angelaufen iſt. Sie wiſſen, daß er beſondere Perioden

hat, daß ſein Waſſer zu gewiſſen Zeiten in den Höhlen verſchwindet, und daß man alsdann einen Theil des Bodens anbauet. Das iſt die Zeit, ihn zu ſehen, weil alsdann die Höhlen nicht vom Waſſer bedeckt ſind.

Die ſieben Meilen zwiſchen Adelsberg und Trieſt gehen größtentheils durch ein ödes, trauriges Land, das ſchlecht bewohnt und noch ſchlechter angebaut iſt, weil wirklich ein großer Theil deſſelben ſich nicht wohl anbauen läßt. Beſonders öde iſt der Theil, der über den Karſt gehet, eine ziemlich anſehnliche Bergſtrecke, wovon der nackte Fels bey weitem den größten Theil einnimmt. Hier kann man die Natur in ihrer frühern Jugend ſtudieren, denn ich kam über mehrere Flächen, oder Bergrücken, wo der Fels, der den Boden bedeckt, gerade ſo da liegt, als wäre er erſt kürzlich aus einer großen Revolution hervorgegangen. Denken Sie Sich eine ungeheure, ausgeſtreckte Maſſe von naſſem Thone, der ſo eben durch unterirdiſches Feuer, oder durch überirdiſche Sonne (Sie ſehen, daß ich weder dem Feuer= noch dem Waſſerſyſtem zu nahe treten will) getrocknet worden iſt, und Sie haben ein Bild von dieſen geborſtenen Felſenmaſſen. Dabey fiel mir nicht wenig auf, daß den achten May, und unter dieſer ſüdlichen Breite, die wenigen Bäume, die ich ſah, noch ſo wenig grün waren.

Endlich kommen Sie an das Ende des Karſts, und ſehen Sich auf einmal am Rande einer Tiefe,

vor der Ihnen ſchaudern würde, wenn Sie nicht Heſperiens paradieſiſche Gefilde darin ahndeten. Hier überſehen Sie mit einem Blicke das Adriatiſche Meer, den weiten Buſen von Trieſt mit allen ſeinen Landzungen, einen Theil der Stadt, Iſtrien zur linken, und rechts, längs den nördlichen Grenzen Veneziens, eine lange Reihe hoher Alpen, die noch ganz mit Schnee bedeckt ſind. — Gerade unter Ihren Füßen haben Sie eine kleine grüne Welt, einen künſtlichen Garten, den die Hand der Induſtrie den nackten Felſen, oder der ſteilen Jähe abgedrungen hat. Welcher Abſtich mit dem Lande, das ich ſo eben verlaſſen habe! Man ſollte glauben, man ſey auf einmal um volle zehn Grade ſüdlicher gerückt. Der Unterſchied iſt viel größer, weil er ſchneller iſt, als von den Schweizeralpen in die Lombardey, oder von den Apenninen in die lieblichen Thäler von Toscana. Erquickend iſt dieſer Anblick allerdings, und vorzüglich intereſſant für einen Bewohner des Nordens, der hier zum Erſtenmale Italieniſche Vegetation ſieht, und die Caſtanie, die Cypreſſe, die Feige, die Pfirſche, den Mandelbaum und Oehlbaum unter freyem Himmel und auf einer beträchtlichen Höhe findet. Mit unſäglicher Mühe hat man hin und wieder auf den Mauern Terraſſen angelegt, auf denen in reichem Maße ein ſehr guter Wein wächſt. — Aber was mir verſprochen worden war, fand ich doch nicht. Nein! Dieſer Anblick iſt weder der Bay von Gaeta, noch

von Salerno, weder der bey Neapel, noch bey Genua zu vergleichen.

Da der Berg, den wir herabkamen, und an deſſen Fuße Trieſt liegt, überaus ſteil iſt, ſo geht die Straße durch eine Menge Windungen. Die Stadt ſchien ſo nahe, als ich ſie von oben herab zuerſt erblickte, und doch brachten wir eine volle Stunde hin, ehe wir ſie erreichten.

Von der Spitze des Loibels, wo Krain anfängt, bis nach Trieſt, wo es ſich endet, ſind zwanzig Deutſche Meilen, und auf dieſen habe ich die unfruchtbarſte, ärmſte und unwirthbarſte Strecke Landes gefunden, die mir in den Oeſtreichiſchen Staaten irgendwo vorgekommen iſt. Der einzige ſchöne, reiche und fruchtbare Strich, ſind die drey Meilen zwiſchen Krainburg und Laybach, ein Theil der Gegenden um dieſe Stadt, und dann ein Stück des Thales zwiſchen Laybach und Oberlaybach. Unwirthbar und rauh iſt die ganze Strecke von hohen Bergen, die an der Grenze von Kärnthen hinläuft. Was an Idria ſtößt, und nach dem Venezianiſchen Friaul zuläuft, iſt nur um ein geringes beſſer, und der Birnbaumerwald und ſeine Nachbarſchaft ſind unfruchtbar und trocken. Das reitzende, fruchtbare, wohlbewohnte Thal zwiſchen Laybach und Krainburg ſcheint einem andern Lande anzugehören. Das

Herzogthum Krain iſt nur dünne bevölkert, und doch nährt es ſeine Einwohner nicht.

Was die Menſchen betrifft, ſo lernt der Reiſende auf der Straße gewöhnlich nur diejenigen kennen, mit denen er unmittelbar zu thun hat! Sie wiſſen, wie ſehr ich dieſe Menſchenclaſſe in den mehreſten Deutſchen Staaten der Oeſtreichiſchen Monarchie liebe! Aber mit Laybach hat Oeſtreichiſche Gutmüthigkeit ein Ende, und jedermann ſcheint bloß damit beſchäftiget zu ſeyn, auf Ihr Geld Jagd zu machen. Von nun an erinnerte mich alles an Italien! Es war ſo ganz der nehmliche Menſchenſchlag, das nehmliche vernachläſſigte Aeußere, die nehmlichen Arten und Wendungen, die gleiche Gierigkeit, ſo viel als möglich aus Ihnen herauszupreſſen, die nehmliche Unzufriedenheit, die immer mehr fordert, als man giebt, die nehmliche Art zu räſonnieren und zu plaidieren, kurz alles ſo ganz ſich gleich, daß ich mich bisweilen beſinnen mußte, um ganz gewiß zu ſeyn, ob ich nicht ſchon im Kirchenſtaate, im Bologneſiſchen, oder im Genueſiſchen wäre. — Ungefähr ſo, nur nicht in einem ſo hohen Grade, iſt es auch auf der andern großen Straße nach Italien, in Tyrol. Die Deutſchen Tyroler ſind herzgute Menſchen; aber ſo wie die gemeine Sprache allmählich anfängt, in die Italieniſche überzugehen, ſo finden Sie auch ein

anderes Volk, und ſo kündiget Italien ſich an, lange, ehe Sie an ſeine Grenze kommen. — Im Lande Krain fand ich auch vielen Italieniſchen Schmutz.

Die Straße zwiſchen Laybach und Trieſt gleicht jetzt einem großen Jahrmarkte, der ſich über eine ganze Provinz ausdehnt, und auf dem Sie nicht nur großen Verkehr, ſondern auch alle Augenblicke etwas Neues ſehen. Zahllos ſind die größern und kleinern Güterwagen, die dem Deutſchen Vaterlande Baumwolle, Seide, Oehl, Weine, Feigen, Roſinen, Mandeln und wie ſie alle heißen, die mannigfaltigen Erzeugniſſe Italiens, Griechenlands und eines Theils der Levante, zuführen. Deutſchland bleibt dabey nicht zurück, ſondern entladet ſich auch von ſeiner Seite eines Theils ſeines Ueberfluſſes. Häufig begegnen Sie einem Trupp Soldaten, die nach irgend einem Orte ihrer Italieniſchen Beſtimmung hinwandern. Hier werden Sie durch zahlreiche Herden jener ſchönen weißen Ochſen aufgehalten, die aus Ungarn kommen, und die ich einſt ſo ſehr in den fetten Weiden der Lombardey bewunderte, wo man ſagte, daß ſie aus Steyermark kämen; dort ſtoßen Sie auf eine lange Reihe von Wagen, die die gelbe und ſchwarze Flagge aufgeſteckt haben, und dadurch das Bley und Pulver, das Mehl und andere Lebensmittel anzeigen, die ſie

den Armeen nach Italien zuführen. Zwiſchen ein kommt der reiſende Kaufmann, oder der eilende Courier. Dann wieder erregt Ihre Aufmerkſamkeit ein Heer von Blauröcken, die mit kecken Schritten und unbefangener Miene in Deutſche Gefangenſchaft wandern. Auf einer einzigen Station begegneten wir eines Morgens einem Korps von Franzoſen, das, wie man mir ſagte, ein tauſend zwey hundert Mann ſtark war. Es fiel mir beſonders durch die Menge von Officiers auf. Man erzählte, es wären nicht nur Gefangene, ſondern auch Ueberläufer, und daß ſich unter dieſen letztern viele Croaten und andere kaiſerliche Unterthanen befänden. Manche waren ohne Schuhe, manche ohne Strümpfe; andern fehlte beides.

Allmählich wird die Deutſche Sprache, ſo wie Sie auf Ihrem Wege fortrücken, immer ungewöhnlicher; in den Gaſthöfen und auf den Poſten redet man ſie ſchon häufig Italieniſch an, und die Poſtknechte, deren Mutterſprache die Krainerſche iſt, verſtehen von jenen beiden gerade ſo viel, als ſie zu ihrem Zwecke brauchen. Doch wiſſen ſie in allen drey Sprachen mehr zu fordern, als man ihnen giebt, zu ermüden und zu plagen.

Trieſt, den 13ten May.

Vor einigen Tagen wurde ich durch zwanzig Kanonenſchüſſe geweckt, und wiederholte die alte Bemerkung, wie thöricht es iſt, in dieſen Kriegszeiten das Pulver ſo unnütze um einer alten Etikette willen zu verſchießen; denn am Ende kann man durch Aufſteckung der großen Flagge eben ſo kräftig und ehrfurchtsvoll grüßen. Indeſſen erfuhr ich durch dieſe Kanonade, daß ein Kriegsſchiff angekommen ſeyn mußte. Es war ein Portugieſiſcher Brig, der Vorläufer eines größern Schiffes, das Mesdames les Tantes nach Trieſt bringt, von wo aus ſie nach Agram in Croatien befördert werden ſollen. — Warum, o warum können gewiſſe Menſchen nicht ſterben, während daß der Tod täglich junge, brauchbare, betrauerte Menſchen hinwegrafft! Pius VI muß zu ſeinem Unglücke unſterblich ſeyn! Wer würde dem leidenden, gedemüthigten Greiſe ſeine Auflöſung nicht gönnen, ja ihm ſie wünſchen! Eben ſo iſt es mit dieſen Tanten Ludwigs XVI. Sie waren zu Rom, ſchon als ich ſie dort ſah, eine todte Laſt. Von da mußten ſie nach Neapel wandern, dann nach Sicilien, und nun bringt man ſie das Adriatiſche Meer herauf, damit ſie einen Ruheplatz in Croatien finden, — in Croatien! — Der Herzog von Mantua zu Hamburg, der Pabſt und General Mack zu Briançon, der Großherzog von Toskana zu Wien, Ludwig

der XIIX zu Mietau, Koſziusko in America, der Herzog von Modena zu Grätz, der Großfürſt Conſtantin bey einer Ruſſiſchen Armee in Italien, die Hälfte der Franzöſiſchen Geiſtlichkeit in England, Buonaparte in Aegypten, und Mesdames les Tantes zu Agram! Wer würde den Narren nicht verlacht haben, der vor zehn Jahren alles das in einen Roman gebracht hätte!

Mit dem nehmlichen Portugieſiſchen Brig kam auch der Marquis von Manfredini, der Miniſter des Großherzogs von Toscana. Auch er hatte eine lange, beſchwerliche Fahrt, und nun, da er freudig dem feſten Lande wieder entgegen ſieht, da er endlich im Hafen iſt und landen will, verſagt man ihm das Stückchen Erde! Ich kann mir, wenn ich ſeine ganze Lage zuſammen nehme, nichts entſetzlicheres denken. O der iſt nie auf den Wellen umhergeworfen worden, nie ſeekrank geweſen, der das Entzücken, den Jubel nicht gefühlt hat, den der erſte Schritt auf dem feſten Boden uns gewährt. Er bat, man möchte ihn nur ans Land laſſen, irgend ein Fleckchen, einen Winkel zur Gefangenſchaft ihm anweiſen; vergebens! Er konnte es nicht glauben, und wünſchte den kaiſerlichen Befehl zu ſehen, durch welchen ihm der Eintritt in die Oeſtreichiſchen Staaten unterſagt iſt. Man erzählt, er habe bey der Verleſung deſſelben geweint, und

ich kann es glauben. — Manfredini iſt aus Rovigo gebürtig, hatte ein kaiſerliches Regiment, und war in Dienſten des Hauſes Oeſtreich, ehe er noch in Toscaniſche trat. — Die Urſache dieſer Verweiſung ſcheint hier niemand beſtimmt zu wiſſen, ob ſich freylich wohl mancherley Gründe vermuthen laſſen, die die Oeſtreichiſche Regierung dazu bewogen. Armer Mann! — — Und ich klagte über meine Gefangenſchaft, ich, der ich ſeit mehreren Tagen keine Schmerzen mehr habe, und in den letzten Nächten wieder Ruhe fand; ich, der ich ohne Unterlaß Geſellſchaft habe, und den täglichen Beſuch eines Mannes empfange, der hier eine Stelle in der Regierung hat, und mit einer Menge Nachrichten mich unterhält, die dieſe Stadt, die Gegenden umher und das ganze Land betreffen. Auch wohne ich auf dem ſogenannten großen Platze, wo ich aus meinem Fenſter ein ungeheures Gewühl von Menſchen ſehe, das ſich in beſtändiger Bewegſamkeit herumtreibt.

Dieſer Platz iſt ganz nahe am Hafen, und zieht die mannigfaltigen Seeleute an, die gerade nichts beſſeres zu thun haben, als da eine Stunde zu ſtehen, oder umher zu ziehen, oder auf irgend eine Bank, einen Wagen, oder einen Stein ſich zu ſetzen. Dieſes bunte Gemiſche von Menſchen, wovon die mehreſten jetzt Hiſterreicher, Dalmatier, Venezianer, Calabreſen, Raguſaner, Griechen,

Türken und Völker aus verſchiedenen Seeplätzen der Levante ſind, unterhalten mich ungemein. Die Mannigfaltigkeit ihrer Kleidung, ihr Gang, ihre Manieren, ihre Arten zu ſcherzen und einander zu necken; die ewige Regſamkeit der einen, und die augenſcheinliche Trägheit der andern; die plumpe Schwere des Deutſchen, die nervige Gelenkſamkeit des Italieners, die Gravität und comiſche Würde der Morgenländer ſind mir aus meinem Fenſter ganz klar und unterſcheidbar. Unter andern giebt es eine unbeſchreibliche Menge von lächerlichen Figuren! Ein Hogarth würde hier vom Morgen bis Abend zu thun haben.

Trieſt, den 16ten und 17ten May.

Ich bin heute zum Erſtenmale hier ausgegangen, und habe mit Erſtaunen geſehen, daß die Zahl der Schiffe, die hier liegen, weit, ſehr weit meine Erwartung überſtiegen. Der hieſige Hafen ſcheint mir eben ſo ſicher, als bequem zu ſeyn. Aus ihm laufen zwey Hauptcanäle weit in die Stadt hinein, und geben einer gewiſſen Zahl von Schiffen Platz, die hier höchſt bequem und ſicher liegen. Dieſe Canäle ſtammen aus einer frühern Zeit, denn für die Geſchäfte, die dieſe Stadt jetzt macht, und ſchon ſeit mehreren Jahren gemacht hat, ſind ſie nicht berechnet.

Ich kann Trieſt im Ganzen keine ſchöne Stadt nennen; gleichwohl hat es eine große Menge guter,

beträchtlicher und von Stein ſehr ſolid gebauter Häuſer. Faſt alle, die am Hafen, oder in der Nähe deſſelben ſtehen, dienen zugleich zu Niederlagen. Ihr unterſtes Stockwerk iſt daher ungewöhnlich hoch, ſo daß dieſe Magazine nicht nur von großem Umfange, ſondern auch ſehr luftig ſind. Auch iſt das der Fall mit den mehreſten Gewölbern und Läden, die mir faſt durchaus größer vorkommen, als man ſie in andern Städten ſieht.

Die mehreſten Gaſſen ſind breit, ſo breit, daß einem Anfangs die Häuſer niedriger ſcheinen, als ſie wirklich ſind, bis man bemerkt, daß ſie größtentheils drey bis vier Stockwerke haben. Die Gaſſen ſind durchgängig mit jenen breiten Pflaſterſteinen oder Fließen belegt, deren man ſich in England zu den erhöhten Wegen, an den Häuſern bedient, und wovon manche hier ſieben, acht und ſelbſt zehn Schuh lang ſind, bey einer Breite von drey, vier, auch wohl fünf Schuhen. Florenz iſt eben ſo gepflaſtert, nur daß dort die Steine nicht ſo groß, und das Ganze ſchöner und beſſer unterhalten wird.

Die bleibende Bevölkerung dieſer Stadt, d. h. die regelmäßigen Einwohner derſelben, wird zwiſchen acht und zwanzig bis dreyßig tauſend Seelen angegeben. Die Zahl der Seeleute und Fremden aller Art, welche ohne Unterlaß kommen und gehen,

rechnet man als eine bleibende Summe, auf etliche Tauſend. Wenn ich auch annehme, daß Trieſt zwey und dreyßig bis drey und dreyßig tauſend Menſchen jetzt hält, ſo weiß ich kaum einen Ort von dieſer geringen Bevölkerung in Europa, den ich an Lebhaftigkeit damit vergleichen könnte. Freylich iſt dieſe nur auf die niedern Theile der Stadt eingeſchränkt; aber in dieſen Theilen, und beſonders am Hafen, iſt ein Menſchengewühle, eine Regheit und Thätigkeit, die keinen Augenblick aufhören. Ueberall iſt man mit Auf- und Abladen beſchäftiget, man beſſert Schiffe aus, man kommt an, man geht ab. Ich muß mich ſehr irren, wenn dieſer Hafen jetzt nicht weit lebhafter iſt, als der von Livorno, wie ich ihn 1793 im Herbſte ſah. — Auch iſt hier ein Zimmerplatz, auf welchem neue Schiffe gebaut werden. Nebenher bemerkte ich Schmieden, in der Nähe des Hafens, wo man Eiſenwerk für Schiffe entweder neu macht, oder ausbeſſert. — Der Hafen iſt ein Freyhafen im ausgebreitetſten Sinne des Wortes.

Trieſt hat eine Menge Equipagen, und darunter viele recht hübſche. Ich wunderte mich, in einer Seeſtadt, und die ſo wenig flaches Land um ſich her hat, ſo viele Kutſchen zu finden; erfuhr aber, daß faſt jeder Kaufmann, der nur einiger Maßen Geſchäfte macht, die ſeinige hat, und ohne große Koſten unterhält. Dieſe Leute müſſen,

wegen des Hin- und Herfahrens der Waaren, eine gewiſſe Zahl von Pferden halten, und ſobald dieſe ihre Kaufmannsgeſchäfte gemacht haben, ſpannt man ſie in den Wagen, in welchem die Weiber und Töchter ſpazieren fahren.

Die Ebene, auf welcher dieſe Stadt liegt, und nur zum Theil liegt, iſt klein, und gleich hinter derſelben erheben ſich, ziemlich ſteil, die Berge, auf denen eine unbeſchreibliche Menge kleinerer und größerer Landhäuſer zerſtreut liegen. Der wenige brauchbare Boden, den man hier hat, iſt koſtbar, und ein jeder benutzt ſein Stückchen auf das vortheilhafteſte, und bauet es auf das beſte an. Der Boden manches Gartens und manches Weinberges iſt ganz durch Kunſt gemacht, indem man theils nackte Felſen mit Erde bedeckte, theils einen zu jähen Abgang in Terraſſen anlegte. Dieß giebt der Lage der Stadt einen ſehr angenehmen Anblick, wenn man ſie von der Seeſeite her ſieht. — Der Theil von Trieſt, welcher nicht in der Ebene liegt, ſondern an mäßigen Hügeln ſich hinaufzieht, iſt enge, ſchlecht gebaut, ſchmutzig, und wird größtentheils nur von armen Leuten bewohnt.

Die Bevölkerung, die ich Ihnen weiter oben angab, habe ich von einem Manne erhalten, der hier bey der Regierung angeſtellt iſt. Ich halte alſo ſeine Angaben für die ſicherſten. Aber der

Engliſche Conſul, der ſich ſeit vielen Jahren hier aufhält, und ohne Unterlaß über die zunehmende Bevölkerung, und über die daraus entſtehende Theurung klagt, behauptet, daß über ſechs und dreyßig tauſend Seelen hier wären, und, alle Seeleute mit eingeſchloſſen, an die vierzig tauſend. Der Mann iſt nicht der einzige, der über die zunehmende Bevölkerung ſchreyt. Ich höre, daß das die allgemeine Klage der alten Einwohner dieſer Stadt iſt, denen es ſchwer ankommt, ſich an die veränderten Preiſe aller Dinge zu gewöhnen, beſonders, da noch alles im Steigen iſt. In der That iſt Trieſt jetzt ein ſehr koſtbarer Ort, und alles viel theurer, als zu Wien. In dem Wirthshauſe auf dem großen Platze werden wir auf alle Art bevortheilt; aber ich höre von andern Reiſenden, die mich beſuchen, daß es in dem ſogenannten Franzöſiſchen Wirthshauſe nicht beſſer, und in dem Deutſchen (a l'aquila imperiale) ungefähr eben ſo iſt. Für Fl. 1. 30 die Perſon, ſpeiſt man hier nicht ſo gut, als man es zu Wien für einen Gulden kann; und ſo mit vielen andern Artikeln.

Daß die Theurung hier durch die vermehrte Bevölkerung zunehmen muß, auch ohne alle andere Rückſichten und Umſtände, begreift man ſehr leicht, wenn man die Lage von Trieſt betrachtet. Die Gegend unmittelbar um die Stadt herum, bringt ſehr wenig hervor; aber auch weiter hinaus iſt

das Land, das Trieſt in allen Richtungen umgiebt, äußerſt felſig, trocken und unfruchtbar. Alſo muß alles, was hier verzehrt wird, aus einer großen Ferne gebracht werden. Das Herzogthum Krain erzeugt an wenig Orten ſo viel Getreide, als man auf der Stelle braucht; das nahe Venezianiſche Gebiete beſtehet zum Theil aus hohen Bergen, und in den Ebenen wendet man mehr Sorgfalt auf den Maulbeerbaum, auf Reben und allerhand Früchte, als auf Kornfelder. Dalmatien iſt ein ſehr bergiges Land, bewohnt von einem Volke, das ſich lieber vom Handel an ſeinen Küſten, von Schiffahrt, von Kriegsdienſten und von Räuberey nährt, als von der Arbeit ſeiner Hände im Felde. Das vornehmſte Erzeugniß des Hiſterreichs ſind Oliven und nebenher Reben; indeſſen ließe ſich viel aus deſſen innern Theilen machen, beſonders jetzt, da das Ganze unter Oeſtreichiſcher Bothmäßigkeit ſteht; allein dieſes Land bedarf großer Verbeſſerungen, deren Folgen wohl ſobald noch nicht ſichtbar werden möchten. Bey dem allen iſt der Markt von Trieſt ſehr wohl verſehen, und gewiſſe Italieniſche Erzeugniſſe ſtehen, nach unſern nördlichen Begriffen, in keinem hohen Preiſe.

Kaffeehäuſer giebt es hier in großer Menge, und ein beträchtlicher Theil der Geſellſchaft, die ſich da verſammelt, ſitzt vor der Thüre, zu welchem Zwecke ein großes leinenes Tuch darü-

ber gezogen iſt und, ein Stück die Gaſſe hinaus, auf Stangen ruht, ſo daß der Platz vor dem Hauſe eine Art von Zelt wird. Hier ſitzt man und ſchwatzt, lieſt Zeitungen, trinkt Kaffee und Chocolade und ißt Eis, welches hier ein ſo allgemeiner Artikel zu ſeyn ſcheint, als in irgend einem Theile von Italien.

Trieſt, den 18ten May.

Dieſer Ort hat ſchon ſeit vielen Jahren, auf Koſten ſeiner Nachbarinn, der Stadt Venedig, merklich zugenommen; beſonders muß er ſeit Josephs Zeiten viel gewonnen haben, welches man unter andern auch aus dem Theile der Stadt ſieht, der unter der Regierung dieſes Kaiſers angelegt wurde und Joſephsſtadt heißt. Auch wird noch immer fort gebauet, und dabey ſieht man hauptſächlich auf große Niederlagen und Gewölber, welche hier ſehr theuer ſind. Durch den gegenwärtigen Krieg hat er einen neuen und beträchtlichen Zuwachs erhalten, man mag auch was man will, zum Gegentheile ſagen! — Die Aus- und Einfuhr iſt in den letzten Jahren auf vierzig bis fünf und vierzig Millionen Gulden jährlich berechnet worden. Die eine, oder die andere beſonders zu beſtimmen, iſt äußerſt ſchwer, weil häufig Umſtände eintreten, die die Sache ſogar abwechſelnd machen. So ſoll z. E. vor einiger Zeit die Ausfuhre die Einfuhre überſtiegen

haben, welches auffallend genug iſt, wenn Sie bedenken, daß dieſer Hafen jetzt großentheils die reichen Produkte der Levante empfängt. Dagegen iſt ſeit einiger Zeit die Ausfuhr von Korn, Bley und Kupfer (drey wichtige Artikel, beſonders der erſte) verboten: und ſo wird in dieſem Jahre die Einfuhre die Ausfuhre ſehr überſteigen. — Außer dem eigentlichen Handel rechnet man, daß jährlich noch für zwanzig Millionen Gulden Geſchäfte durch Aſſecuranz gemacht werden.

Büſching ſagt, daß man im Jahr 1770 über dreyßig im Großen handelnde Kaufleute hier zählte! Jetzt rechnet man ihrer über hundert. Vor funfzig Jahren war dieſe Stadt ohne alle Bedeutung und größtentheils ein elendes Neſt, wie man noch jetzt aus dem Theile ſehen kann, welcher die alte Stadt genannt wird. — Erſt Maria Thereſia ließ den ſchönen, ich möchte wohl ſagen prächtigen Molo, oder Damm bauen, der ungefähr tauſend fünf hundert Schuhe weit in das Meer hinausläuft, und eine gute Rehde bildet. Auf dieſem Molo iſt Platz für ungefähr funfzig Kanonen, obſchon jetzt nicht viel über dreyßig da ſtehen, die aber alle in guter Ordnung ſind, und worunter ich mehrere achtzehn und vier und zwanzig Pfünder ſahe. — Der Molo ſchließt das alte Lazaretto, oder Quarantänenhaus mit ein, wovon aber jetzt kein Gebrauch mehr

gemacht wird, als daß man Soldaten hineinquartirt.

Dem Molo gegenüber liegt an der weſtlichen, folglich an der entgegengeſetzten Seite der Stadt das neue Lazaretto, mit einem eigenen Hafen, der ebenfalls von einem Molo umgeben, und mit dem Stadthafen nicht zu verwechſeln iſt. Da das alte Lazaretto zu Quarantänen nicht mehr gebraucht wird, und man alſo nur ein einziges hat, ſo macht man jetzt keinen Unterſchied zwiſchen Lazaretto Sporco und pulito. In das erſtere, oder Sporco, ſchickte man nur diejenigen Menſchen und Güter, die entweder mit der Peſt ſchon behaftet waren, oder von verpeſteten Orten kamen. Diejenigen, die nur der Vorſicht und Sicherheit wegen Quarantäne halten mußten, wurden in das neue gebracht. Jetzt kommt alles in das letztere, Menſchen und Güter, ihr Geſundheitspaß mag Sporco oder pulito ſeyn: und nur die Zeit, die ſie hier aushalten müſſen, macht den Unterſchied zwiſchen den Päſſen, womit ein Schiff verſehen iſt. — Die Wohnzimmer werden unentgeldlich gegeben, und den Preis, für den man leben will, beſtimmt ein jeder ſelbſt.

Das hieſige Schloß liegt auf einer Anhöhe über der Sadt und muß einſt ziemlich feſt geweſen ſeyn. Jetzt dient es zu wenig mehr,

als daß man einige Soldaten und Gefangene darin hält. Aber die Ausſicht von der Platform verdient im höchſten Grade, daß man dieſes Schloß beſucht; und wer Einmal hier geweſen iſt, hier genoſſen hat, wird ſich ſchwerlich das Vergnügen verſagen, wiederzukommen. Aber dieſe Ausſicht zu beſchreiben, — wer mag das unternehmen! — Hier wehet die große kaiſerliche Flagge, und unter ihr ſtehen einige Kanonen, mit denen man die Grüße erwiedert, die die ankommenden Kriegsſchiffe machen. — Der Kupferſtich, der vor dem Titel dieſes Bandes ſteht, mag einiger Maßen einen Begriff von der Lage von Trieſt geben.

Trieſt hat ein ſchlechtes Theater und ein eben ſo ſchlechtes Schauſpiel, wo Sie heute einen ächten Harlekin mit burlesken Poſſenreißern und morgen Voltaires Zaire, von den nehmlichen Perſonen vorgeſtellt, ſehen können. Das letztere Stück wurde wirklich geſtern geſpielt. — Ueberhaupt fehlt es hier ganz an öffentlichen Unterhaltungen für den Abend; ſelbſt der anſehnlichen Privatgeſellſchaften giebt es nur wenige. — Der Gouverneur, Graf von Brigido, ein Bruder der Erzbiſchofes von Laybach, hält jedoch ein offenes Haus, d. h. er empfängt alle Abende zu Spiel und Erfriſchungen, ladet auch gelegentlich zur Mittagsmahlzeit.

Heute früh kam ein Portugieſiſches Kriegsſchiff von vierzehn Kanonen an, das die Prinzeſſinnen von Frankreich brachte, die ſchon vor einiger Zeit angekündiget worden ſind, und mit ihnen den alten Cardinal von York, oder wie er ſich einſt auf einer Medaille nannte, die ich von ihm geſehen habe, Heinrich IX König von Großbritannien ꝛc. — Vor einigen Tagen kamen auch der Fürſt von Rezzonico, den ich auch einſt in beſſern Zeiten in ſeinem ſchönen Pallaſte auf dem Capitol kannte, als er noch Senator von Rom war, und der alte Cardinal Albani hierher.

Ich ſetzte mich dieſen Morgen mit einer Geſellſchaft in ein Boot, und fuhr an das Portugieſiſche Linienſchiff. Es kann niemanden empfangen, denn da es zuletzt von Corfu kommt, iſt es unter Contumaz. Seine Bauart gleicht gar ſehr der Engliſchen; auch liegt es, in einiger Ferne geſehen, ſo klein und zuſammengedrückt im Waſſer, daß ich es von weitem für ein Schiff der letztern Nation gehalten haben würde. In der That werden die Portugieſiſchen Kriegsſchiffe mehrentheils von Engländern gebaut. Der Hauptmann, der es commandirt, iſt ebenfalls von dieſer Nation, und ſo iſt es auch der Hauptmann des Portugieſiſchen Brigs, das vor einigen Tagen hier ankam, und dem wir heute früh ebenfalls einen Beſuch machten.

Außerdem ſahen wir noch einen Trieſter Caper, der ſo eben mit einer Franzöſiſchen, oder vielmehr Anconitaniſchen Priſe angekommen war. Ich erſtaunte nicht wenig, als ich das elende Ding ſah, das die Beute des Trieſter geworden war! Es iſt ein kleines, armſeliges, nur halb bedecktes Fahrzeug, und ſo übel und baufällig ausſehend, daß ich anſtehen würde, eine Fahrt nach Venedig darin zu wagen. Auch führt es nur vier Kanonen, und doch hatte es mehrere Kauffarteyſchiffe gekapert.

Zu Mittage kamen auch ein paar Ruſſiſche Fregatten an. Es iſt heute Sonntag, und ich fand eine unabſehbare Menge von Menſchen im Hafen, und die ganze Rehde von Booten bedeckt. Da ſtanden die Matroſen mit kleinen Fahrzeugen am Ufer und ſchrieen: „Due groſsi per vedere le Fregatte moſcovite!“ (Sechs Kreuzer, die Ruſſiſchen Fregatten zu ſehen!) Und wenn ſie ein Dutzend Menſchen in ihrem Boote zuſammengeſchoben hatten, eilten ſie davon, in Hoffnung, im Verlaufe des Nachmittags noch mehrere Ladungen von Neugierigen zu finden, die die Fregatten zu ſehen wünſchten. Kriegsſchiffe ſind den Bewohnern von Trieſt noch immer eine Neuigkeit und Schau, ob ſie ſchon ſeit einiger Zeit, was ſonſt etwas Unerhörtes war, mehrere geſehen haben.

Noch muß ich einer Grotte gedenken, die ich vor ein paar Tagen beſucht habe, und die ſchö- ner iſt, als die zu Lueg, ja ſchöner als alle, die ich je geſehen habe. Sie iſt zwey kleine Meilen von hier, und wird die Corgnale-Grotte, von einem Dorfe gleiches Namens, das nicht weit davon liegt, genennt. Man muß ſie mit der von St. Servio nicht verwechſeln, die viel näher bey der Stadt, aber bey weitem nicht ſo ſchön und wichtig iſt.

Die mannigfaltigen Formen von Stalactiten, die faſt alle Grotten mehr oder weniger darbie- ten, ſind hier von außerordentlicher Mannigfal- tigkeit, in einem größern Style, und nach einem größern Maßſtabe, als ich ſie irgend ſonſt wo geſehen habe. Ganz beſonders zeichnet ſich dieſe Grotte durch die Säulen aus, auf denen das obere Gewölbe, wie die Decke einer Gothiſchen Kirche, ruht. Manche dieſer Säulen haben viel- leicht eine Höhe von zwanzig, dreyßig Fuß, und drüber, und dabey eine verhältnißmäßige Dicke. Wenn man in einiger Ferne Leute mit Fackeln dahinter ſtellt, oder ein Bund Stroh hinter die- ſen Säulen abbrennen läßt, ſo macht das eine große, mahleriſche Wirkung. Manche der Sta- lactiten, die von der Decke herab hangen, ſind vielleicht zwölf und funfzehn Fuß lang, und mö- gen ganz oben, wo ſie angewachſen ſind, zwölf,

funfzehn, und achtzehn Fuß im Umfange haben. Kurz, hier hat die Natur durchaus in ihrem größten Style gearbeitet.

Dieſe Grotte hat noch das Beſondere, daß man nicht horizontal in einen Hügel oder in eine Anhöhe hinein geht, ſondern ſie findet ſich in einer Ebene, von der man ſo ziemlich ſenkrecht hinabſteigen muß. Man geht alsdann auf ſteilen Abhängen fort, und kommt immer wieder an Tiefen, die ſo ziemlich ſenkrecht ſind, oder ſeyn würden, wenn man nicht eine Art von ſteinernen Stufen hin und wieder gemacht hätte, auf denen man aber alle Augenblicke zu fallen Gefahr läuft, theils weil die Stufen ſchlecht gehauen und abgetragen, theils weil ſie von dem ſchleimigen, beſtändig herabtröpfelnden Waſſer äußerſt ſchlüpfrig ſind. — Hin und wieder fand ich auch eine hölzerne Treppe, und zwar, worüber ich mich wunderte, ziemlich ſtark und ſolid gebaut. Ich erfuhr in der Folge, daß man ſie für den König von Neapel gemacht hatte, der vor einigen Jahren hier war. Aber auch dieſe Treppen gehen durch die beſtändige Feuchtigkeit, die hier herrſcht, zu Grunde, und hin und wieder fehlen ſchon Stufen.

Wir hatten vielleicht noch keine Viertelſtunde Wegs gemacht, als die Treppen aufhörten, und

die ſenkrechten Abgründe unſerm weitern Vorrük-
ken ein Ende machten. — Man ſagt mir, daß
die Länge dieſer Grotte niemals unterſucht wor-
den iſt, daß man aber aus gewiſſen Gründen
vermuthe, daß ſie in einer Ferne von ein paar
Deutſchen Meilen eine zweyte Oeffnung habe.
Wirklich giebt es der Grotten in dieſem Lande
ſo viele, daß es mir ſehr natürlich ſcheint, daß
man mehrere derſelben ſeit Jahrhunderten gekannt
hat, ohne je zu wiſſen, daß dieſe nichts weiter,
als eine andere Mündung von jener iſt. Die
Regierungen wenden ſelten etwas auf ſolche Un-
terſuchungen, und für Privatleute ſind ſie zu
koſtſpielig und zu gefährlich. Und am Ende —
was wäre der große Nutzen, den man davon
hätte! — Aber dieſe Vermuthung von einer
zweyten Oeffnung erinnerte mich an den Grie-
chen, von dem Polyán erzählt, daß er einen
Fuchs von den todten Menſchen freſſen hörte,
die, ſo wie er ſelbſt, in die Höhle geworfen wor-
den waren. Er faßte den Fuchs beym Schwanze,
welcher, da der Mann ſich ruhig in die Hand
beißen ließ, ohne loszulaſſen, nichts beſſeres zu
thun hatte, als nach der Oeffnung zu laufen,
durch die er hereingekommen war. Und ſo kam
der Mann mit ihm an einem Orte ans Tages-
licht, von dem niemand gewußt hatte, daß er
mit der Höhle in Verbindung ſtand. Ich kann
mir recht gut vorſtellen, daß gerade ſo eine Ge-

ſchichte, ohne alles Wunderbare in der Grotte von Corgnale ſich zutragen könnte. — Büſching gedenkt der Höhle des St. Servio, aber nicht dieſer hier. Ich hatte nie davon gehört, kenne auch keine Beſchreibung davon. Sie ſcheint überhaupt weniger berühmt zu ſeyn, als jene, vielleicht weil ſie entlegener und von beſchwerlicherm Zugange iſt. Sie liegt zwiſchen der ſogenannten alten Straße von Wien und der ſchönen neuen, welche man jetzt befährt, ſeitdem der Weg von Trieſt nach Italien geöffnet worden iſt. Dieſe alte Wienerſtraße liegt der neuen rechts, und wird noch von den Landleuten der Gegend umher, und von vielen Ungarn beſucht, die nicht fahren, ſondern ihr Vieh nach Trieſt treiben.

Etwas näher als die Grotte liegt Lipizza, eine Art von eingemauertem Park, wo der Kaiſer eine Stuterey hält. Man ſchätzt dieſe Pferde ſehr wegen ihrer Schönheit; beſonders wird die Nettigkeit ihrer Füße bewundert. Dieſe Stuterey iſt nicht zahlreich; alle Pferde werden an den Hof abgeliefert, und keine verkauft.

Die ganze Gegend um Lipizza und um die Grotte herum iſt wüſte und felſig; kurz, ſie macht einen Theil des unwirthbaren Karſts aus. Und dennoch ſah ich in dieſer Wildniß hin und wieder

kleine angebaute Stückchen Landes. Man reiniget ein Fleckchen von den Steinen, mit denen man rings herum eine Mauer baut; die übrigen werden auf einen Haufen geworfen. Ich fand in dieſen angebauten Flecken nicht nur Holz, das man gepflanzt hatte, ſondern auch Getreide, das denn freylich ſehr mager ſteht, weil man den Boden nie ſo ganz reinigen kann, daß er nicht noch immer zur Hälfte mit Steinen bedeckt wäre. Auf dieſe Art ſcheint der Anbau der ganzen Gegend um Trieſt herum entſtanden zu ſeyn, nur daß man, an den Bergen hin, noch überdieß Terraſſen über Terraſſen bauen, und die Erde öfters aus der Ferne holen mußte. Gewöhnlich bringt man ſie zu Waſſer aus dem Friaul, weil die im Hiſterreiche, die man näher haben könnte, nicht viel taugt. Noch jetzt wird öfters Erde auf dieſe Art herbeygeführt, weil mancher, der ein Häuschen bauet, und ſich einen Garten oder Weinberg anlegen will, kein anderes Mittel hat, als den nackten Felſen, oder einen ſchlechten Boden mit Erde zu bedecken. Ich habe, dicht an der Stadt, ſehr fruchtbare Gärten und Weinberge bemerkt, die unmittelbar an einen nackten Fleck ſtoßen, auf welchem nicht einmal ein mageres Gras wächſt. Mit andern war man eben beſchäftiget, ſie urbar zu machen. Da ſah ich denn, wie man einen ſolchen Flecken ebenet, mit Mauern unterſtützt, mit Erde bedeckt, Treppen

macht u. ſ. w. Aus dem allen können Sie abnehmen, wie koſtbar ein gutes Stück Land in dieſer Gegend ſeyn muß, um ſo mehr, da jeder begüterte Bürger ein Landhaus, einen Garten, einen Weinberg zu haben wünſcht.

Dritter Brief.

Nöthige Anſtalten, die eine Reiſe nach Pola erfordert — Schöne Ausſichten auf dem Meere zwiſchen Trieſt und Pirano — Capo d'Iſtria — Iſola — Pirano — Umago — Punta di Daila — Rovigno, die beſte Stadt im Hiſterreiche — Pola — Porta-aurea, oder Denckmahl der Familie Sergius — Zwey Tempel in der Stadt — umſtändliche Nachrichten über das Amphitheater — Theater — antike Bäder — Purpurfärberey — Citadelle — andere kleine Alterthümer — Geſchichte von Pola — Thunfang — Rückreiſe — Allgemeine Bemerkungen über das Hiſterreich und über das Adriatiſche Meer — die Juliſchen und Carniſchen Alpen — Charackter der Venezianiſchen Hiſterreicher — Trieſt.

Trieſt den 20ſten May.

Wir haben vom Anfange her mit unſerer Reiſe nach dieſer Stadt die Abſicht verbunden, das alte Amphitheater und die übrigen Ruinen zu Pola zu beſuchen. Ich wußte längſt, daß die wenigen,

die dahin gehen, durchaus zu Waſſer reiſen. Aber warum nicht auch zu Lande? — Wenigſtens iſt das immer meine Frage in allen Fällen, wo ich es, für eine Thorheit halte, einen Ort zu Waſſer zu beſuchen, an den man auch zu Lande kommen kann. Aber im gegenwärtigen Falle hat die Waſſerreiſe, wie ich finde, ihre guten Urſachen. Menſchen aus civiliſirten Gegenden laſſen ſich wenig von den Schwierigkeiten träumen, die jeden Schritt in einem rohen, ungebildeten Lande begleiten. Das (ehemals) Venezianiſche Hiſterreich, oder Iſtrien, iſt einer der vernachläſſigſten Striche in Europa, ſo wie ein Theil ſeiner Einwohner eine Art von Menſchen ſind, die noch ſehr nahe an den wilden, aber verderbten Stand der Natur grenzen. Diebſtähle, Räubereyen und Mord ſollen, ſo wie in Dalmatien, ſehr gemein ſeyn. Auch gefällt ihnen keineswegs Oeſtreichiſche Civiliſation und Polizey. Unter den vor zwey Jahren an Oeſtreich gekommenen Provinzen haben ſie ſich am ungernſten unterworfen, hängen entſetzlich an ihrem St. Marco, und ſeufzen noch immer nach der Venezianiſchen Oberherrſchaft zurück, wie die Juden nach den vollen Fleiſchtöpfen, obſchon dieſe Regierung geradezu gar nichts für ſie that. Freylich verlangte ſie auch wenig von dieſem Volke, und, was ihm das Liebſte war, ſie ließ es ungefähr machen, was es wollte. Glaubwürdige Leute haben mich verſichert, daß es keine Art von Verbrechen

gab, das man nicht mit etwas Geld, das dem Podeſta entrichtet wurde, begehen konnte. Ein Mann, der ſeit vielen Jahren zu Trieſt wohnt, hat mir von einem Böſewicht geſagt, der vor wenig Jahren, ich glaube zu Piſano, noch lebte, und der zu verſchiedenen Zeiten ſeinen Vater, ſeine Mutter und einen ältern Bruder ermordet hatte, und nun ihre Hinterlaſſenſchaft genoß: und das alles für ein paar hundert Ducaten.

Fahrſtraßen gab es zeither in dem Venezianiſchen Hiſterreich gar nicht; folglich iſt mit keinem Wagen fortzukommen! Wirthshäuſer hat man, ausgenommen in den Seeſtädten, eben ſo wenig; wie elend aber dieſe ſind, können Sie daher abnehmen, daß diejenigen, die nach Pola gehen, zu Trieſt ihren Vorrath für die ganze Reiſe einkaufen und mitnehmen.

Nun rechnet man aber achtzig Italieniſche Meilen zu Waſſer von Trieſt nach Pola; das wären denn hundert und ſechzig hin und her. Ich kenne das Langweilige und beſonders das Ungewiſſe der Seereiſen, und weiß, daß die achtzig Meilen in einem Tage gemacht worden ſind, ſo wie andere eine ganze Woche damit zugebracht haben. Ich berathſchlagte alſo noch immer mit meinen hieſigen Bekannten, wie wir es anfangen könnten, die Reiſe zu Lande zu machen. Da hieß es denn, wir

ſollten Pferde von hier nehmen, und mit dieſen zu Waſſer nach Capo d'Iſtria, oder nach Pirano gehen, denn von Trieſt aus wäre die Landreiſe ein gar zu großer Umweg, ſoll auch beynahe nicht zu machen ſeyn, weil niemand ſo geht. Von einer der genannten Städte ſollten wir dann nach Mitterburg (Piſino) der Hauptſtadt des Landes, reiten, von wo es noch fünf oder ſechs Deutſche Meilen bis Pola iſt. Mitterburg iſt zwar Altöſtreichiſch, aber für Reiſende ſoll auch da kein Wirthshaus ſeyn; indeſſen könnten wir auf dem Schloſſe wohnen, wozu man uns von dem Eigenthümer, der jetzt hier iſt, die Erlaubniß verſchaffen wollte. Wirklich ließ uns dieſer ſagen, daß ſein Schloß uns zu Dienſten ſtände, daß aber jetzt ganz und gar keine Meublen darin wären. Endlich blieb noch immer die Unſicherheit der Wege durch einen Theil der Landeseinwohner, die den Fremden anfallen, ſo bald ſie etwas zu finden glauben. —

Das Ende von dem allen war, daß ich geſtern eine Bracera miethete, d. h. ein Fahrzeug, das zwar ein ganzes Verdeck hat, und an drey kleinen Maſten drey Segel führt, das aber doch noch leicht genug iſt, um bey einer gänzlichen Windſtille gerudert zu werden. Unſer Schiffsvolk beſteht aus fünf Mann, die ſich ſelbſt nähren. Für die ganze Reiſe wurden ſechzehn Ducaten verlangt, man würde ſich aber mit zwölfen begnügt haben, wenn

ich dieſen Handel hätte eingehen wollen. Allein wer dieſe Art von Menſchen kennt, begreift, daß er durch einen ſolchen Vertrag ganz abhängig von ihnen wird, daß ſie ihr Geld ſo geſchwind als möglich verdienen wollen, und dem Reiſenden keine Zeit laſſen, ſich irgendwo aufzuhalten. Ich habe alſo mit ihnen ausgemacht, daß ſie täglich ſieben Gulden haben ſollen, ſo lange die Reiſe dauert, und daß wir uns aufhalten, wo und ſo lange es uns beliebt. — Auch auf dieſe Art findet man ſich immer wieder betrogen; denn nun zögern die Leute, ſo viel ſie können, weigern ſich zu rudern, und halten ſich an mehreren Orten auf, weil ſie Fracht einnehmen und in allen Häfen einen kleinen Handel treiben. Indeſſen iſt dieſes Uebel von zweyen das kleinſte, und wir zogen es vor.

Außer verſchiedenen Lebensmitteln muß man ſich auch mit einigen Matratzen verſehen, um an Bord übernachten zu können. Es war natürlich, daß ich dieſe im Wirthshauſe zu borgen, oder zu miethen ſuchte. Dieß wurde rein abgeſchlagen, denn ſie brauchten, hieß es, ihre Betten ſelbſt. Alle Anerbiethungen und Vernunftgründe waren vergebens. — „Wenn ich aber, für die ganze Zeit unſerer Abweſenheit, ein Zimmer mit zwey Betten miethe, und die Matratzen herausnehme?" — Das ließen ſie ſich gefallen, d. h. ſie vermietheten ein paar Matratzen für

acht, zehn oder zwölf Gulden, je nachdem die Reiſe mehr oder weniger dauert.

Alles war nunmehr in Richtigkeit gebracht, aber heute war ſchlechter Wind! Endlich hieß es, wir ſollten Abends um zehn Uhr unter Segel gehen, und alles ward an Bord geſchaft. Zwiſchen acht und neun Uhr kam einer der Schiffer, und kündigte eine ſchlechte Nacht an. Und das iſt die Geſchichte der mehreſten Seefahrten, die ich je gemacht habe, und dieſe hier iſt die ſieben und dreyßigſte! Ich bin ſo feſt überzeugt, daß Cato Recht hatte, daß ich lachen muß, ſo oft jemand eine Reiſe zu Waſſer vorſchlägt, wenn es nur immer möglich iſt, ſie zu Lande zu machen.

Auf dem Adriatiſchen Meere, den 22 May.

Geſtern früh um fünf Uhr gingen wir unter Segel, wie ein Schiffer ſagen würde; die Wahrheit aber iſt, daß wir aus dem Hafen von Trieſt gerudert wurden, weil wir keinen Wind hatten, uns herauszubringen. Dieß iſt eine ſehr langſame Art zu reiſen, denn mit fünf Rudern macht man auf einer ſtillen See nicht viel über zwey Italieniſche Meilen in einer Stunde, und auch dieſe nicht, wenn es lang anhält. Hat man aber den Wind gegen ſich, ſo läßt ſich mit Rudern gar nichts thun. Dieſer Fall trat in wenig

Stunden ein, und nun konnten wir nichts, als laviren, bis der Wind beſſer ward.

Nach ſieben Stunden waren wir achtzehn Italieniſche Meilen von Trieſt, auf der Höhe von Pirano, einem Städtchen im Venezianiſchen Hiſterreich. — Der Tag war übrigens angenehm, und wir hatten prächtige Ausſichten — erſt auf Trieſt und auf die Berge, die es unmittelbar umgeben und die ſich in dem Maße erheben, in welchem man ſich vom Lande entfernt; dann auf die Bay, die öſtlich von Trieſt ſich dehnt, und welche ſchöner iſt, als die, in welcher die Stadt liegt, weil da höhere und höhere Berge ſich hinter einander erheben. Zugleich ſahen wir die lange Reihe der mit Schnee bedeckten Alpen, die ſich von Krain aus durch das Friaul an der nördlichen Grenze von Venedig hinziehen. Das ganze flache Land, woraus der größte Theil dieſes Herzogthums beſteht, verſchwindet durch die Ferne, ſelbſt die Berge mittlerer Größe werden unſichtbar, und die hohen Alpen erſcheinen dem Auge wie eine ungeheure Schneewand, die ſich längs der Seeküſte erhebt. Die Alpenkette giebt einen erhabenen Anblick, nicht nur durch ihre Höhe, ſondern auch durch die ungeheure Länge, in der ſie nach Weſten hinläuft. Man zeigte mir die Gegend, wo der Tagliamento in das Meer fällt; aber die Berge waren noch weit darüber hinaus ſichtbar.

Allmählich näherten wir uns der Stadt Capo d'Iſtria, wo der Sitz der Regierung des ehemaligen Venezianiſchen Hiſterreichs war, und wo ein Podeſta reſidirte. — Iſola, weiter am Geſtade hinab, blieb uns lange im Auge, und Pirano ſahen wir von allen Seiten, weil wir, durch das Laviren, verſchiedene Male ganz nahe daran kamen. — Man ſollte dieſe Italieniſchen Städte nie zu ſehr in der Nähe beſehen; ſie ſind elend und ſchmutzig, und doch haben ſie faſt durchaus ein ſchönes und großes Anſehen in der Ferne.

Um drey Uhr erreichten wir Umago. Der Schiffer kündigte ſchlechtes Wetter an, welches, nach ſeiner Verſicherung im Anzuge wäre, das ich aber nicht ſehen konnte, und wollte für die Nacht in den Hafen eingehen. Ich widerſetzte mich dem Einfalle, mußte hart mit ihm reden, und ſiehe da, wir gingen noch ganze neun Meilen weiter, und hatten die Punta di Daila erreicht, als die Nacht eintrat. Hier war der Schiffer weiſer. Wir lagen ſchon unter dem Verdecke auf unſern Matratzen, und er zog alle Segel ein, und ging unter Land, ohne uns darum zu fragen. Indeſſen gehört er noch unter die ehrlichern ſeiner Brüderſchaft, denn heute früh brach er um drey Uhr auf, und, da wir ſehr guten Wind hatten, waren wir ſchon um zehn Uhr zu Rovigno, der größten und wich-

tigſten Stadt des ganzen Hiſterreichs, vierzig Meilen von Pirano, und acht und funfzig von Trieſt.

Rovigno hat eine majeſtätiſche Lage auf einem kleinen Vorgebirge, über deſſen Rücken es ſich an beiden Seiten an das Meer hinabzieht, ſo daß die Stadt einen doppelten Hafen hat, und die Häuſer auf beiden Seiten ſich prächtig darſtellen, und weit an beiden Ufern ſich ausdehnen. Eine Stadt, die ſich ſo ſchön, ich möchte ſagen, ſo prachtvoll ankündigte, verdiente allerdings näher geſehen zu werden. Wir landeten, wanderten umher, fanden enge, ſchmutzige Gaſſen, kleine Häuſer und ziemlich laut redende Anzeigen von Armuth. Indeſſen iſt hier eine ſehr ſchöne Kirche, die auf dem höchſten Rücken des Vorgebirges liegt, auf beiden Seiten auf das Meer herabſieht, und überhaupt eine vortreffliche Ausſicht gewährt, deren Reitz hier noch durch mehrere Inſeln, die in der Nähe liegen, erhöht wird. Einige derſelben ſind klein und unbewohnt; auf den zwey größern, der Cathariceninſel und der Andreasinſel iſt ein Kloſter.

Rovigno hält über zwölf tauſend Seelen; manche wollen ihre Bevölkerung auf funfzehn tauſend ſetzen. Ein Einwohner, an den wir

empfohlen waren, ſagte, daß ſie aufs wenigſte vierzehn tauſend wäre. Dieſe Menſchen, ſo wie überhaupt die Hiſterreicher, die an der Küſte leben, nähren ſich größtentheils von der Fiſcherey, noch mehr aber von der Schiffahrt. Sie ſind ohne Unterlaß zu Waſſer, und machen, da ihr Land ſelbſt wenig Handel hat, die Träger und Fuhrleute für die mehreſten Städte des Adriatiſchen Meeres. Sie beſuchen auf der einen Seite alle Häfen von Dalmatien bis hinab nach Raguſa, Corfu, Zante und die Griechiſchen Inſeln, ſo wie auf der andern, Trieſt, Venedig, Ancona, Senigaglia bis nach Manfredonia. Außer dem, was ſie für andere führen, treiben ſie einen kleinen Handel für ſich ſelbſt, und kaufen immer etwas in einem Hafen, das ſie in einem andern wieder abſetzen. Auch unſer Schiffer iſt, mit der größern Zahl ſeiner Leute, aus Rovigno; auch er kauft und verkauft auf dieſer Reiſe, ſo bald wir an einem Orte landen.

Pola, den 23 May.

Wir konnten dieſen Ort geſtern nicht erreichen, und mußten es uns gefallen laſſen, noch einmal eine Nacht an Bord zuzubringen. Dafür kamen wir heute ſehr zeitig hier an, und genoſſen, bey vollem Tageslichte, der ſchönen Ausſicht, die die Einfahrt in den Hafen von Pola gewährt. — Dieſe Stadt liegt am ſüdlichen Ende des Hiſterreichs,

ein gutes Stück in das Land hinein, ſo daß die Schiffe hier gegen alle Winde geſichert ſind. So vortheilhaft dieſer Umſtand auf der einen Seite iſt, ſo ſchwer wird dadurch auf der andern die Einfuhr. Das Meer macht hier nehmlich ſo viele Biegungen in das Land hinein, daß man mehrere verſchiedene Winde braucht, um mit vollen Segeln einzufahren. Durch die Wendungen, die man nehmen muß, entdeckt man die nehmlichen Gegenſtände unter einer Mannigfaltigkeit von Anſichten, in welchen denn das große und prächtige Amphitheater allemal die Hauptfigur macht, und gegen die Stadt, die Anhöhen und das Waſſer ſich ſonderbar und mannigfaltig verſchiebt.

Pola hat kein Wirthshaus, wenigſtens kein ſolches, wo man mit Vergnügen eſſen, oder ſchlafen möchte. Wir wußten das, und hatten uns deßwegen mit einem Empfehlungsbriefe an einen Venezianer verſehen, der hier von ſeinen Gütern lebt. Anſtatt alſo, wie gewöhnlich, uns nach einem Gaſthofe zu wenden, war unſer erſter Gang vom Ufer weg, zu dieſem Herrn, der uns empfing, und bald darauf in ein Kaffeehaus führte, wo wir eine Geſellſchaft von Mannsperſonen ſo wohl als von Frauenzimmern fanden, im ächten Venezianiſchen Geſchmacke. Während daß wir uns hier unterhielten, verſchafte uns Herr Marinari einige Zimmer in einem Privathauſe, und mit dem

Kaffeeſchenken machte er aus, daß dieſer uns ſpeiſen ſollte. (Auch ſind wir in den zwey Tagen, die wir hier zubrachten, mit dieſer doppelten Bewirthung ziemlich wohl zufrieden geweſen.)

Pola iſt von ſeiner alten Größe traurig geſunken, und gleicht ganz und gar nicht mehr der Stadt, die ein Amphitheater füllen konnte, das über zwölf hundert Schritte im Umfang hat. In dieſem habe ich heute ſchon mehrere Stunden zugebracht, und denke morgen noch länger darin zu verweilen; aber eben darum will ich die Beſchreibung deſſelben bis zuletzt laſſen. — Jetzt rechnet man hier nicht mehr als acht hundert Seelen. Handel hat der Ort ſo gut wie gar keinen. Die Einfuhr von dem Meere weg iſt viel zu beſchwerlich, und der Verkehr, der ſich da treiben ließe, viel zu unbedeutend. — Die Einwohner beſtehen aus einigen Edelleuten, aus Geiſtlichen, die ich in Menge ſah, aus etlichen Handwerkern, und dann aus Leuten, die ihr Einkommen aus ihren Feldern, ihren Reben und ihren Olivenbäumen ziehen. Endlich einige Fiſcher. — Das Ganze trägt ein Gepräge von Armuth, wie das übrige Venezianiſche Hiſterreich. Gleichwohl gefällt mir Pola ungleich beſſer, als das größere, ſo ſtark bevölkerte Rovigno. Mich dünkt, alles ſieht hier heiterer und freundlicher aus; zuverläſſig aber iſt alles reinlicher. — Daß es unter den hieſigen Einwohnern eine gewiſſe

Zahl anſtändiger Familien giebt, ſehe ich aus den erträglich gut gekleideten Männern, die immer vor dem Kaffeehauſe ſitzen, und aus den Frauenzimmern, die es ebenfalls beſuchen. Es iſt der einzige Ort, wo man ſich geſellſchaftlich verſammelt: eine Art zu leben, die man in den ſämmtlichen Venezianiſchen Staaten findet.

Das Umſtändlichſte, was ich über Pola kenne, iſt das Werk des Grafen von Carli „Delle Antichità italiche etc. Milano 1788 in Quart. Der vierte Band iſt 1790 erſchienen. Man findet in den verſchiedenen Theilen dieſes Werkes mancherley Unterſuchungen und Nachrichten über Pola, auch mehrere Kupferſtiche. Nachdem der Graf ſelbſt dort geweſen war, ließ er noch fernere Nachrichten einziehen, ſchickte auch im Jahre 1788 einen Ricco Sbiſa dahin, durch den er graben ließ. Ueber einiges änderte er dann ſeine Meinung, in andern ward er noch mehr beſtätiget. Aber dieſes Buch iſt ſelten, und möchte ſich wohl in Deutſchland nur in wenig Bücherſammlungen finden. —

Seitdem iſt das Voyage pittoresque de l'Istrie et de la Dalmatie erſchienen, deſſen Verfaſſer die Ruinen von Pola aufs neue unterſucht, auch von vielen Gegenſtänden Kupferſtiche geliefert haben, die vorher entweder gar nicht, oder nur unvollſtändig waren gezeichnet worden. (Zu Anfange

des Jahres 1801 waren von dieſem Werke zwölf Hefte Kupferſtiche, und der erſte Theil des Textes erſchienen, welcher letztere noch keine Beſchreibung der Alterthümer, ſondern bloß die Geſchichte von Dalmatien und Pola enthält. Aber auch dieſes Buch wird, ſeines Preiſes wegen, nie allgemein werden. Herr Göſchen glaubte alſo, den Leſern dieſer Briefe ein angenehmes Geſchenk zu machen, indem er ſechs Platten daraus nachſtechen ließ, und einen Theil davon zu Titelvignetten dieſer vier Bände gebrauchte.)

Hier auf der Stelle habe ich nur ein kleines Werk zum Leitfaden: De' primi popoli et delle Antichità romane dell' illustre città di Pola nell' Istria. Raggualio storico di Bart. Vergottin etc. Venez. 1795. Es iſt ein ſehr oberflächliches Werk, nimmt aber auf einer Reiſe nicht viel Platz ein, deutet auf weitere Auskunft hin, und giebt wenigſtens an, was man an Ort und Stelle aufzuſuchen hat. — Außer dieſen haben ſich Maffei, Serlio und andere mit Pola beſchäftiget. — In der Deutſchen, Franzöſiſchen oder Engliſchen Sprache kenne ich nichts darüber.

Da ich gewohnt bin, in Ausmeſſungen, die von verſchiedenen Perſonen gemacht worden ſind, immer merkliche Abweichungen zu finden, ſo habe ich die Gegenſtände, die mich am meiſten intereſ-

ſirten, ſelbſt gemeſſen. Was ich finde, ſchreibe ich auf der Stelle nieder. Mathematiſche Inſtrumente habe ich keine bey mir, aber ein Engliſches Meßband, funfzig Schuh lang, von ſtarker Leinwand, die mit einer Art von Wachs, oder Harz genährt iſt, ſo daß ſie viele Conſiſtenz hat, und nicht ſo leicht nachgiebt, als eine gewöhnliche Schnur, auch, wegen ihrer Breite, ſich nicht leicht verſchlingt. Wo ich, wegen der Ungleichheit des Bodens, genöthigt war, von der horizontalen Linie abzuweichen, habe ich kurze Abſätze gemacht, und durch ganz einfache Mittel mich bemüht, nicht aus der Linie zu kommen, die ich verfolgte.

Das ſchönſte, und, nächſt dem Amphitheater beſt erhaltene Denkmahl zu Pola iſt die ſogenannte Porta aurea, oder, wie es auch, aber fälſchlich, genannt wird, der Triumphbogen des Sergius. Freylich hat es die Geſtalt eines ſogenannten Triumphbogens, iſt aber eigentlich ein Todten- oder Familiendenkmahl, wie die Aufſchriften ganz klar beweiſen. Man ſehe die Titelkupfer des erſten und zweyten Bandes dieſer Briefe. Im großen Fries lieſt man

Salvia Posthuma Sergi de Sua pecunia.

Alſo Salvia, Hinterlaſſene des Sergius, ließ das Werk auf ihre Koſten errichten. Es ſollte aber auch

zugleich ein Denkmahl für mehrere Individuen der Familie ſeyn, und daher lieſt man oben zur Linken

L. Sergius C. F.

Aed. II. Vir.

Hier iſt alſo Lucius Sergius, Sohn von Cajus, Aedilis und Duumvir. Und gleich daran

L. Sergius L. F.

Lepidus Aed.

Trib. Militum Leg. XXIX.

Dieſer war ein Lucius Sergius Lepidus, Sohn von Lucius; er war Aedilis und Tribunus Militum der neun und zwanzigſten Legion. Zur Rechten

Cn. Sergius C. F.

Aed. II. Vir. Quinq.

Alſo ein Cneus Sergius, Sohn von Cajus, welcher auf fünf Jahre Duumvir war.

Dieſes Denkmahl, welches nur eine einzige Oeffnung, oder einen einzigen Bogen hat, iſt in einem ſehr feinen Geſchmack, und die Arbeit dünkt

mich beſſer, als die an den Triumphbögen des Septimius Severus, oder Conſtantins des Großen zu Rom. Die Victorien, und das, was von den Pferden in Basrelief noch übrig iſt, iſt vortrefflich, und alle Zierathen im Frieß und Kranze, ſo wohl als im Innern des Bogens, ſind in einem reinen Geſchmacke, und von der feinſten Vollendung.

Ich habe die Breite dieſes Gebäudes gemeſſen, nehmlich unten über der Baſe, oder dem Säulenfuße, und acht und zwanzig Schuhe gefunden. Die Breite des Bogens iſt inwendig dreyzehn Schuh, neun Zoll; die Tiefe des Bogens, ſieben Schuh, vier Zoll; und die Höhe des Ganzen, vier und dreyßig Schuh, neun Zoll. Ich ſtieg nehmlich auf das Denkmahl, und ließ das Maß von oben herab, bis es den Boden berührte. Dieſer iſt etwa zwey Schuh tiefer, als der Pfuhl der Säulen. Wie hoch das ganze Fußgeſtell urſprünglich über den Boden erhaben geweſen ſeyn mag, läßt ſich jetzt nicht ſagen, man müßte denn aufgraben laſſen. Wollte man die Höhe des Säulenſtuhls oder Poſtements, was denn jetzt zum Theil unter der Erde iſt, aus den Verhältniſſen der übrigen Theile abnehmen, ſo möchte für das ganze Gebäude eine Höhe von etwas mehr als vierzig Schuh herauskommen. — Die Säulen ſind von Korinthiſcher Ordnung und cannelirt, oder ausgehöhlt. — Oben über dem Gebälke haben

vermuthlich Bildſäulen geſtanden. — Noch muß ich erinnern, daß das Innere des Bogens mit ſchönen und reichen Zierrathen und beſonders mit Roſetten verſehen iſt.

Da dieſes Werk Korinthiſch iſt, und alle die Schlankheit und Leichtigkeit beſitzt, die dieſe Ordnung der alten Architektur auszeichnet, ſo iſt man in ſpätern Zeiten beſorgt geweſen, daß der Bogen ſich nicht erhalten möchte, und hat hinter ihm einen zweyten gebaut, deſſen Plumpheit und ſchlechte Arbeit mit der Eleganz des antiken auffallend abſticht, und der ſchon zu verſchiedenen Malen herabgefallen ſeyn ſoll, während daß der alte noch immer in ſeiner ganzen Herrlichkeit ſteht. Dabey hat moderne Sparſamkeit und Geſchmackloſigkeit dieſen neuen Bogen ſo ſinnlos angebracht, daß er den alten entſtellt.

In den Winkeln, welche die Capitäler mit der Architrave machen, ſieht man noch die Pferde, welche Triumphwagen zogen, und etwas weiter nach dem Bogen zu, ſind rechts und links Victorien.

Außer der ſogenannten Porta aurea ſind in der Stadt noch zwey alte Tempel zu ſehen, wovon der eine der Diana, der andere der Mater Roma oder, wie andere ſagen, dem Auguſt heilig geweſen ſeyn ſoll. Es iſt auffallend, daß dieſe zwey

Tempel nicht weiter als etwa funfzig Schuh von einander ſtehen, und daß ſie, ſo weit als meine Beobachtungen gehen, an Form, Größe und Architektur einander vollkommen ähnlich ſind. Beide ſind von Korinthiſcher Ordnung, beide haben einen Porticus von freyſtehenden, glatten Säulen, an beiden ſind die Pilaſter cannelirt, an beiden iſt der Fries, der Kranz und der Giebel auf das reichſte verziert. Die Säulen ſind nach oben zu nur wenig verjüngt, und haben alſo nicht jene graziöſe Form, die gewöhnlich an antiken Säulen ſo ſehr gefällt. Ich maß eine am Tempel zur Linken, etwas über dem Pfuhl, und fand acht Schuh, einen und einen halben Zoll Umfang, ſo daß ihre Höhe mit dem Gebälke ungefähr ſieben und zwanzig Schuh ſeyn muß. Die ganze Höhe des Tempels mag, von der Grundebene an bis an die Spitze des Giebels, gegen vierzig Schuh ſeyn. — Die Capitäler der Säulen, ſo wohl als die Verzierungen in dem Frieſe und Kranze, ſind von der feinſten und vollendetſten Arbeit, und ſo reich, daß ſie den reichſten, die ich aus den Zeiten der Kaiſer geſehen habe, wenig, oder nichts nachgeben. Wer ſeinen Geſchmack bloß nach den ſchönſten Zeiten der Griechiſchen Baukunſt gebildet hat, würde ſie überladen nennen. Sie erinnern an die Ruinen von Palmyra und an einige Ueberbleibſel zu Rom aus den Zeiten der Kaiſer. Uebrigens haben

dieſe Verzierungen viel Aehnlichkeit mit denen, die man im Innern des Bogens der Sergiſchen Familie ſieht.

Aus dieſen Tempeln hat man Kornböden gemacht, wodurch die Kunſt wenigſtens ſo viel gewinnt, daß ſie in baufälligem Stande erhalten werden. Aber das war ſehr abgeſchmackt, daß man an den zur Linken ein Paar armſelige Hütten anbaute, ſo daß man ihn jetzt nur oben, d. h. ungefähr bis auf die Hälfte, ganz frey ſieht. Mit dem zur Rechten iſt man noch unbilliger verfahren; denn zwey Seiten davon ſind ganz verbaut. Es ſteht nehmlich zwiſchen dieſen beiden Denkmählern des Alterthums ein ziemlich großes Gebäude, das aus dem funfzehnten, oder ſechszehnten Jahrhunderte ſeyn mag, und das in ſeiner Art auch nicht ohne Verdienſt iſt; nur hätte man es nicht ſo anlegen ſollen, daß es den einen Tempel von vorn und auf der einen Seite ganz verdeckt. Dieſes Gebäude hat an der vordern Anſicht, nach dem Markte zu, einen Porticus, und diente ehemals zur Wohnung des Officianten, den die Republik Venedig hierher ſchickte. Jetzt iſt im untern Theile die Hauptwache für die kaiſerlichen Soldaten.

Der Kupferſtich, der ſich in dem Voyage pittoresque de la Dalmatie et de l'Istrie findet,

ſtellt dieſe Tempel als freyſtehend dar, wodurch ſie freylich in ihrer urſprünglichen Schönheit wieder erſcheinen; aber von dem, was man jetzt da ſieht, giebt das Blatt kein Bild. Auch hat der Zeichner alle übrigen Gebäude weggeräumt (dieſe Tempel ſtehen aber auf dem Marktplatze, der mit Häuſern verbaut iſt) und eine ſchöne Ausſicht in das Freye offen gelaſſen. Ob es bloß darauf ankam, ein angenehmes Blatt zu liefern, oder ob das Publikum berechtiget war, das zu fordern, was man wirklich jetzt am Orte ſieht, mag jeder Käufer nach ſeinem Gefühle beurtheilen. Endlich fehlte es dem Zeichner, um ſein ſchönes Ideal vollſtändig zu machen, an einem Vorgrunde! Hierzu wählte er Bruchſtücke von antiken Säulen, Frieſen und Kränzen, die auf dem Blatte eine recht ſchöne Wirkung machen, von welchen allen aber in der Natur ſchlechterdings nichts zu ſehen iſt. Die beſten Künſtler, die uns die Trümmern des alten Roms gegeben haben, erlaubten ſich ſo etwas nicht. Oder rechnete Herr Caſſas vielleicht auf die Entlegenheit ſeines Gegenſtandes, der öfters in mehreren Jahren nicht von einem einzigen Reiſenden beſucht wird? Uebrigens iſt dieß nicht die einzige Freyheit dieſer Art, die er ſich mit den Ausſichten von Pola genommen hat. — Daß er ſeine Verſchönerungen mit Geſchmack angebracht hat, geſtehe ich ihm gern ein; aber hier kam es doch darauf an,

Wahrheit und nicht die Einfälle eines Künſtlers zu geben.

Pola, den 24ſten May.

Ich komme nun auf die Beſchreibung des Amphitheaters, welches ich vier Mal beſucht und wo ich volle acht Stunden zugebracht habe. — Es liegt in einer kleinen Ferne von der Stadt, am Abhange eines Hügels, der mit Olivenbäumen beſetzt iſt, an dem es ſo hinanläuft, daß es unten, wo der Boden am niedrigſten iſt, vier; oben, wo er am höchſten iſt, nur zwey Stockwerke hat. Man ſehe davon die Abbildung auf der erſten Kupferplatte, am Ende dieſes Bandes. Zwar iſt es nicht mehr ganz ſo vollkommen, wie man es hier ſieht, aber doch ſo wenig beſchädiget, daß man in der geringſten Entfernung die kleinen Verheerungen nicht bemerkt, die die Zeit hier und da gemacht hat.

Die vier Stockwerke ſind nicht mehr ſichtbar, indem das erſte jetzt unter der Erde ſteht. Ich werde aber in meiner Beſchreibung durchaus ſo davon reden, als ob alle viere noch zu ſehen wären. Die Seite, welche vier Stockwerke hatte, liegt ſo nahe am Waſſer, daß ſich die obern Theile darin abſpiegeln. Hier iſt der niedrigſte Abfall des Hügels. Die entgegengeſetzte, oder öſtliche Seite iſt alſo die höchſte, und auf dieſer hat das Amphitheater, wie ſchon geſagt worden iſt, nur zwey Stock-

werke. Auf den beiden Seiten, gegen Norden und Süden, wo es ſich denn hinaufzieht, iſt es folglich ſehr ungleich, ſo daß man, wenn man an demſelben hinangeht, zuerſt beynahe drey, dann nur zwey und zwey Drittel, und endlich kaum zwey und ein halb Stockwerk ſieht, bis es ſich zuletzt auf der höchſten Höhe, bloß in zwey verliert.

Manche reden nur von drey Stockwerken; allein es iſt wohl keinem Zweifel mehr unterworfen, daß dieſes Gebäude an der Weſtſeite wirklich viere hat. Denn erſtlich ſieht man da nicht nur alle drey Stockwerke, wie der Kupferſtich (Tab. II. Fig. 2.) ausweiſt, vollkommen über der Erde emporſtehen, ſondern man entdeckt auch den oberſten Theil des vierten, der freylich jetzt größtentheils unter der Erde vergraben iſt. Das aber, was noch davon hervorragt, ſcheint der oberſte Theil der Pfeiler zu ſeyn, die freylich nicht ſo niedlich ausſehen, wie die in den höhern Stockwerken, weil das, was der Erde am nächſten iſt, immer am meiſten beſchädiget wird. Die angeführte Abbildung, die aus dem Voyage pittoresque etc. genommen iſt, giebt alſo dieſe Pfeiler nicht gerade, wie ſie jetzt ausſehen, ſondern wie ſie urſprünglich geweſen ſeyn mögen. Daß zweytens dieſe Pfeiler das erſte Stockwerk ausmachten, und nicht der Grund des ganzen Gebäudes waren, ſcheint ziemlich klar zu ſeyn; denn wäre es bloß der Grund, ſo hätte man eine

dicke, ſolide Mauer gebaut, wie man gewöhnlich zu Grundlagen macht, nicht aber Pfeiler, denen man an der Arbeit es gar wohl anſieht, daß ſie einſt noch ſchöner und vollendeter waren, als ſie jetzt erſcheinen. — Ich war ſchon in meiner Meinung ſo ziemlich entſchieden, als ich, drittens, in dem angeführten Werkchen von Bergottin fand, daß die Engländer Stuart und Revet, welche da ziemlich tief gruben, die Sache geradezu entſchieden.

Wenn man vor dieſem Gebäude unten an der Weſtſeite ſtehet, ſo ſieht man, daß der Boden, auf dem das Ganze errichtet iſt, ſich rechts und links erhebt, und ſo allmählich ſteigt, bis er oben an der Oſtſeite, das erſte und zweyte Stockwerk nicht nur ganz unſichtbar macht, ſondern auch, auf der höchſten Höhe, einen Theil des dritten verbirgt. Man ſehe den Grundriß davon auf dem dieſem Bande angehängten Kupferſtiche Tab. II. Fig. 6. Ganz unten iſt die Weſtſeite; alſo oben die Oſtſeite. Rechts iſt Mittag, und links Mitternacht. In der Mitte ſieht man die Arena, mit dem Canale, der ſie umgiebt. Endlich ſind von außen die vier Vorſprünge angezeigt, deren ich nachher gedenken werde. Nun iſt nichts natürlicher, als beym erſten Anblicke zu denken, daß dieſer obere Theil allmählich verſchüttet worden iſt. Freylich findet man die Erhöhung des Bodens auch inwendig, und die Vertiefung, über die man bis an die Weſtſeite des

Gebäudes hinabgeht, beträgt an die vierzig Schuh ſenkrecht. Gleichwohl findet man auf dieſer Erhöhung, ſo wie überhaupt im ganzen Innern dieſes Amphitheaters, keine Spuren von Ruinen, nicht einen einzigen großen Bruchſtein, der herabgefallen wäre, wohl aber hin und wieder den nackten, natürlichen Felſen des Bodens. Die Engländer, welche graben ließen, ſtellten auch dieſen Punkt außer allem Zweifel; und entſchieden, daß dieſes Gebäude, oben auf der Oſtſeite, nie mehr als zwey Stockwerke hatte, daß der Baumeiſter ſich ganz von der Natur des Bodens leiten ließ, die natürliche Höhe des Felſens benutzte, wo er ſie fand, und da bloß zwey Stockwerke baute, wo mehrere nicht nöthig waren. So wie er weiter in die Tiefe hinabkam, mußte er allmählich zugeben, oder umgekehrt, er mußte von unten herauf bauen, um der Linie des Felſen jedesmal gleich zu kommen. Dadurch erhielt ſein Gebäude im unterſten Stockwerke das Anſehen, das man auf (Tab. II. Fig. 2.) findet. Die Pfeiler und Oeffnungen zwiſchen a und a gehören dem unterſten, oder erſten Stockwerke zu, welches jetzt faſt ganz unſichtbar iſt; die Pfeiler und Bogen zwiſchen b und b machen das zweyte Stockwerk aus; die zwiſchen c und c das dritte, und zwiſchen d und d liegt das vierte, oder Attiſche.

Die Erhöhung, die ſich zwiſchen allen dieſen Pfeilern und Bogen innerhalb der Ringmauer findet,

wäre denn ein Theil des natürlichen Hügels, der ſich von Abend gen Morgen erhebt, und von der Mitte der Arena an gerechnet, bis auf die oberſte Höhe an der Oſtſeite, auf vierzig Schuh in ſenkrechter Linie betragen möchte.

Uebrigens entſpricht der Kupferſtich (Tab. II. Fig. 2) einem doppelten Zwecke. Der Theil, welcher ganz in Schatten gehalten iſt, zeigt die allgemeine Anſicht des ganzen Amphitheaters; der Theil zur Linken aber, welcher nur in halbem Schatten ſteht, iſt die Abbildung eines der vier Vorſprünge, oder Bogen, die man auf dem Grundriſſe (Fig. 6.) an der Außenſeite der Ringmauer ſieht.

Die Form des ganzen Gebäudes iſt, wie alle Amphitheater, elliptiſch. Man ſehe den Grundriß davon (Tab. II. Fig. 6.) Die lange Linie in der Mitte zwiſchen N und S läuft zwiſchen Mittag und Mitternacht, und iſt, nach Caſſas, vier hundert Franzöſiſche Schuh lang; die kürzere zwiſchen Morgen und Abend, drey hundert und zwanzig Schuh.

Man werfe nochmals einen Blick auf den Kupferſtich (Tab. II.) In Figur 1 ſieht man, im Durchſchnitte, die Gänge und Päſſe, durch die man auf und abging, und die von außen in der Ringmauer nicht ſichtbar ſind. — Die dritte Figur ſtellt den Kranz des Attiſchen Stockwerks vor, mit den Oeff-

nungen, aus denen das Waſſer ablief. — Die vierte Figur und alles was ſich unter dieſer und unter Figur 3 befindet, zeigt die Kränze, Frieſen und verſchiedene Glieder, kurz, alle die architektoniſchen Verzierungen, die man in den verſchiedenen Stockwerken des Gebäudes ſieht. — Die fünfte Figur giebt den Canal, der um die Arena herumläuft, nebſt der Oeffnung, die man noch jetzt ſieht, die aber gröſstentheils verſchüttet iſt.

Ich zählte die Pfeiler und Bogen, woraus das dritte Stockwerk, welches, ſo wie das vierte, rings herum ſichtbar iſt, und fand zwey und ſiebzig Pfeiler, und eben ſo viele Oeffnungen, oder Bogen dazwiſchen. An der Weſtſeite ſind nehmlich, zwiſchen den beiden Vorſprüngen rechts und links, zwölf Pfeiler und eben ſo viele Bogen; das Nehmliche iſt an der Oſtſeite wiederholt. — In Süden und Norden ſind zwey groſse Oeffnungen, oder gröſsere Bogen, als die übrigen; auch ſind ſie (Tab. II. Fig. 6) in N und S angegeben. Rechts und links von dieſen gröſsern Bogen finden ſich neun Pfeiler und neun Oeffnungen auf jeder Seite, bis zu den zwey nächſten Vorſprüngen. Das Nehmliche iſt auf der andern Seite wiederholt. Dieſs wären alſo zuſammen ſechzig Pfeiler und Bogen. Von den Vorſprüngen hat jeder auch drey Pfeiler und drey Bogen in der Ringmauer, alſo zuſammen zwölfe. Folglich hat ein Stockwerk, das ganz ſichtbar iſt, zwey und ſiebzig Pfeiler, und eben ſo viele Bogen.

Ich fing an der Oſtſeite zu meſſen an, wo das dritte Stockwerk dem Boden gleich läuft, ja zum Theil unter demſelben begraben iſt: und da fand ich, daß drey Pfeiler und drey Bogen oder Oeffnungen allemal etwas mehr als funfzig Schuh hielten, als 50 6 — 50 8 — 50 10 ja ſogar 51. Einmal aber bekam ich auch nur funfzig. Bey der runden Zahl von funfzig blieb ich ſtehen, nahm das Drittel von zwey und ſiebzig (die Zahl der Pfeiler und Bogen) alſo vier und zwanzig, und multiplicierte damit funfzig, welches denn den ganzen Umfang von ein tauſend zwey hundert Schuh gab. Die einzelnen Zolle ſchlug ich, durch die Bank, auf jede funfzig Schuh zu ſechs Zoll an, und ſo bekam ich ein tauſend zwey hundert und zwölf Schuh. Da ich aber an der Oſtſeite mein Maß um das dritte Stockwerk herum nahm, auf der Weſtſeite hingegen das zweyte Stockwerk ganz ſichtbar iſt, ſo begriff ich leicht, daß der, der auf der Weſtſeite mißt, mehr herausbringen muß, als der auf der Oſtſeite, weil ein Amphitheater, um das untere Stockwerk herum gemeſſen, dicker iſt, als ein Stockwerk höher. Hierzu kam noch, daß der mittlere Bogen in Norden, ſowohl als der in Süden, breiter iſt, als die übrigen ſiebzig, und zwar faſt ſieben Schuh jeder. Ich hatte alſo für dieſe beiden Bogen oder Oeffnungen über dreyzehn Schuh hinzuzuſetzen, ſo daß ich einen Umfang von ein tauſend zwey hundert und fünf und zwanzig bekommen hätte.

Dieſe Umſtände bewogen mich, das ganze Gebäude von außen rings herum zu meſſen, und da bekam ich gerade ein tauſend zwey hundert und ſieben und dreyßig Engliſche Schuh.

Ich komme nun auf einige beſondere Beobachtungen, die zum Theil merkwürdig genug ſind, und unter andern einen neuen Beweis von dem abgeben, was ſchon verſchiedene Künſtler lange vor mir bemerkt haben, nehmlich: Wie gar ſorglos und nachläſſig die Alten über das kleinliche Detail waren, und wie wenig ſie die einzelnen Theile ihrer Gebäude mit der Linie und dem Zirkel abmaßen! Sie ſahen auf den allgemeinen Anblick und auf die Wirkung des Ganzen, und wußten gar wohl, daß kein Menſch die kleinen Ungleichheiten entdecken würde, ſo lange er ſich bloß auf ſein Auge verließ, und ihnen nicht ängſtlich nachmaß. Von welcher Seite ich auch das Amphitheater betrachtete, fand mein Auge vollkommene Symmetrie; ſo bald ich aber maß, fand ich, daß die von den Bogen oder Oeffnungen im dritten Stockwerke einer acht Schuh vier Zoll, ein anderer acht Schuh neun Zoll, und ein dritter neun Schuh Breite halten. Ich maß hierauf die Pfeiler im nehmlichen Stockwerke, und fand 1) fünf Schuh vier und ein viertel Zoll. — 2) ſechs Schuh drey Zoll. — 3) ſechs Schuh vier Zoll. Kurz, nicht zwey Gegenſtände waren einander vollkommen gleich. Nahm ich aber drey Pfeiler und drey Bogen

zuſammen, ſo war der Unterſchied auch nicht viel größer, denn ich bekam immer zwiſchen funfzig und ein und funfzig Schuh, wie ich weiter oben erinnert habe. — (Man weiß, welche Mühe es bisweilen einem Baukünſtler macht, die Metopen und Triglyphen des Doriſchen Frieſes ſo einzutheilen, daß ſie rein gegen einander aufgehen. In Stuarts Werke über Athen iſt ein Kupferſtich, auf dem ſich ein offenbarer Verſtoß gegen dieſe Regel findet. Alſo ein Beweis, daß die Griechen ſich auch darum nur wenig bekümmerten.)

Die äußere Ringmauer des Amphitheaters zu Pola hat vier verſchiedene Vorſprünge, die eine eigne Art von Logen geweſen ſeyn müſſen; entweder für Leute von einem beſondern Range, für Magiſtratsperſonen, oder vielleicht für die Veſtaliſchen Jungfrauen, wie man aus Stellen des Plinius und Sueton vermuthen kann. In einigen ſind höchſt wahrſcheinlich die Eingänge in das ganze Amphitheater geweſen. Dieſe Vorſprünge ſind auf Tab. II. Fig. 2. angegeben, wo ſie von außen an der Ringmauer ſehr deutlich zu ſehen ſind. (Es iſt der Theil von Figur 2, welcher im halben Schatten ſteht.) — Treten Sie in die Mitte der Arena, und richten Sie Ihr Auge nach Oſten! Da haben Sie denn links gegen Norden einen großen und auf jeder Seite neun gewöhnliche Bogen. Zur Rechten, gegen Mittag, haben Sie abermals einen großen

und auf jeder Seite neun gewöhnliche Bogen. Dann kommt ein Vorſprung in Nordoſt, und ein anderer in Südoſt. Zwiſchen den beiden Vorſprüngen ſind zwölf gewöhnliche Bogen. — Kehren Sie Sich nunmehr um, und ſehen Sie nach Weſten, und Sie werden in der andern Hälfte der Ellipſe das Nehmliche, und auf die nehmliche Art wiederholt finden.

Auch in dieſen Vorſprüngen habe ich den Baumeiſter ſehr fahrläſſig gefunden. Die Länge des einen iſt acht und dreyßig Schuh vier Zoll, die eines andern, vierzig Schuh, und ein dritter hält vierzig Schuh zehn Zoll. Der vierte iſt etwas beſchädiget, ſo daß er ſich nicht mit Beſtimmtheit meſſen ließ. — Die Tiefe dieſer Vorſprünge, d. h. die Ferne, um welche ſie vor dem übrigen Gebäude herausſtehen, iſt, der eine vier Schuh, der andere neun Schuh, der dritte neun Schuh ſechs Zoll. Dieſe auffallende Verſchiedenheit muß offenbar einen Zweck gehabt haben, und zeigt, daß nicht alle vier Vorſprünge die nehmliche Beſtimmung hatten.

Dieſe Vorſprünge, oder Logen ſind alle von außen angebracht, und machen inwendig von der elliptiſchen Linie keine Abweichung; doch iſt ihr Anſehen inwendig von dem übrigen Gebäude verſchieden, eben darum, weil, wie von außen, einige Bogen geſchloſſen ſind. Man ſehe dieſe geſchloſſenen

Bogen in Tab. II. Fig. 2. wo man finden wird, daß auch das Attiſche Stockwerk keine Oeffnungen hat. — Jeder dieſer Vorſprünge beſteht aus zwey Bogen von außen, und aus zweyen von innen, welche den äußern entſprechen. Ich habe acht dieſer Bogen gemeſſen, und gefunden, daß nicht zwey einander ganz gleich waren. Die größte Breite war dreyzehn Schuh ſieben Zoll, die geringſte, zehn Schuh vier Zoll.

Auf der Weſtſeite, wo das zweyte Stockwerk vollkommen über der Erde ſichtbar iſt, iſt das Meſſen von außen etwas umſtändlicher und beſchwerlich. Indeſſen maß ich einen Pfeiler und fand

Breite — —	7 Schuh	9 Zoll
Breite des daranſtoßenden Bogens	10 —	11 —
Alſo Pfeiler und Bogen	18 —	8 —

Folglich wären drey ſolcher Pfeiler und drey ſolcher Bogen, angenommen, daß ſie einander gleich ſind, ſechs und funfzig Schuh lang, während daß die größte Länge, die ich oben, nehmlich im dritten Stockwerke fand, nicht mehr als ein und funfzig Schuh betrug. Daher kommt denn der Unterſchied zwiſchen der Zahl ein tauſend zwey hundert und fünf und zwanzig, die ich durch Berechnung, und ein tauſend zwey hundert und ſieben und dreyßig, die ich durch wirkliche Meſſung fand.

Wegen der zirkelförmigen Geſtalt eines Amphi-theaters verſteht es ſich von ſelbſt, daß ein Pfeiler von außen gemeſſen, breiter iſt, als von innen. Von vier Pfeilern, die ich im unterſten ſichtbaren Stockwerke, alſo eigentlich im zweyten, inwendig maß, bekam ich folgende Breite:

1)	5	Schuh	4	Zoll
2)	5	—	6	—
3)	5	—	7	—
4)	5	—	11	—

Ich verglich nunmehr die ganze Dicke verſchiedener Pfeiler des zweyten ſowohl als des dritten Stockwerkes, und fand von fünf der erſtern folgenden Umfang:

1)	21	Schuh	8	Zoll
2)	21	—	11	—
3)	22	—	4	—
4)	22	—	6	—
5)	23	—	—	—

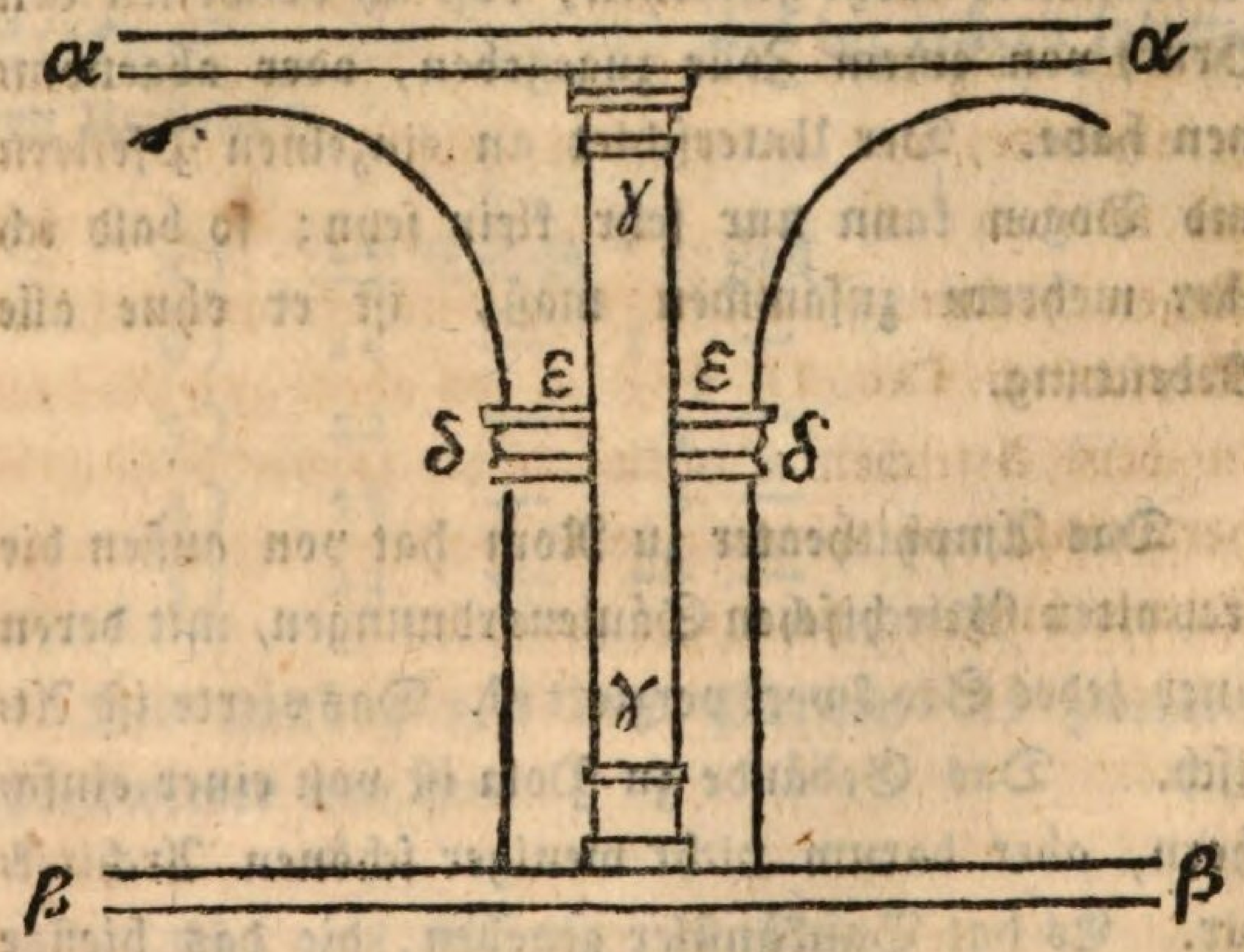
Der Umfang von vier Pfeilern des zweyten Stockwerkes war nur

1)	18	Schuh	10	Zoll
2)	18	—	10	—
3)	18	—	11	—
4)	19	—	4	—

Sie werden bemerken, daß ſich bey dieſen Maßen keine Brüche von Zollen befinden! Ich habe mit Fleiß nicht darauf geachtet. Sie begreifen leicht, daß an einem Gebäude, das doch immer 1700 Jahre alt ſeyn muß, die Ecken der Werkſteine hin und wieder verwittert ſeyn, oder daß ſie ihre Schärfe verloren haben müſſen. In der That war mein beſtändiges Wunder — nicht, daß ſie die Schärfe verloren haben, ſondern daß ſie noch ſo viel davon hatten. Hin und wieder mußte ich alſo das Augenmaß zu Hülfe nehmen, oder einen Stab anſetzen, wenn der Fleck, an den das Meßband angelegt werden ſollte, verwittert war: und da konnte es wohl geſchehen, daß ich bisweilen den Bruch von einem Zolle zugegeben, oder abgenommen habe. Der Unterſchied an einzelnen Pfeilern und Bogen kann nur ſehr klein ſeyn; ſo bald ich aber mehrere zuſammen maß, iſt er ohne alle Bedeutung.

Das Amphitheater zu Rom hat von außen die drey alten Griechiſchen Säulenordnungen, mit deren einer jedes Stockwerk verziert iſt. Das vierte iſt Attiſch. Das Gebäude zu Pola iſt von einer einfachern, aber darum nicht weniger ſchönen Architektur. Es hat Baukünſtler gegeben, die das hieſige dem Römiſchen vorzogen. Hier iſt jedes Stockwerk von einem einfachen Kranze verziert, und an jedem Pfeiler läuft, von einem Gebälke des Gebäudes

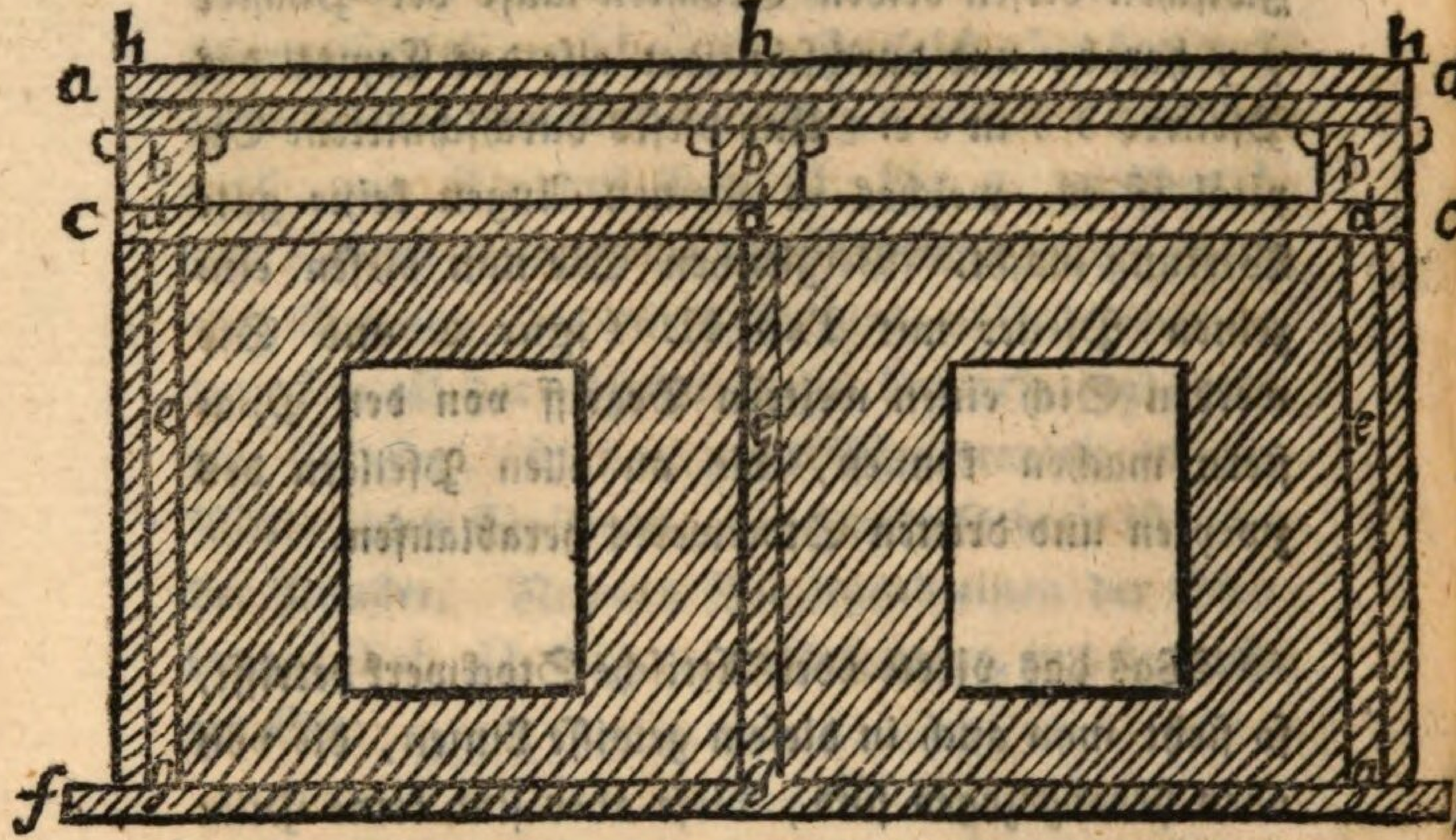
zum andern, ein Doriſcher Pilaſter herab, der mit ſeinem Capitál verſehen iſt. Zugleich aber hat auch jeder Pfeiler, worauf die Bogen ruhen, ſein Capitál, wie Sie auf Tab. II. Fig. 2. zwiſchen b und b ſehen können. Dieſer Umſtand macht jedoch eine Störung, die mir nicht ganz gefállt; denn da das Capitál der Pfeiler mehr hervorſpringt, als die Pilaſter, ſo hat jedes Pfeilercapitál in der Mitte einen Einſchnitt, der gerade ſo breit iſt, als der Pilaſter. Nehmen Sie irgend einen der Pfeiler auf Tab. II. Fig. 2. insbeſondere, und beobachten Sie



den Unterbalken über demſelben α α, ſo wie das Gebálke des darunter ſtehenden Stockwerks β β.

Zwiſchen dieſen beiden Gebälken läuft der Pilaſter γ γ herab, und durchſchneidet alſo das Capitäl des Pfeilers δ δ in ε ε. Und dieſes durchſchnittene Capitäl iſt es, welches in meinen Augen keine gute Wirkung macht. Vergleichen Sie nun dieſen einzelnen Pfeiler mit Tab. II. Figur 2. und Sie werden Sich einen weitern Begriff von den Pilaſtern machen können, die an allen Pfeilern des zweyten und dritten Stockwerks herablaufen.

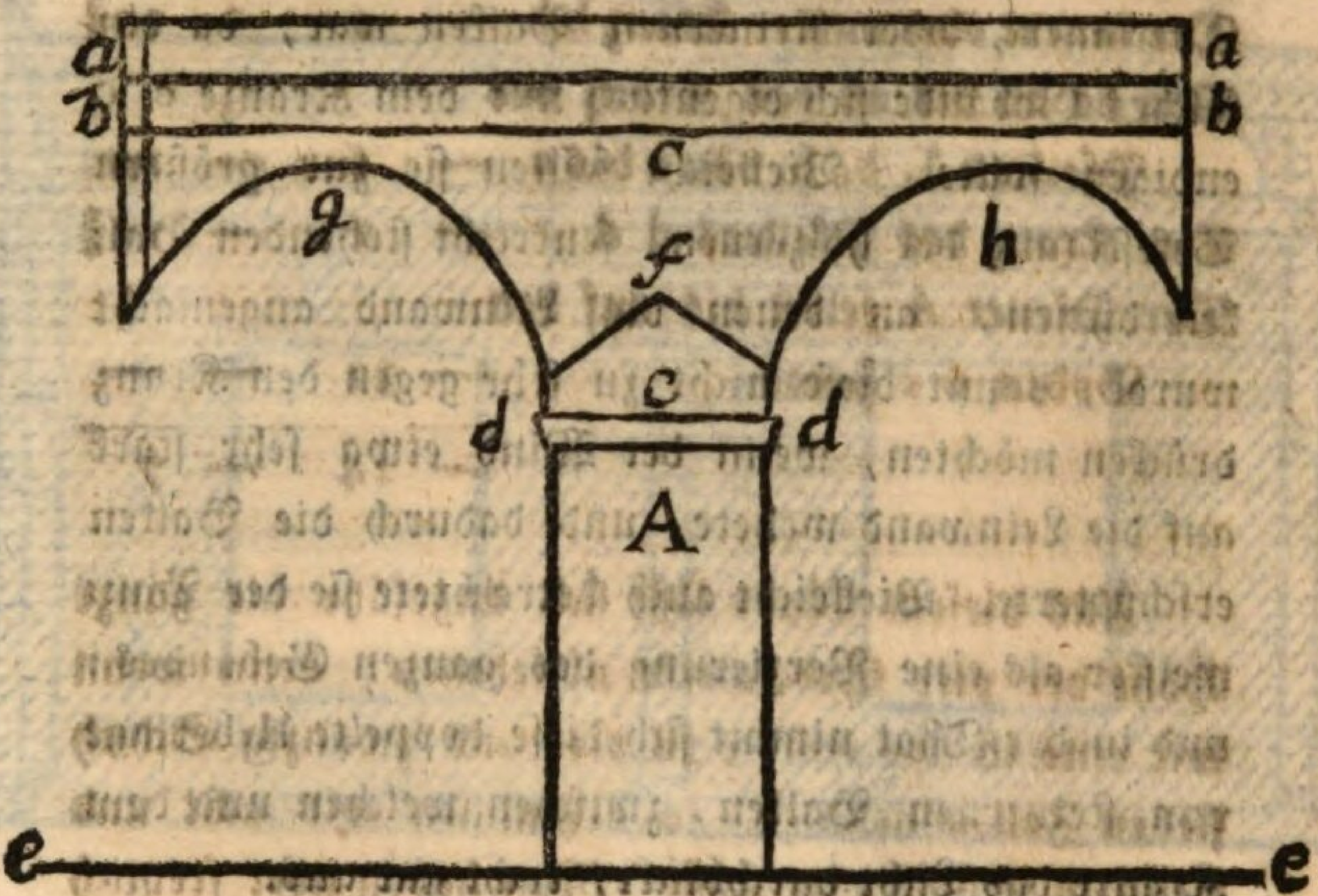
Was das vierte oder Attiſche Stockwerk betrifft, ſo ſieht man auch in dieſem gewiſſe Linien, die von oben herabgezogen ſind; dieſe aber ſind keine Pilaſter, ſondern die Einſchnitte in den Stein, in welchen die hölzernen Balken liefen, die man von oben herabſteckte, und woran jene großen Tücher befeſtiget wurden, die die Zuſchauer gegen Sonne und Regen deckten. Man ſehe den oft angeführten Kupferſtich Tab. II. Fig. 2. wo oben zur Rechten in dem Attiſchen Stockwerke ein ſolcher Einſchnitt herabläuft, in welchem die Balken, an denen die Tücher hingen, befeſtiget wurden.



Dieſe hölzernen Balken wurden durch die oberſten ſteinernen Querbalken a a in h h h herabgelaſſen, liefen durch b b b und dann durch den Kranz c c in d d d. Hier wurden ſie ſichtbar, und liefen nun in den Einſchnitten e e e hinab, die man noch jetzt ſehr deutlich ſieht, bis ſie endlich das Gebälke des nächſten Stockwerkes f f berührten, wo ſie in g g g aufruheten. — In dem obern Vorſprunge des Kranzes c c ſieht man noch ſehr deutlich die Löcher, durch welche die Balken herabliefen; aber die ſteinernen Querbalken a a, welche ſich über den Kranze c c erhoben und auf Pfoſten ruheten, deren Sie in der obigen Zeichnung drey ſehen, nehmlich b b b, ſind zum Theil zerſtört.

Ich weiß nicht, was eigentlich der Zweck dieſer Querlagen, oder ſteinernen Balken war, da ein ſolches Gebäude ſich eigentlich mit dem Kranze c c endigen ſollte. Vielleicht ſollten ſie zur größern Befeſtigung der hölzernen, ſenkrecht ſtehenden Balken dienen, an denen die Leinwand angemacht wurde, damit dieſe nicht zu ſehr gegen den Kranz drücken möchten, wenn der Wind etwa ſehr ſtark auf die Leinwand wehete, und dadurch die Balken erſchütterte. Vielleicht auch betrachtete ſie der Baumeiſter als eine Verzierung des ganzen Gebäudes: und in der That nimmt ſich dieſe doppelte Ueberlage von ſteinernen Balken, zwiſchen welchen und dem Kranze das Licht durchblickt, recht gut aus.

Ich wünſchte nun auch die Höhe des zweyten, oder des unterſten ſichtbaren Stockwerks an der Weſtſeite zu wiſſen, und fand ſie mit ihrem doppelten Kranze vier und zwanzig Schuh ſieben Zoll.



Hier haben Sie die ganze Höhe des zweyten Stockwerkes mit ſeinem doppelten Kranze, welcher ſo gemacht iſt, daß der Vorſprung auf der Außenſeite dem inwendigen nicht entſpricht, indem der letztere gerade unter jenem läuft, ſo daß, wenn man beide im Profil durchſchnitte, man folgende Anſicht

bekommen würde.

Bemerken Sie zuerſt den obern, oder äußern Kranz a a

welcher in der Höhe enthält	Schuh	1	Zoll	$11\frac{1}{2}$
Der innere oder untere Kranz b b	—	1	—	$10\frac{3}{4}$
Von da an bis an den Kranz des Pfeilers A, d. h. von c bis c	—	6	—	10
Der Kranz des Pfeilers d d	—	1	—	$10\frac{3}{4}$
Der Pfeiler A ſelbſt bis auf den Boden e e herab	—	12	—	—
	—	24	—	7

Aus dieſem Maße läßt ſich ungefähr die ganze Höhe der vier Stockwerke abnehmen; denn wenn wir eins in das andere zu vier und zwanzig Schuh ſieben Zoll annehmen, ſo bekommen wir acht und neunzig Schuh vier Zoll. Nun haben aber freylich die verſchiedenen Stockwerke nicht einerley Höhe, und das Attiſche iſt niedriger, als irgend eins der andern; da aber dieſes durch den vorhin beſchriebenen Aufſatz über dem Kranze einen beträchtlichen Zuwachs erhält, ſo bekommt es dadurch eine Höhe, die mit den übrigen, da ich im Durchſchnitte rechne, zu gleichem Maße angenommen werden kann. Und ſo wird es ſich finden, daß die von Bergottin angegebene Höhe „circa cento piedi“ (gegen, oder ungefähr hundert Schuh) ſo ziemlich die wahre ſeyn wird.

Bey dieſer Gelegenheit muß ich erinnern, daß der Zeichner, nach welchem Tab. II. Fig. 2. geſtochen iſt, nicht nach wirklichen Ausmeſſungen ver-

fahren, ſondern bloß ſeinem Auge getraut zu haben ſcheint, denn auf dem angeführten Blatte (Fig. 2.) iſt das dritte Stockwerk gar viel höher, als das zweyte, und die Pfeiler ſowohl als die übrigen Theile des erſten Stockwerkes ſind nicht nach dem verjüngten Maßſtabe gemacht, wie ſich ein jeder ſelbſt überzeugen kann, der ſich die Mühe nehmen will, meine angegebene Ausmeſſung mit dem Kupferſtiche zu vergleichen. Die Pfeiler auf dem Kupferſtiche ſind ſo niedrig, daß ſie die Grazie verlieren, die ſie in der Natur in einem hohen Grade haben.

Bemerken Sie den Stein, der über dem Kranze des Pfeilers A liegt, und den ich oben in der Spitze mit dem Buchſtaben f bezeichnet habe. Er dient natürlich bey allen Pfeilern zur Grundlage von zwey Bogen, nehmlich des Bogens g und h. Dieſen Stein ließ der Baumeiſter allemal aus einem einzigen Stücke hauen, wenigſtens habe ich von dieſer Regel keine Ausnahme gefunden, und ich habe gewiß an die funfzig Pfeiler auf das ſorgfältigſte unterſucht. Ueberhaupt iſt die Pracht dieſer Werkſtücke außerordentlich, und ich glaube, man kann mit Wahrheit ſagen, daß ſich in dieſem ganzen Gebäude kein kleiner Stein findet. In dieſer Rückſicht kommt das Römiſche Amphitheater dem hieſigen nicht gleich. Hier ſehen Sie von unten bis oben

nichts als große Steinblöcke, ja die ganze Dicke vieler Pfeiler beſteht aus einem einzigen Werkſtücke. Und ſolche findet man ſelbſt in dem unterſten ſichtbaren Stockwerke, wo die Pfeiler doch an die neunzehn Schuh und drüber im Umfange haben. In dem dritten Stockwerke habe ich oft zwey, drey ſolcher Blöcke über einander bemerkt, die alle aus einem Stücke waren, oder, mit andern Worten, deren Umfang die ganze Dicke des Pfeilers machte. Wo aber das nicht der Fall iſt, ſo findet man doch immer nur zwey Steine und nie mehr, wenigſtens wird ſehr ſelten eine Ausnahme hiervon Statt haben.

Ein ganzer Bogen, d. h. von dem Kranze eines Pfeilers bis zum Kranze eines andern, beſteht aus nicht mehr als neun, zehn, oder höchſtens elf Werkſtücken; die mehreſten aus zehn, nur wenige haben elfe, ſo wie die von neun auch etwas ſelten ſind. Sie gehen alle durch die ganze Tiefe des Bogens. — Einer dieſer Steine, nehmlich der, welcher über dem Kranze des Pfeilers liegt, bedeckt allemal den ganzen Pfeiler, wie ich ſchon erinnert habe, ſo daß die beiden Bogenlinien, die von jedem Pfeiler auslaufen, allemal auf dem nehmlichen Steine ruhen.

Je mehr ich dieſes prächtige Denkmahl des Alterthums betrachtete, und je länger ich mich

damit beſchäftigte, deſto mehr entdeckte ich, und bey jedem wiederholten Beſuche ſah ich etwas, das mir vorher entgangen war. Hier ſind noch einige kleine Bemerkungen dieſer Art. —

Mörtel zwiſchen den Steinen habe ich nirgends entdecken können. Auch da, wo es mir ſchien, daß ich welchen ſähe, fand ich, daß die Steine ſo dicht an einander lagen, daß ich kaum glauben kann, daß man je Mörtel dazwiſchen einſtreichen konnte. Das, was ich ſah, und was mancher für eine fremde Materie halten möchte, mag wohl nichts anders ſeyn, als eine Bindelinie, welche zwiſchen zwey Steinen ſich zeigt, die ſich Jahrhunderte lang in allen Punkten ſcharf berührt haben. Es iſt, als wenn der eine dem andern von ſeinem Weſen etwas mittheilte, ſo daß durch dieſe Miſchung von zwey Steinen eine feine Linie erzeugt wird, die für ſich zu beſtehen ſcheint, wirklich aber beiden angehört. — Aber durch Metall ſcheinen dieſe ungeheuern Blöcke mit einander verbunden geweſen zu ſeyn; wenigſtens ſchließe ich das aus den vielen Löchern, die ich hin und wieder ſah, und die nicht durch die Zeit entſtanden, ſondern von Menſchenhänden gemacht ſind, welche vermuthlich das Eiſen herausnahmen, oder wenigſtens darnach ſuchten. An dem Denkmahle der Sergiſchen Familie, oder, wie man hier ſagt, der Porta-aurea,

bemerkte ich noch an zwey Orten kleine Eiſen, deren jedes zwey Steine verband. Es iſt bekannt, daß die größern Steine des Römiſchen Amphitheaters auf eben dieſe Art durch Metall verbunden waren, das aber die Barbari, wie die Römer ſagen, oder wahrſcheinlicher die Römer ſelbſt, die ſich in dieſer Rückſicht als die größten Barbaren zeigten, nach und nach herausgenommen haben.

In dem Kranze des Attiſchen Stockwerks bemerkte ich am äußern Rande eine Menge Löcher, welche wohl zu nichts anderm gedient haben können, als dem Regen einen Ablauf zu geben und ihn zu hindern, in das Innere des Gebäudes zu laufen. Man ſieht davon eine beſondere Abbildung in dem oft angeführten Kupferſtiche Tab. II. Fig. 3. Die Tiefe des Attiſchen Kranzes mag etwa vier Schuh ſeyn.

Alles, was ich bisher von dieſem ſchönen und prächtigen Gebäude geſagt habe, betrifft bloß ſeine äußere Ringmauer! Nun hatten aber alle Amphitheater auch innere Ringmauern, deren eine in der andern ſtand, und wovon die folgende innere allemal niedriger war, als die vorhergehende. Nehmen Sie das Römiſche oder Veroneſiſche, zerſchneiden Sie es von einem Ende zum andern, und Sie werden drey innere

Ringmauern bekommen, deren eine in der andern ſtand, und auf welchen die Bogen ruheten, die die Sitze trugen, worauf die Zuſchauer ſaßen.

Dieſe Sitze gingen rings in dem ganzen Zirkel des Gebäudes herum, ſo daß kein Zuſchauer dem andern im Wege war, und jeder frey in die Arena hinabſehen konnte, welche in der Mitte war, und von der niedrigſten Ringmauer eingeſchloſſen wurde. Zwiſchen den verſchiedenen Bogen waren Treppen angebracht, in denen die Zuſchauer hinaufſtiegen, und dann in horizontalen Gängen durch die Oeffnungen heraus kamen.

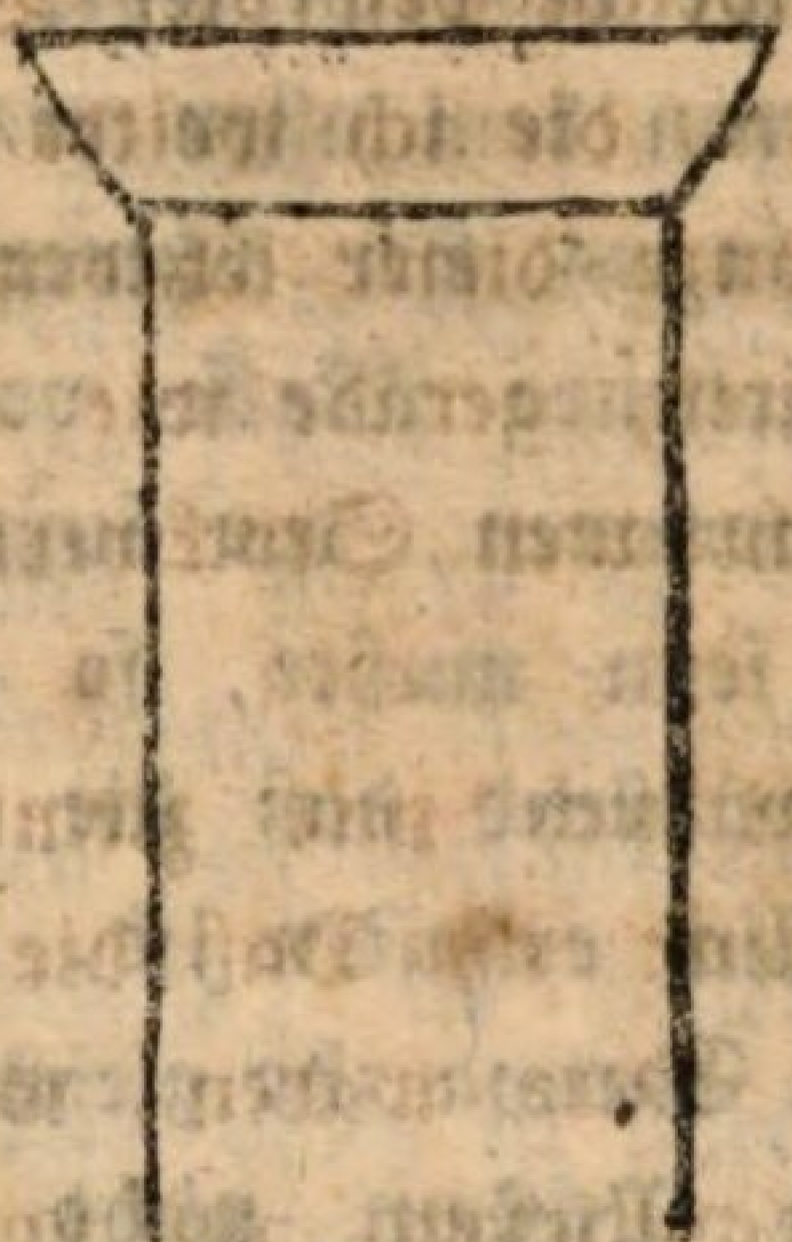
Auf der niedrigſten Ringmauer war ein eiſernes Geländer, das rings herum lief, die Zuſchauer gegen das Herabfallen ſicherte, und zugleich die wilden Thiere verhinderte, aus der Arena auf die Sitze zu ſpringen, welche der Arena zunächſt und alſo die niedrigſten waren. Die Thiere verſuchten das bisweilen, wenn ſie ſich unten nicht mehr zu retten wußten. —

Von dieſen innern Ringmauern, und den Bogen, die darauf ruheten, ſteht im Römiſchen Amphitheater, obſchon zerſtört, noch ſo viel, daß man aus den Trümmern etliche Palläſte erbauen könnte. In dem zu Capua iſt noch vieles übrig,

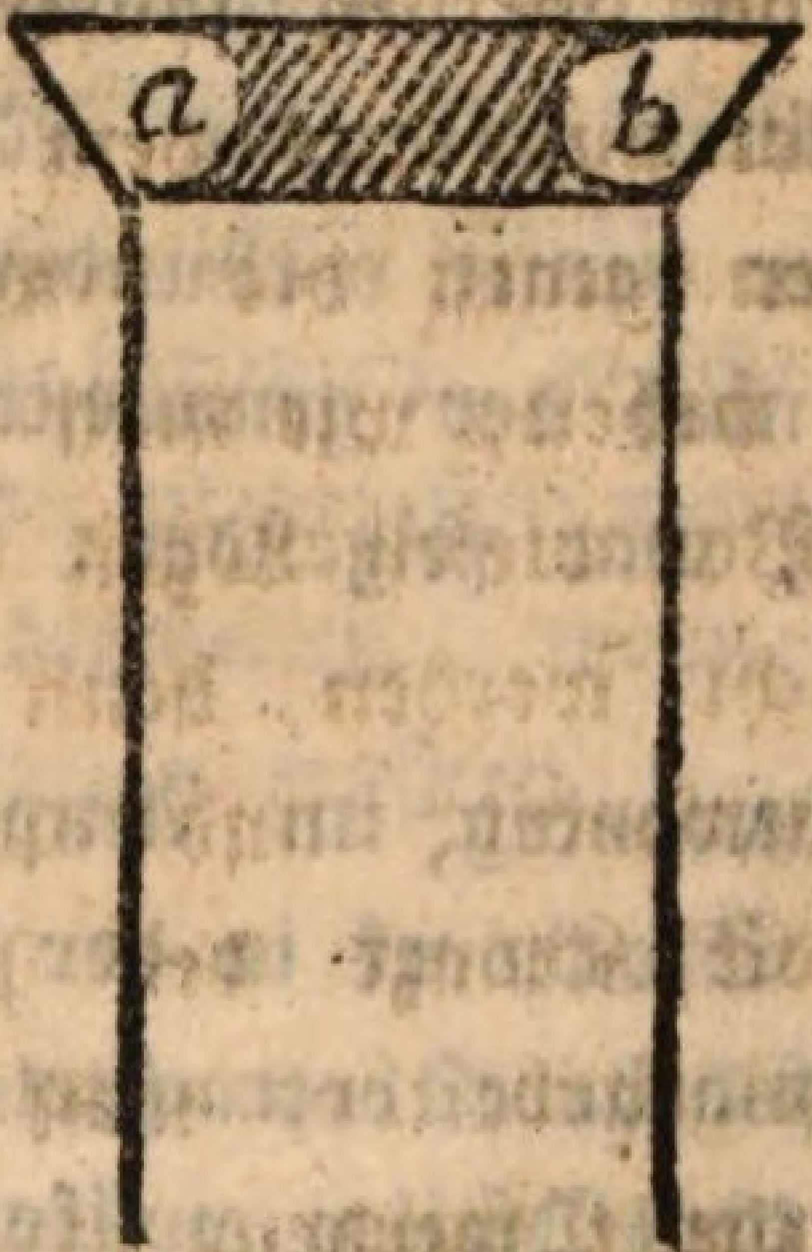
und in dem Amphitheater zu Verona iſt dieſer innere Theil ſo ganz erhalten, daß ſogar die Sitze exiſtiren, welche die Stadt beſtändig in baufälligem Stande erhalten läßt. Zu Pola hingegen ſieht man von dem allen nicht die geringſte Spur! Nun läßt es ſich ſchwerlich annehmen, daß eine ſo ungeheure Maſſe von Mauerwerk, die, zuſammengenommen, der äußern Ringmauer mehr als gleich ſeyn mußte, ſo ganz vernichtet worden wäre, während daß die äußerſte Ringmauer ſo vortrefflich erhalten iſt, daß kein altes Gebäude in ganz Europa ihr gleich kommt, ſelbſt die Tempel von Päſtum nicht ausgenommen. Gleichwohl findet ſich nicht die geringſte Spur von Ruinen, keine Mauern, Steine, oder Bruchſtücke irgend einer Art, und, was noch mehr iſt, man ſieht auch an der Ringmauer kein Zeichen, daß zu irgend einer Zeit eine Mauer daran geſtoßen habe, oder damit verbunden geweſen wäre. Alles, was ich nach der genaueſten Unterſuchung bemerken konnte, war folgendes:

Wenn ich inwendig im Amphitheater ſtand, und das zweyte Stockwerk in der Weſtſeite, d. h. das erſte jetzt ſichtbare betrachtete, ſo fand ich, daß die Kränze der Pfeiler vollkommen ausgearbeitet waren; unterſuchte ich aber dieſe Pfeilerkränze in dem nächſten darüber ſtehenden Stockwerke, ſo fand ich ſie bloß ein Stück rechts und

links ausgearbeitet, der mittlere Theil aber war roh gelaſſen. Anſtatt alſo, daß ſie ſo



ausſehen ſollten, erſchienen ſie folgender Maßen,



und waren auf der hier ſichtbaren Fläche nur in a und b ausgebreitet, der mittelſte, hier ſchat=

tirte Theil aber war ganz roh gelaſſen. So bald ich dieſes bemerkte, unterſuchte ich einen Pfeiler nach dem andern, und fand keine Ausnahme, als nur an denen, welche den vier Vorſprüngen oder Logen entſprachen, die ich weiter oben beſchrieben habe. Die Kränze dieſer letztern waren vollkommen ausgearbeitet, gerade wie an den Pfeilern des unterſten ſichtbaren Stockwerkes.

Hieraus läßt ſich mit ziemlicher Gewißheit zweyerley ſchließen: 1) Daß die unausgearbeiteten Pfeiler die Orte waren, wo die Grundlage und die Bogen anſtießen, auf welchen die Stufen oder Sitze ruheten; 2) daß die vier Vorſprünge, oder Logen wenigſtens zum Theil für Perſonen waren, welche von dem großen Publikum nicht geſehen werden ſollten. Dieſer letztere Umſtand erhellet auch aus dem ganzen Anſehen, das dieſe Logen gegen die inwendige Seite des Amphitheaters haben, wie man noch jetzt deutlich ſehen kann. Vor dieſen Logen durften alſo keine Sitze angebracht werden, denn man hätte ihnen die Ausſicht verſperrt; und aus der nehmlichen Urſache ſind die Kränze der Pfeiler, die ſich da zeigen, ausgearbeitet, weil ſie hier von keinen Sitzen verdeckt werden.

Daß aber in dem untern ſichtbaren Stockwerke die Kränze aller Pfeiler ausgearbeitet ſind, beweiſt,

daß das nicht der Ort war, wo die Subſtructionen der Sitze an die Ringmauer ſtießen, ſondern daß dieſe Pfeiler ſammt ihren Capitälern frey ſtanden, und daß längs ihnen die große Gallerie, oder der Bogengang hinlief, welcher ſich zwiſchen der erſten und zweyten Ringmauer befand.

Da nun zu Pola von allen innern Ringmauern, Bogen und Sitzen nicht die geringſte Spur mehr vorhanden, auch an der großen Ringmauer keine Zeichen zu ſehen ſind, daß zu irgend einer Zeit Mauern daran geſtoßen hätten, ſo mache ich ganz natürlich den Schluß, daß das ganze innere Gebäude von Holz war.

Wir wiſſen, daß die älteſten Amphitheater ganz von Holz gebaut waren, und daß Statilius Taurus, wenn ich nicht irre, zu Auguſts Zeiten, zuerſt die ſteinernen einführte. Und da im gegenwärtigen Falle ſo vieles dahin zu deuten ſcheint, ſo ſehe ich nichts beſonderes darin, daß man nur die äußerſte Ringmauer, welche allein in die Augen fällt, von Stein, das Uebrige aber von Holz erbauete.

Hiervon muß ich jedoch die innerſte und niedrigſte Ringmauer ausnehmen, d. h. die, welche die Arena unmittelbar umgab. Dieſe ſcheint von Stein, oder aus dem lebendigen Felſen gehauen

geweſen zu ſeyn, wahrſcheinlich beides, nehmlich auf der Weſtſeite, welche die niedrigſte war, gemauert, und auf der Oſtſeite in den Felſen gehauen. Noch ſieht man einen Theil des obern Umfanges dieſer innerſten Ringmauer, welche offenbar den Umfang der Arena anzeigt, und gleich hinter derſelben ſind Oeffnungen, welche in unterirdiſche Behältniſſe führen, wo vermuthlich die wilden Thiere und alle diejenigen, die in der Arena fochten, aufbewahrt wurden. Man ſehe den innern Umfang auf Tab. II. Fig. 6. und den unterirdiſchen Canal in Fig. 5. Ob aber das, was man da ſieht, wirklich die innerſte Ringmauer, oder bloß ein Mauerwerk war, welches die Arena einſchloß, und hinter welchem erſt die Mauer kam, auf welcher die erſten Bogen und niedrigſten Sitze ruheten, getraue ich mich nicht zu entſcheiden. — Mehrere Leute ſind in dieſen unterirdiſchen Höhlen geweſen, und ich kenne ſelbſt jemanden zu Rovigno, der mich verſichert hat, daß er vor vier Jahren mit mehreren jungen Leuten hinabkroch, und daß die Oeffnung ihn in Behältniſſe führte, die von der Größe eines mäßigen Zimmers waren. — Da von dieſen Zimmern oder Höhlen bey andern Amphitheatern nichts Ganzes oder Offenes mehr zu ſehen iſt, ſo hätte ich wohl gewünſcht, ſie näher zu unterſuchen; allein, außerdem daß der Eingang ſo verſchüttet iſt, daß ein erwachſener

Mann auf dem Bauche kriechen müßte, verſicherte man mich noch überdieß, daß die Luft jetzt ſo ſchlecht ſey, daß kein Licht und keine Fackel darin brennen wolle. Man müßte zuerſt einen Theil des Schuttes herausgraben, dann ein paar Tage warten, und etwas Holz darin verbrennen, um die Luft zu reinigen.

Dieſe innerſte Ringmauer, oder dieſer verdeckte Canal, der um die Arena herumgeht, ſcheint oben mit zugehauenen Werkſteinen belegt geweſen zu ſeyn, wenigſtens ſah ich noch davon das Segment eines Bogens, welcher ſehr deutlich die elliptiſche Linie anzeigte.

Außerdem erzählt man noch, daß dieſe unterirdiſchen Kammern ſich in mehrere Gänge verlören, und zu andern Behältniſſen führten, welche mehrere Meilen weit gingen. Man hat darüber mancherley Vermuthungen; allein da die Erzählungen, die ich davon hörte, etwas in das Fabelhafte fielen, und dieſe Gänge mit dem eigentlichen Gebäude des Amphitheaters weiter nichts zu thun haben, ſo enthalte ich mich aller Urtheile und Muthmaßungen darüber. Einige dieſer Behältniſſe ſollen ganz aus dem Felſen gehauen und einige ſehr geräumig und anſehnlich ſeyn.

Vergottin erzählt in ſeiner angeführten Abhandlung, daß die Engländer Stuart und

Revet im Jahre 1770 ſich zwey Monate hier aufgehalten, und ohne Unterlaß hätten graben laſſen. Gleichwohl erinnere ich mich nicht, daß die Reſultate ihrer Beobachtungen je erſchienen wären. Wenn es wahr iſt, daß von dem berühmten Werke dieſer beiden Künſtler, das bisher bloß von Griechenland handelt, ein vierter Theil erſcheinen ſoll, ſo bekämen wir vielleicht auch die Alterthümer von Pola, welches ſehr zu wünſchen wäre, da die Genauigkeit und Wahrheitsliebe dieſer Männer anerkannt iſt. — Ihren Bemerkungen zu Folge ſoll das Amphitheater zu Pola an der Weſtſeite gegen hundert Schuh hoch ſeyn. Die Länge gaben ſie zu vier hundert und ſechs und zwanzig, und die Breite zu drey hundert und fünf und dreyßig Schuh an. 1) „Es beſteht, ſagt Vergottin, aus vier ordini oder Stockwerken, und nicht aus drey, wie ſich einige eingebildet haben; denn der ganze Theil, der unter der Erde verſteckt liegt, wurde durch das Graben entdeckt, das die genannten Engländer zwey Monate lang hier veranſtalteten, und wobey ſie weder Mühe noch Koſten ſparten. Sie maßen alles genau, und entwarfen getreue

1) Wenn man bedenkt, daß der Engliſche Schuh ungefähr $\frac{1}{16}$ kleiner iſt, als der Franzöſiſche, ſo wird man finden, daß dieſe Zahlen mit Caſſas Angabe ſo ziemlich übereinſtimmen.

Zeichnungen. Auf der obern Seite giebt es keine Stockwerke, als die beiden, welche man ſieht."

Auf dem Adriatiſchen Meere,
den 26ſten May 1799.

Außer dem Amphitheater hatte Pola auch ſein Theater; allein dieſes iſt ſo ganz verſchwunden, daß man jetzt nur aus der Form des Bodens noch ſieht, wo es geſtanden hat. (Ich wunderte mich daher nicht wenig in dem Voyage pittoresque de l' Istrie et de la Dalmatie etc. eine vollſtändige Abbildung von dieſem Theater zu finden. Natürlich wird Herr Caſſas, wenn er in der zweyten Hälfte ſeines Textes die Beſchreibung der Alterthümer giebt, uns wiſſen laſſen, woher er dieſe Zeichnung hat.)

Man redet und ſchreibt auch von antiken Bädern zu Pola! Daß welche dort geweſen ſind, glaube ich gern; aber erfahren konnte ich nichts darüber. Diejenigen, an die ich mich deßwegen wendete, wußten nichts davon, und ein Franzöſiſcher Geiſtlicher, den ich dort kennen lernte, ſagte mir, er habe ſich ſchon lange Zeit zu Pola aufgehalten, und er ſuche noch dieſe Stunde den Ort, wo die Bäder geſtanden haben.

Eben ſo mag es ungefähr auch mit der Purpurfärberey ſeyn, die ſich zu Pola, oder in

der Nähe befunden haben ſoll. Der Graf Carli gedenkt einer Aufſchrift, die nicht weit von Punta Barbariga, welche auch Punta Ciſſana hieß, gefunden worden iſt. [2])

2) D. M.
Q. C. Petronio M. C. Petrni VII.
F. VI. Viro Aug.
Proc. Baphii. Ciſsae. Hiſtriae.
Colleg. Purp. Ciſsens.
Hiſtriae Patrono.
F. Corn. Cryſomalus. Purpurarius.
Aug. Lib.

Nun wiſſen wir, daß die Aufſeher dieſer Färbereyen procuratores Baphii purpurarii hießen. Es ſcheint alſo, daß Titus Corn. Cryſomalus, der ſelbſt mit der Färberey zu thun hatte, weil er ſich purpurarius nennt, dieſe Aufſchrift dem Quintus Cajus Petronius ſetzte, welcher Procurator Baphii zu Ciſsa in Hiſtria war. Da nun dieſe Aufſchrift nicht weit von der punta Ciſsana gefunden worden iſt, und Petronius ausdrücklich procurator Baphii Ciſsae Hiſtriae, und noch überdieß Collega purpurarius Ciſsenſis genennt wird, ſo läßt ſich freylich daraus vermuthen, obſchon nicht mit Gewißheit ſchließen, daß die Färberey zu Ciſſa war. Die jetzige punta Ciſsana iſt neun Meilen von Pola.

Die Citadelle von Pola iſt ein merkwürdiges, und in ſeiner Art prächtiges Gebäude. Sie liegt auf einer mäßigen Anhöhe über der Stadt, und iſt ſehr klein; aber es giebt gewiß wenig Feſtungen von einer ſo ſchönen Arbeit, die wirklich vieles von dem ächten Gepräge der Bauart der Alten hat. Sie beſtehet aus lauter großen Werkſtücken, die mit ungewöhnlicher Präciſion zugehauen und zuſammengeſetzt ſind. Man ſagt, es wären zum Theil die Steine des alten Theaters, welches nicht nur durch Alter und Vernachläſſigung, ſondern vorzüglich durch einen Sturm zu Grunde gerichtet worden iſt, der ſo heftig geweſen ſeyn ſoll, daß er große Steine in eine beträchtliche Ferne geſchleudert habe. Demungeachtet würden noch Reſte geblieben ſeyn, wenn die Venezianer nicht die Steine gebraucht und vermuthlich rein aufgeräumt hätten. Die mehreſten dieſer Werkſtücke vom alten Theater ſollen gegen zwey tauſend Pfund, und die übrigen tauſend und drüber gewogen haben.

Ich kann den großen Zweck nicht abſehen, den man mit dieſer Citadelle erreichen konnte, da ſie nicht unmittelbar am Adriatiſchen Meere ſteht, für eine Grenzfeſtung zu klein, Pola ſelbſt aber ſchon ſeit Jahrhunderten ein unbedeutender Ort iſt. Auch hat man ſie ſchon längſt vernachläſſiget, und der obere Theil iſt verfallen. Aber die

Hauptmauern trotzen der Zeit, und werden ſich noch lange in ihrer Schönheit erhalten, wenn man ſie nicht gewaltſam und vorſetzlich zerſtört. — Oeſtreich hält jetzt ein paar Soldaten darin. Ich mußte lächeln, daß niemand ohne die Erlaubniß des zu Pola commandirenden Officiers hineingelaſſen wird. Dieſe kleine Feſtung iſt für Oeſtreich ohne alle Bedeutung; allein ich habe ſchon oft angemerkt, daß keine Profeſſion, ſelbſt die Gelehrten nicht ausgenommen, ſo viel Pedanterey hat, als die militäriſche.

Außer den beſchriebenen giebt es zu Pola noch mancherley Alterthümer von der kleinern Art. In einer Römiſchen Stadt, die ſo beträchtlich war, wie dieſe geweſen ſeyn muß, wird häufig etwas ausgegraben: und da der Ort außer aller Verbindung mit der übrigen civiliſirten Welt iſt, und höchſt ſelten ein Fremder dahin kommt, ſo hat das Gefundene wenig oder keinen Werth. Jemand bauet, gräbt einen Keller, oder legt den Grund zu einem Hauſe, und findet Frieſen, Kränze, ganze Capitäler, Basreliefs, Kragſteine, Büſten, auch mit unter halb zerſchlagene Statuen. Alles das hat für den armen Finder keinen Werth; indeſſen weiß er doch ſo viel, daß es etwas Beſonderes, und alſo des Aufhebens werth iſt. Er vermauert es alſo in ſein Haus, und zwar mehrentheils von außen! Und ſo habe ich kleine Statuen, Büſten, Köpfe

und alle die genannten Dinge, die offenbar antik ſind, an Häuſern geſehen, wovon einige gar merkliche Spuren von der Armuth ihrer Eigenthümer trugen. Hin und wieder ſind dieſe Alterthümer ſehr drollig angebracht; z. E. ein Kragſtein, (Conſole) der auf zwey Thierköpfen ruht, mitten in der Mauer eines Hauſes, wo er nichts tragen kann. An einem andern Orte ſah ich einen antiken Widderkopf aus einem Orte hervorguken, wo er ohne alle Bedeutung war. Ueber den Thüren, zwiſchen den Fenſtern bemerkte ich mehrere ſolche Zierrathen, und unter andern einige recht gute Köpfe und Bruchſtücke. — Die mehreſten Aufſchriften, die man zu verſchiedenen Zeiten gefunden hat, ſind, ſo wie die Münzen, nach Venedig und an andere Orte gebracht worden.

Vielleicht wünſchen einige meiner Leſer von der Geſchichte einer Stadt etwas zu wiſſen, die in ihrem jetzigen, verfallenen Zuſtande ſo viel Schönes und hauptſächlich ein Gebäude aufzuweiſen hat, dem an Pracht, Schönheit und guter Erhaltung kein anderes in Europa aus den Zeiten des Alterthums gleich kommt. Die Geſchichte der älteſten Bewohner von Pola geht in die früheſten Zeiten der Fabel zurück, und ein ganzes Heer von alten Schriftſtellern, wovon vermuthlich, wie bey uns, einer den andern ausſchrieb, ſcheinen einig geworden zu ſeyn, daß die Stifter dieſer Stadt jene Col-

chier waren, die der König Aetas in die weite Welt ſchickte, um ſeine Tochter Medea und den Räuber Jaſon zu verfolgen. Juſtin [5]) ſagt dieſes mit beſtimmten Worten, und ſetzt hinzu, daß ſie aus dem ſchwarzen Meere in die Donau geſchifft, und aus dieſer endlich in die Save eingefahren wären. Da ſie aber die Argonauten noch immer nicht fanden, ſo hätten ſie ihre Schiffe auf den Rücken genommen, da ſie erfuhren, daß es jene eben ſo gemacht hätten, wären damit über die Berge gegangen, und ſo bis an die Küſte des Adriatiſchen Meeres gekommen. Da ſie nun auch hier auf die Flüchtigen nicht ſtießen, ſo hätten ſie ſich entweder gefürchtet, nach Hauſe zurückzugehen, oder ſie wären des ewigen Umherfahrens müde geweſen,

5) Justin. Hist. lib. 32. Cap. 3. Istrorum gentem fama est originem a Colchis ducere, missis ab Aeta Rege, ad Archonautas raptoresque filiae prosequendos: qui, ut a Ponto intraverunt Istrum, alveo Savi fluminis penitus invecti, vestigia Argonautarum insequentes, naves suas humeris per juga montium usque ad littus Adriatici maris transtulerunt. Cognito quod Argonautae idem propter magnitudinem navis priores fecissent: quos ut avectos Colchi non reperiunt, sive metu Regis, sive taedio longae navigationis, juxta Aquilejam consedere, Istrique ex vocabulo amnis, quo a mari concessserant, appellati.

hätten ſich in der Gegend von Aquileja niedergelaſſen (was freylich in ziemlicher Ferne von Pola iſt) und, wären nach dem Fluſſe, an den ſie ſich vom Meere weg begeben hätten, Iſtrier oder Hiſterreicher genannt worden. — Der ältere Plinius [4]) ſagt, mit weniger Worten, ungefähr das nehmliche. Pomp. Mela [5]) macht die erſten Einwohner ebenfalls zu Colchiern, und eine Menge anderer Griechiſcher ſo wohl als Römiſcher Schriftſteller deuten alle dahin, daß die erſten Einwohner von Pola aus der Mileſiſchen Provinz waren, und Colchier genannt wurden, ungefähr wie wir einen Schleſier, Magdeburger, Halberſtädter ꝛc. gelegentlich einen Preußen nennen. Auch behaupten mehrere, daß Pola ein Colchiſches Wort ſey, und eine Exulantenſtadt bedeute.

An allem dem kann uns nun jetzt herzlich wenig liegen; aber was uns ſehr intereſſiren könnte, wären einige umſtändliche Nachrichten von ihrem Zuſtande unter Römiſcher Oberherrſchaft, beſonders aus den

4) Plinii Hist. Nat. III. cap. 26. Juxta Istrorum agrum, Cissa, Pullariae et Absirtides Graiis dictae, a fratre Medeae ibi interfecto Absirto. Und lib. III. 19. Colonia Pola, quae nunc Pietas Julia, quondam a Colchis condita.

5) Pomp. Mela lib. II. 3. Pola, quondam a Colchis, ut ferunt, habitata.

letztern Zeiten der Republik, und in den erſten Jahrhunderten unter den Kaiſern. Aber gerade aus dieſem Zeitpunkte, in welchem die Stadt ſehr anſehnlich und blühend geweſen ſeyn muß, wiſſen wir ſehr wenig von ihr. Dieſes Schickſal hat ſie mit mehreren andern Römiſchen Pflanzſtädten gemein, deren Künſte, Wiſſenſchaften und hohe Civiliſation wir nicht ſowohl durch gleichzeitige Beſchreibungen, als durch die Trümmern kennen, die noch von ihnen übrig ſind. Alles, was wir von ihr wiſſen, iſt, daß ſie, zwiſchen dem zweyten und dritten Puniſchen Kriege, mit den Provinzen, die in ihrer Nachbarſchaft liegen, unter Römiſche Bothmäßigkeit gekommen iſt. Der Schriftſteller, der den erſten Theil des Textes zu dem Voyage pittoresque de l'Istrie etc. geſchrieben hat, liefert eine lange Geſchichte dieſer Provinzen und ihrer Eroberung durch die Römer, giebt aber nicht eine einzige Quelle an.

In der Folge ſcheint Pola das Schickſal der Städte der übrigen Römiſchen Provinzen gehabt, von rohen, eindringenden Völkerſchaften gelitten zu haben, und in dem mittlern Zeitalter in eine Barbarey und Unbedeutendheit verſunken zu ſeyn, woraus ſie ſich nie wieder erholt hat. Ihre Lage iſt, gegen die übrigen Seeſtädte des Hiſterreichs, unvortheilhaft, und ſo wird ſie noch lange in Vergeſſenheit und Dunkelheit bleiben, wenn nicht,

durch Oeſtreichiſche Civiliſation, Reiſenden ein leichter Zugang quer durch das Land geöffnet wird. Ihr Clima iſt vortrefflich, und gehört, ſo wie die übrige Küſte des Hiſterreichs, unter die ſchönern Striche Italiens. — Ich ſah hier Feigen, die in freyer Luft und gewiſſer Maßen ganz wild und vernachläſſiget wuchſen, und die den 25ſten May ihrer Reife nahe waren. Dieß machte einen ſo ſonderbaren Contraſt mit dem rauhen Clima, das ich vierzehn Tage früher auf dem unwirthbaren und nicht ſo gar weit davon entfernten Karſt fand, und mit den Bäumen, die ihr Frühlingsgrün noch nicht hatten.

Auf dem Adriatiſchen Meere,
den 27ſten May.

Wir verließen geſtern Pola, und gingen bis Novigno, welches nur fünf und zwanzig Italieniſche Meilen davon entlegen iſt. Etwa eine kleine Meile von Pola, iſt ein Thunfang an einem Ufer, das noch in einer beträchtlichen Ferne vom offenen Meere liegt. Ich habe ſchon vorher erinnert, daß das Adriatiſche Meer in ſchmalen Armen hier weit in das Land hinein läuft, und Bayen bildet, deren Ufer eine Länge von mehreren Meilen betragen. Einige große, ſeltſame Maſchinen, die wir an einem dieſer Geſtade ſchon von Pola aus geſehen hatten, erregten unſere Aufmerkſamkeit; wir ſtiegen in das Aushängeboot und ließen uns an das

Land rudern, um eine derſelben genauer zu beſehen. Man legt eine beſondere Art von Netzen, nicht weit vom Ufer, auf den Boden des Meeres, und zwar an Orten, wo dieſes wenig Tiefe hat. Nicht weit davon wird auf dem Lande eine Maſchine errichtet, die ungefähr wie eine Leiter ausſieht, nur daß ſie ſechs oder acht Mal ſtärker iſt, als eine gewöhnliche, und etwa fünf und dreyßig bis vierzig Schuh hoch. Sie ſteht in einer ziemlich ſteilen Richtung, doch nicht ganz ſenkrecht, und wird von einem großen, ſtarken Balken unterſtützt. Oben iſt ein Sitz; ein Mann ſteigt hinauf, ſetzt ſich da nieder und verhält ſich ruhig, indem er den Thunfiſchen aufpaßt. Sobald er bemerkt, daß einer in das Netz gegangen iſt, zieht er einen Strick an, der vom Netze an ſeine Maſchine gezogen iſt, und wodurch der Fiſch eingeſchnürt wird. Er wird theils friſch gegeſſen, noch häufiger aber eingemacht und in ganz Europa verſchickt, weil er überall ſehr geſchätzt wird. Man findet ihn hier von beträchtlicher Größe.

Da es nicht die Gewohnheit der Adriatiſchen Schiffer iſt, in der Nacht zu ſegeln, ſo beſchloſſen wir, wenigſtens Einmal auf dem Lande zu übernachten. Ein paar Zimmer und Betten, elend genug, fanden wir zu Rovigno nun freylich wohl, aber nicht das geringſte zu eſſen. Auch war nichts in irgend einem Speiſehauſe zu haben, denn, hieß

es, es iſt zu ſpät, und wir ſind hier nicht an Gäſte gewöhnt. Der Aufſeher über den Hafen, (Capitano del porto) an den wir ſchon vor etlichen Tagen einen Brief abgegeben hatten, erbarmte ſich unſer und gab uns eine Mahlzeit! Die ganze Familie ſprach eine Art von Venezianiſchem Dialekt, den ich nicht durchaus verſtand; indeſſen wiederholte unſer Wirth ſein gutherziges magna, magna ſo oft, und mit ſo ausdrücklichen Geberden, daß wir gegeſſen haben würden, wenn ich auch nicht gewußt hätte, daß das ein Dialekt für mangia iſt.

Ich bemerkte auf unſerer Rückreiſe geſtern und heute manches, das mir auf der Hinreiſe entgangen war. Mir fiel aufs neue der ſchöne und faſt möchte ich ſagen prächtige Anblick aller der kleinen Orte auf, die theils an der Küſte, theils in einiger Ferne davon in das Land hinein liegen, und die ſich von weitem ſo ſchön bauen, als ſie in der Nähe elend und ſchmutzig ſind. Sieben Meilen nördlich von Rovigno, in das Land hinein, ſieht man Fontana, einen artig gelegenen Sitz eines Iſtriſchen Grafen. Außerdem nennte man mir Valle, Seneſtra, Perroi, Vignan und Faſana. Valle liegt ſieben Meilen vom Meere. Man ſieht es auf dem halben Wege zwiſchen Pola und Rovigno. Eben daſelbſt zeigt ſich auch Orſeva, ganz nahe am Waſſer. — Zehn Meilen von Rovigno nordweſtlich, liegt Parenza an

der Küſte, das Parentium der Alten, jetzt ein elendes Städtchen mit einem Hafen. Dann kommt, immerfort in der nehmlichen Richtung, Citta nuova, ſiebzehn Meilen von Rovigno, und zwey Meilen weiter die Punta di Daila, wo wir letzthin vor Anker lagen und übernachteten. Heute ſahe ich es am vollen Tage, und bemerkte, ganz nahe daran, einen Landſitz, der einem Grafen Griſoni aus Capo d'Iſtria gehört. — Eine Meile weiter, alſo zwanzig Meilen von Rovigno iſt St. Lorenzo di Daila. — Zwiſchen den beiden letztern Orten ſieht man ein Dorf auf einem kleinen Hügel, in einer allerliebſten Lage, deſſen Anblick für mich etwas ganz beſonderes Anziehendes hatte. Die Schiffer nennen es Buje. Auf ihre Benennungen iſt ſich aber nicht ganz zu verlaſſen, denn es iſt keiner darunter, der ſchreiben oder leſen kann, ob ſie ſchon ohne Unterlaß Handel treiben. Ich kann alſo für die Rechtſchreibung der Namen, die ſich nicht in Büſching oder auf meiner Karte von Krain befinden, nicht ſtehen. Mögen andere nach mir das berichtigen! Mir wäre es ſehr angenehm geweſen, auch nur ſo eine magere Beſchreibung vor mir zu haben, als jetzt die meinige iſt, da ich bey unſerer langſamen Fahrt den ganzen Tag auf dem Verdecke ſitze, mit meinen Augen nach der Küſte gerichtet, an welcher jeder Gegenſtand mir intereſſant wird. —

Nebenher muß ich erinnern, daß die Karte von Krain das Hiſterreich ſehr unrichtig angiebt, ja die Lage mancher Orte iſt um mehr als das Doppelte falſch. So liegt z. E. Abrega etwa zwölf Meilen von Rovigno nördlich; die Ferne dieſes Ortes auf der Karte aber iſt von Rovigno zwey Mal ſo groß, als die von Rovigno nach Pola, welche zwey Städte doch fünf und zwanzig Meilen von einander liegen. — Die Ferne von Rovigno nach Mitterburg (Piſino) iſt auch falſch angegeben! Man ſetzt ſie auf zwey und zwanzig bis vier und zwanzig Meilen; ſo ſagten wenigſtens unſere Schiffer, und ſo viel ſchätzte ſie der Aufſeher des Hafens von Rovigno. — In den zwey Jahren, daß Oeſtreich im Beſitze dieſes Landes iſt, hat man zwiſchen den beiden Städten ſchon eine Fahrſtraße abgegraben. Gemacht iſt ſie frey-noch nicht; doch höre ich, daß man ſie ſchon zur Noth befahren kann.

Der größte Theil des geſammten Hiſterreichs beſtehet aus Ebenen und kleinen Hügeln, die ziemlich ſteinig und trocken, und alſo ſehr wenig zum Getreidebau geſchickt ſind. Deſto mehr erzeugt es Wein und Oehl, beſonders der ſüdliche Theil, und ganz vorzüglich an der Küſte. Das Oehl iſt das wichtigſte Erzeugniß dieſes Landes, denn es iſt von einer ſehr guten Art, und wird den mehreſten Italieniſchen vorgezo-

gen. Unſere Schiffer haben zu ihrem täglichen Gebrauche eine Art, die natürlich nicht von der erſten Gattung iſt, und die ich doch weit beſſer finde, als alle die Oehle, die Sie in den beſten Römiſchen Hotels für Geld bekommen können. Es hat nichts Ranziges, wenn Sie es rein koſten, und an den Fiſchen, die dieſe Leute damit anmachen, habe ich es ſehr ſchmackhaft und gut gefunden. Auch haben die Einwohner dieſes Landes die Italieniſche Gewohnheit, alles mit Oehl zuzubereiten, was in Deutſchland und im Norden mit Butter gemacht wird.

Die Viehzucht iſt unbeträchtlich, und auf den Feldern ſieht man keine Thiere. Ich habe mich täglich darnach umgeſehen, ſo weit meine Augen in das Land hinein reichen konnten, aber vergebens. Indeſſen macht man etwas Käſe, aber keine Butter. Dieſer Artikel iſt alſo nicht friſch zu haben, aber hin und wieder hat man einige geſalzen, die man aus dem Herzogthume Venedig zieht. Man bedient ſich ihrer aber ſehr wenig, da man ein ſehr gutes Oehl hat, welches, wenn man einmal daran gewöhnt iſt, an den Speiſen vollkommen die Stelle der Butter vertritt.

Waldung ſah ich auch nicht, und überhaupt keine Bäume, die Oehlbäume ausgenommen, die ich in keinem Theile von Italien in

ſolcher Menge geſehen habe, wie hier. Hin und wieder finden Sie an der Küſte große zuſammenhängende Wälder davon, beſonders in der Gegend von Pirano und Rovigno, und dann um den ganzen Meerbuſen herum, in deſſen Tiefe Zizzola liegt, und den die Schiffer Golfo di Salvori nennen. — Sonſt glaubte ich, der Oehlbaum fordere eine ſüdlichere Breite. So giebt es z. E. nur ſehr wenige in der ganzen Lombardey, und überhaupt auf der Nordſeite der Apenninen. Nur am See von Garda erinnere ich mich, ganze Wälder davon geſehen zu haben. Aber das iſt gerade ein vorzüglich warm gelegener Strich; und das iſt der Fall mit dem Hiſterreiche in einem noch größern Maße, denn es hat ein weit heißeres Clima, als die Italieniſchen Provinzen, die unter der nehmlichen Breite liegen.

Reben ſah ich überall in großer Menge! Die Hiſterreicher Weine, die ich getrunken habe, ſind beſſer, als die, welche man gewöhnlich in Italien in den öffentlichen Häuſern bekommt, und die ein jeder Ort ſeinen Landwein nennt. Auch ſind ſie weit beſſer, als die ſogenannten Landweine, die ich zu Trieſt bekommen konnte, und mit denen ich ſehr unzufrieden war, um ſo mehr, da ich weiß, daß in der dortigen Gegend einige gute Gewächſe erzeugt werden, die aber unſer Wirth für kein Geld herbeyſchaffen wollte. —

Der Wein von Rovigno hat eine ſo dunkele Farbe, daß man ihn nicht mit Unrecht den ſchwarzen (il nero) nennt. Auch hat er viel Körper. — Der von Pola iſt geiſtiger, aber etwas rauher. Wenn man ein ganzes Faß kauft, ſo kommt die gewöhnliche Flaſche nicht auf ſechs Kreuzer.

Eben ſo wohlfeil ſind die Fiſche, die man an der ganzen Küſte des Hiſterreichs in großem Ueberfluſſe hat. Sie ſind beſſer, als die mehreſten, die ich in den Häfen des Mittelländiſchen Meeres gegeſſen habe, und finden ſich überall in großer Mannigfaltigkeit. Die, welche man hier Barbon nennt, werden unter die ſchlechtern gerechnet, und ſind doch ſehr ſchmackhaft. Der Salpa wiegt gewöhnlich ein Pfund, und drüber, und hat ein reiches, wohlſchmeckendes Fleiſch. Unſere Bedienten kauften davon heute für acht und zwanzig Kreuzer, und wir alle hatten mehr als wir eſſen konnten, und gaben den Ueberreſt den Schiffern. — Die Sardine, eine große Art von Sardellen, ſah ich überall in großer Menge; doch ſind dieſe etwas theurer, weil ſie auch eingemacht und in das Ausland geſchickt werden. Ich glaube, die ſogenannte Sardelle, die wir an den mehreſten Orten in Deutſchland eſſen, iſt kein anderer, als dieſer Fiſch. Ich habe die Deutſchen Sardellen nie ſo gut gefunden, als die Engliſchen, welche kleiner und die eigentlichen

acciuche ſind. Sie werden an der Toscaniſchen Küſte, hauptſächlich um die Inſel Gorgona herum, gefangen. Zu Rovigno verkaufte man in den Gaſſen drey Sardine für zwey Soldi, d. h. ungefähr elf Stück für vier Kreuzer. — Geſtern machten unſere Schiffer eine tüchtige Mahlzeit von Granchi, die ſie für eine Kleinigkeit gekauft hatten. Es war jener Seekrebs, den ich in England unter dem Namen Crab kannte, und der vom Hummer (Lobſter) gänzlich verſchieden iſt. Ich habe ihn nie an einer Deutſchen Küſte geſehen, aber ich glaube, wir nennen ihn Krabbe. Dieſe Leute hatten den ihrigen mit ſechs Soldi bezahlt, wovon ſieben auf vier Kreuzer gerechnet werden. Ich fand ihn ebenfalls ſehr ſchmackhaft. — Die Plat- oder Flachfiſche des Adriatiſchen Meeres ſind auch vortrefflich, beſonders der, welchen man in England unter dem Namen Sole ſo oft bekommt, und den wir, wenn ich nicht irre, Scholle, oder Zunge nennen. — Vom Thun habe ich ſchon geredet. Andere gemeine Fiſcharten übergehe ich; doch muß ich noch der Makrele gedenken, die hier ebenfalls ſehr gut iſt. — Die mehreſten Seefiſche, die man an den Engliſchen und Iriſchen Küſten hat, ſind hier unbekannt, ſo wie eine Menge der hieſigen es wiederum dort ſind. Ich kannte einſt eine Familie, die der Küche nachreiſte, ungefähr wie man Italien der Kunſt, und die Schweiz der

ſchönen Natur wegen beſucht. Einer ſolchen wollte ich die Küſten des Adriatiſchen Meeres ſehr empfehlen, wo ſie ihre Kenntniſſe eben ſo ſehr erweitern und neue Begriffe ſich erwerben, als ihrem Gaumen gütlich thun könnte.

Eben haben wir einen kleinen Sturm gehabt, und ſogleich zogen unſere Schiffer alle ihre Segel ein, und gingen unter Land. Der Sturm ging eben ſo geſchwind vorüber, als er unbedeutend war; aber es regnete noch eine Weile, und die Leute wollten noch immer nicht aus ihrer Cajüte; ja ſie fanden es ſehr ſonderbar, daß ich erwartete, ſie ſollten im Regen ſegeln. Dieſer letztere Umſtand, ihre äußerſte Furcht vor jedem Anſcheine eines Sturmes, und die Gewohnheit, alle Nacht unter Land zu gehen, machen dieſe Art von Schiffahrt langweilig. Gleichwohl ſcheint das der allgemeine Gebrauch aller dieſer Küſtenfahrer zu ſeyn. Wo ich auch noch Abends unter Land gegangen bin, habe ich regelmäßig mehrere andere Fahrzeuge gefunden, die das nehmliche thaten; auch hörte ich zu Rovigno und Pola, daß das allgemeine Sitte ſey, und daß wir keineswegs Urſache hätten, in dem Punkte über unſere Leute beſonders zu klagen. Die Folge von dem allen iſt, daß ſie ſelten in die weite See ſtechen, in der Regel nicht anders, als wenn ſie es nicht vermeiden können, daß ſie immer in

der Nähe der Küſten bleiben, ſo daß ſie überall im Stande ſind, in kurzer Zeit unter Land zu kommen. Aber dadurch müſſen ſie auch jedes Vorgebirge und alle die größern Biegungen der Küſte umſchiffen, wodurch ſie vergeblichen Weg machen und Zeit verlieren. — Das Drolligſte war, daß der Eigenthümer des Fahrzeuges mir heute ſagte, er hoffe morgen zeitig genug — nicht etwa zu Trieſt, ſondern — zu Pirano zu ſeyn, um eine Meſſe zu holen (per pigliar una messa.) Daß ſich gegen dieſe Ausübung ſeiner Religionspflichten etwas ſagen ließe, das fiel ihm nicht ein.

Dieſe Schiffahrt erinnert mich lebhaft an die der Alten! Die Beſchaffenheit der ſämmtlichen Küſten Italiens und Griechenlands macht dieſe Schiffahrt ſehr natürlich, und in dieſen Ländern, nächſt Phönicien, iſt es denn auch, daß die Geſchichte von einem Schiffe zuerſt redet. An der Holländiſchen, oder Großbrittanniſchen Küſte wäre eine ſolche Fahrt ſchlechtweg unmöglich. Alles was man dort am meiſten zu fürchten hat, iſt das Land, und die Küſtenfahrt iſt, auch in beträchtlicher Entfernung, die gefährlichſte, die der Engliſche Schiffer kennt. Es iſt eine bekannte Sache, daß von London nach Newkaſtle eine höhere Aſſecuranz bezahlt wird, als nach Neufoundland und Philadelphia. Großbrittanniens

Küſte iſt zu allen Zeiten rauh und unfreundlich, und nie, nie habe ich das Meer in der Nähe des Landes ſo ſtille geſehen, als ich das Mittelländiſche und Adriatiſche faſt immer gefunden habe, ſo oft ich auch an dieſen Küſten geweſen, und ſo lange ich mich auch daran aufgehalten habe. Die Großbrittanniſche Küſte in ihrer Ruhe iſt dieſen Matroſen hier ſchon eine Art von Sturm, dem ſie ſogleich aus dem Wege gehen; und das können ſie ſehr leicht, denn die Ufer des Adriatiſchen und Mittelländiſchen Meeres haben wenig Felſen, die in das Waſſer hinauslaufen, und noch weniger von jenen ſpitzen Klippen, die dort ſo häufig und ſo gefährlich ſind. Dabey ſind dieſe lieblichen Ufer hier durch Meerbuſen, durch größere und kleinere Bayen und durch mancherley Einbiegungen ſo unendlich durchſchnitten, daß der, welcher in der Nähe des Ufers bleibt, es faſt überall ſehr leicht findet, ſein Schiff irgendwo in Sicherheit zu bringen.

Sonntag, den 27ſten May, noch immer auf dem Meere!

Wir kamen geſtern mit einbrechender Nacht nicht weiter, als bis in die Gegend von Umago, wo wir uns dann abermals für die Nacht feſtankerten. Früh um neun Uhr verließen wir die Bay und kamen nach einigen Stunden an den Golfo di Salvori, welcher weiter in das Land hinein-

läuft, als irgend eine andere Bay, die ich im Hiſterreiche geſehen habe. Der Anblick dieſes Meerbuſens iſt reitzend! Die Ufer ſcheinen ſtark bewohnt zu ſeyn, und nahe an denſelben erheben ſich Hügel größer, als ich ſie gewöhnlich in dieſem Lande geſehen habe. Sie ſind ganz mit Oelbäumen bewachſen, zwiſchen welchen man Reben, Bohnen und allerhand Gärtengewächſe zieht. Hin und wieder bemerkte ich eine beſondere Art von Gebäuden, und erfuhr, daß man da aus dem Meerwaſſer Salz macht. Das Clima muß ſehr warm ſeyn. Zu Pirano hatte man Kirſchen in Menge feil; zu Trieſt waren ſie den 20ſten und 21ſten May noch ſelten. — Auch zwiſchen Pirano und Iſola wird Seeſalz gemacht.

Als wir von der Punta di Salvori nach Pirano überſetzten, und mitten auf der Höhe waren, von welcher der beſchriebene Meerbuſen weit in das Land hineinläuft, übereilte uns ganz unerwartet ein ſogenannter Sturm. Dieß beluſtigte mich nicht wenig, denn nun konnten unſere Schiffer nicht unter Land gehen. Links hatten ſie das offene Meer und rechts den tiefen Meerbuſen, von deſſen nächſten Ufern ſie faſt ſo weit entfernt waren, als von Pirano. Ueberdieß hatten ſie am letztern Orte ihre Meſſe zu hohlen, und ſchon hatten ſie die Stunde des Kirchengehens berechnet. Sie waren alſo in großer Noth, die ich nicht ohne ein boshaftes

Lächeln ſehen konnte, arbeiteten zum erſten Male aus allen Kräften und erreichten nach neun Uhr die Rehde von Pirano, wo ſie geſchwind den Anker auswarfen. Hier lagen wir, unter dem Vorwande von Mangel an Wind, bis zwey Uhr, und wären vielleicht noch dort, wenn ich nicht endlich ein Wort des Ernſtes geredet hätte.

Wir ſtiegen aus und brachten unſere Zeit mit der Beſichtigung der Stadt und der Gegend hin. — So klein und unbedeutend auch eine Italieniſche Stadt iſt, ſo ſind doch etliche Kaffeehäuſer darin. Pirano hat kaum zwey tauſend Seelen, und doch fand ich zwey Kaffeehäuſer dicht an einander. Man muß nicht verſäumen, dieſe Orte zu beſuchen, wäre es auch nur um der ſeltſamen Carricaturen willen, die man da gewöhnlich trifft.

Ich ging zu dem Dr. Panzano, einem würdigen Mann und verdienſtvollen Arzt, der ſich vor einigen Jahren durch ein Werk bekannt machte, das er über die Krankheiten ſchrieb, die damals im Hiſterreiche herrſchten. Ich traf ihn nicht. Er iſt jetzt Il Dirigente, wie man hier ſagt, d. h. er bekleidet die erſte obrigkeitliche Stelle, welche die Venezianer gewöhnlich durch einen hungrigen Nobile beſetzten. Die Oeſtreichiſche Regierung hat zeither dieſe Stellen mehrentheils an irgend einen angeſehenen Einwohner aus dem Orte ſelbſt verge-

ben, welches dieſem Volk doch ſehr ſchmeicheln ſollte, wenn anders ihre Eiferſucht auf einen Mitbürger nicht größer iſt, als das Vergnügen, die erſte Würde des Ortes von einem Mann aus ihrem Mittel bekleidet zu ſehen.

Auf einer Höhe der Stadt liegt eine ſchöne Kirche mit einem hohen Thurme auf einer Terraſſe, die auf der einen Seite ſich ſenkrecht über dem Meere erhebt. Man mußte alſo mit Mauern und Bogen von unten heraufbauen, und das in eine Höhe von beynahe hundert Schuhen. Es iſt wirklich ein Werk, das ich an einem ſo kleinen und unbedeutenden Orte nicht geſucht haben würde, wenn es mir nicht ſchon von Trieſt aus aufgefallen wäre, wo es mir als ein ausgezeichneter Gegenſtand in die Augen fiel, ſo oft ich mich am Ufer, oder in deſſen Nähe befand. Im Norden würde man in einer kleinen Stadt eine ſolche Arbeit als ungeheuer betrachten; aber in Italien habe ich dergleichen oft an höchſt unbedeutenden Orten geſehen, und ſo fiel mir es nicht ſo ſehr auf.

Es iſt ein ſchöner Nachmittag, und ich genieße abermals, faſt möchte ich ſagen, mit einem ganz neuen Vergnügen, den prachtvollen Anblick der Juliſchen und Carniſchen Alpen, die ſich in einer ununterbrochenen Kette zwiſchen Weſten und Oſten hinziehen, und, in einiger Ferne, gerade aus dem

Meere ſich zu erheben ſcheinen. Sie laufen dann hinter dem Karſt fort, und im obern und innern Krain immer weiter öſtlich, bilden die Grenze von Krain und Iſtrien, und endigen ſich in dem Monte major nicht weit von Fiume. In der letztern Gegend hat ihre Höhe ſich merklich vermindert; aber da die Hügel des Hiſterreiches, in Vergleichung mit ihnen nur unbedeutend ſind, ſo habe ich faſt auf dieſer ganzen Reiſe, dieſe letztern Berge, über ganz Iſtrien weg geſehen, beſonders den Monte major, welcher höher iſt, als die, welche ihm nach Trieſt zu, zur Linken liegen. Dieſe Berggipfel, die ſich ſo über alle näher liegende Hügel erheben, machen ein angenehmes Bild, und contraſtiren mit den noch höhern und beſchneyten Alpen, die man nach der Seite von Venedig zu ſieht. Unter dieſen letztern befinden ſich einige, die über zehn tauſend Schuhe über das Meer erhaben ſind. — Wir ſind heute, zwiſchen Pirano und Trieſt weiter in das Meer hinaus gefahren, als vor acht Tagen, und ſo geſchieht es, daß die hohen und fernen Berge durch die nähern Hügel weniger bedeckt werden, und daß das Ganze ein Bild von unausſprechlicher Erhabenheit macht.

Und ſo hätte ich denn nun die ganze große Kette, der Cottiſchen, Grajiſchen, Penniniſchen, Lepontiniſchen, Rhetiſchen, Carniſchen und Juliſchen Alpen, mit wenigen Ausnahmen, von einem

Ende zum andern geſehen, d. h. von den Apenni-nen an gerechnet, welche gegen Nizza endigen, an den öſtlichen Grenzen von Piemont und Savoyen, wo der Genevre, der Viſo, Cenis und Ro-chemelon ſich nach dem Mont blanc hinaufzie-hen, dann durch Savoyen an den großen Bern-hardt, von da öſtlich durch die Walliſer, Ber-ner und Milaneſer Alpen, bis an den Got-hardt, wo die Lepontiniſchen anfangen, die an die Rhetiſchen ſtoßen, welche dann quer durch Tyrol, und Salzburg nach Kärnthen und Krain laufen, wo die Carniſchen Alpen ſind, die ſich an die Juliſchen anſchließen, welche letz-tern ſich an Iſtrien bis gegen die Grenze von Li-burnien hinziehen, wo ſie ſich in der Gegend von Fiume verlieren. Dieſe und diejenigen, welche von Tyrol und Krain herab durch das Friaul und den Theil des Herzogthums Venedig laufen, in welchem der Liſonzo, der Tagliamento und der Piave fließen, ſah ich denn jetzt vom Adria-tiſchen Meere, und werde ihnen auf meiner Reiſe von Trieſt nach Venedig noch näher kommen.

Der Charakter der (ehemals) Ve-nezianiſchen Hiſterreicher iſt, wie der der Dalmatier, ſehr verſchrien, und ich glaube, nicht ganz mit Unrecht. Gewiſſe Kleinigkeiten und Züge, die man unter den Eingebornen aufhaſcht, geben oft mehr Aufſchluß über den Charakter ganzer Völ-

ker, ſo wie einzelner Perſonen, als lange Erzählungen, oder weitläuftige Beſchreibungen. Hier haben Sie ein paar ſolcher Züge. Unſere Bedienten, die ihr Unterkommen zu Pola nicht angenehm fanden, zogen vor, an Bord zu ſchlafen. Abends ſpät, als ſie ſchon entlaſſen waren, fehlte mir etwas, das denn auf dem Schiffe ſeyn mußte. Ich ſchickte die Magd unſeres Kaffeeſchenken darnach, und erfuhr, zu meinem nicht geringen Befremden, daß das Schiff das Land verlaſſen hatte, und nicht mehr zu ſehen war. Unſer Wirth war ganz ruhig dabey und ſagte mir, daß das etwas ſehr gewöhnliches ſey, und viele Schiffer ſtießen, für die Nacht, regelmäßig vom Lande ab, weil die Bauern aus der Gegend (i Contadini) bisweilen herabkämen, bis an die Schiffe wadeten, ſie gewaltſam anfielen und plünderten. Schon vorher hatte die Frau, bey der wir wohnten, einige Unruhe gezeigt, weil es ſchon etwas dunkel war, als wir das Letztemal von dem Amphitheater zurückkamen. Es ſey, ſagte ſie, außerhalb der Stadt nicht ſicher. Ich achtete nicht darauf! Aber der letztere Vorfall gab zu einer weitern Unterredung Anlaß; und da hörte ich denn alles das beſtätiget, was man ſchon zu Trieſt mir geſagt hatte, und noch weit mehr; daß man auf dem Lande nirgends recht ſicher iſt, daß die Bauern häufig rauben, und, um mehrerer Sicherheit willen, erſt morden. Unter der

Oeſtreichiſchen Regierung ſey man freylich ſchärfer und wachſamer, auch merke man ſchon einige Aenderung; aber es werde noch langer Zeit bedürfen, dieſe Leute zu erträglichen Bürgern zu machen — „Wenn Sie, ſagte jemand mit vieler Simplicität, in einer etwas entlegenen Gegend auf dem Lande ſind, und ein Bauer ſieht Ihre Knöpfe, (es waren weiße) ſo glaubt er vielleicht, es ſey Silber, und erſchlägt Sie, oder ſchießt Sie nieder! „Sono assaissimo cattivi" ſetzte er in ſeiner ſonderbaren Sprache hinzu. — Zu Rovigno lief vorgeſtern ein Soldat zum dritten Male Spießruthen, und das mit Tages Anbruch und in einer beträchtlichen Ferne von der Stadt. Er war von ſeiner Companie entlaufen, und hatte ſich zu den Banditen auf dem Lande geſellet. — „Das war alſo eine Gelegenheit, ein auffallendes Strafbeyſpiel zu geben; aber man hätte den Menſchen am hellen Tage und in der Stadt ſeine Strafe ſollen leiden laſſen!" — O nein, ſagte mein Capitano, das Volk würde zuſammenlaufen, ſich entſetzen, und barbaro, barbaro! ſchreyen. An ſolche ſchreckliche Strafen ſind wir nicht gewöhnt, und man iſt nur ohnedieß ſchon zu ſehr geneigt, die Oeſtreichiſche Policey hart und barbariſch zu finden." — Das war gerade auch die Sprache unſerer Matroſen. Sie ſagten che la polizia del Governo d' Austria era troppo rigorosa e che il popolo

aveva adesso poca, pochissima libertà, die Oeſtreichiſche Policey wäre zu hart, und das Volk hätte jetzt wenig, ſehr wenig Freyheit. Freylich, ſetzten ſie hinzu, könnte der Arme jetzt eher Gerechtigkeit finden, denn unter den Venezianern hätte einer für funfzig Ducaten alles thun können, was er nur gewollt hätte. — Die Podeſtà und Dirigenti dachten auf nichts, als Geld zu machen; ihre Erpreſſungen waren auf der einen Seite ohne Ende, aber dafür ließen ſie auch dem Pöbel den Zügel ſchießen, und das nannte dieſer Freyheit. Bey dem allen zweifele ich nicht im geringſten, daß die Oeſtreichiſche Regierung dieſe Leute nicht endlich zur Ordnung bringen wird. Warum war Toscana die einzige Provinz Italiens, wo man nichts von der Coltellata (Meſſerſtich, oder Morden mit einem Meſſer) hörte? Gleichwohl war ſie in dem benachbarten Kirchenſtaate allgemein. Auch im Mailändiſchen hörte man wenig mehr von dieſen Unthaten, ſo lange der Graf von Firmian noch regierte; aber im Jahre 1793 fand ich dort alles ſchon wieder anders.

Trieſt den 28ſten May 1799.

Wir landeten hier geſtern Abends um acht Uhr, hätten aber beynahe auch dieſe Nacht auf dem Waſſer zubringen müſſen. Das Geſundheitscollegium war ſchon geſchloſſen, und darum

hatte ein Schiff, das da vor Anker lag, und ſchon eine halbe Stunde früher als wir ange⸗kommen war, nicht landen dürfen. Bey dieſer Gelegenheit erfuhr ich, daß, obſchon dieſes ein Freyhafen iſt, ſo bezahlt doch der Wein Abgaben, und das iſt eine der Urſachen, warum er immer bey guter Zeit geſchloſſen wird. Ich bat jeman⸗den, der am Ufer ſtand, zum Gouverneur zu ſchicken; aber der war ſo eben in die Abendmeſſe gegangen. Indeſſen half das doch ſo viel, daß man einen Zoll⸗ und Geſundheitsbeamten auf⸗trieb, und nach einer Stunde Wartens kamen wir ans Land.

Der Umſtand, daß man in allen Häfen die⸗ſes Meeres ſeinen Geſundheitspaß vorzeigen muß, um ans Land gelaſſen zu werden, welches hier la pratica 6) genannt wird, iſt eben ſo be⸗ſchwerlich, als nothwendig. Wo wir nur auf dieſer Reiſe den Fuß auf das Land ſetzen wollten, mußten wir auch das Aushängeboot mit dem Geſundheitspaſſe vorausſchicken. Wären die Offi⸗cianten immer gegenwärtig, ſo ließe ſich die Sache in wenigen Minuten abthun; aber es ſcheint, dieſe Leute haben nebenher ſehr viel andere Ge⸗

6) Dieſer Ausdruck kommt von den Redensarten „dare la pratica“ einlaſſen, oder zulaſſen, und „negare la pratica“ abweiſen, nicht zulaſſen.

ſchäfte, und beſonders gehen ſie fleißig in die Meſſe. So mußten wir zu Pirano, aus keiner andern Urſache, eine halbe Stunde warten, ehe wir an das Land gelaſſen wurden.

Auch Trieſt war eine Römiſche Pflanzſtadt, Tergeſtum, ſcheint aber von weit weniger Bedeutung geweſen zu ſeyn, als Pola. Sie lag am Hügel und auf den Höhen, wie noch ein Bogen zeigt, der offenbar antik iſt, und ſich ſo ziemlich erhalten hat. Auch er iſt aus ſehr großen Werkſteinen zuſammengeſetzt, und in einem guten Geſchmacke. Jetzt iſt dieſes ein elender Theil der Stadt; enge Gaſſen und kleine Häuſer, von dem ärmern Theile der Einwohner beſetzt. Deſto ſchöner iſt die Ausſicht, der man aus dieſen Hütten genießt. Der ſchönere und beſſere Theil des heutigen Trieſts, den man die neue Stadt nennt, iſt ganz flach, und ſcheint von der See gewonnen zu ſeyn. Hier ſind die anſehnlichen Häuſer, deren ich weiter oben gedachte, hübſche Plätze, breite Gaſſen, und alles ſo verſchieden von den höhern Theilen, daß man aus dieſem in jenen in eine andere Welt zu kommen glaubt.

Wir wohnen hier in dem nehmlichen Wirthshauſe, in welchem Winkelmann ermordet worden iſt. Unſer Bedientenzimmer trennt das ſeine von dem unſrigen. Sein Mörder, Angelo,

wurde ſechs Wochen nachher eingefangen, und ſechs Wochen ſpäter unter unſern Fenſtern auf dem großen Platze gerädert. Winkelmann hatte ſein ganzes Vertrauen in dieſen Bedienten geſetzt, ob er ſchon zu wiederholten Malen gegen ihn gewarnt worden war.

Vierter Brief.

Reiſe nach Venedig — elender Boden über den Karſt nach St. Croce, oder Heiligenkreuz — Joannina, oder St. Johann — der Timao oder Timavo — Monfalcone — Natur der dortigen Gegend — Gradisca — der Liſonzo — Görz — Nogareto — Udine — Campo formido — Paſſeriano — Codroipo — Fahrt über den Tagliamento — Franzöſiſche Kriegsgefangene — Valvaſſone — Pordenone — Sacile — Conegliano — Poſten und Meilen — der Piave — Treviſo — Land zwiſchen Treviſo und Meſtre — Bemerkungen über das Land zwiſchen Trieſt und Venedig.

Udine, im Herzogthume Venedig,
den 29ſten May 1799.

Wir verließen geſtern Trieſt, und mußten eine Stunde lang den nehmlichen Weg zurück machen, den wir von Wien gekommen waren, d. h. bis auf die Höhe des Karſt, welche zu erſteigen wir acht

Pferde bekamen. Auf der Höhe ward der Vorſpann abgenommen, und bald nachher erreichten wir das Zollhaus, wo die Wiener und Trieſter Straße ſich trennt.. Hier wird Alles, was von Trieſt kommt, viſitirt; denn, da dieſe Stadt einen Freyhafen hat, ſo kann man zwar Alles hineinbringen, aber nichts heraus, ohne den Zollgefällen unterworfen zu ſeyn; gerade wie zu Livorno. Man kann ſich aber, um nicht auf der Straße aufgehalten zu werden, in der Stadt viſitiren und verſiegeln laſſen. Ich that dieſes und fand abermals, daß die Oeſtreichiſchen Zollbedienten einen großen Unterſchied zwiſchen einem bloßen Reiſenden und einem ſolchen machen, von dem man vermuthen kann, daß er Handel treibt. Das Geſchäft wurde in ein paar Minuten abgethan. Man bekommt dann einen Freyzettel, der auf allen folgenden Zollhäuſern vorgewieſen wird, und mit welchem man ohne alle Beſchwerde und Koſten ſeinen Weg macht. Zuſehen aber muß man, daß auf dem erſten Zollhauſe alle Siegel abgeriſſen werden; ſonſt können Sie in große Verlegenheit und Strafe kommen. Indeſſen iſt es in Oeſtreich mit vielen Geſetzen wie in einem andern Lande, das Sie und ich kennen: ſie ſind ſchärfer in der Theorie, als in der Ausübung.

Auf den erſten zwey Meilen bis Heiligenkreuz (St. Croce) iſt das Land, ſo bald Sie einmal den angebauten Hügel erſtiegen haben, an

deſſen Fuße Trieſt liegt, unausſprechlich elend. Es iſt der Karſt: und die Natur dieſes Gebirges habe ich Ihnen ſchon letzthin beſchrieben. Mein Erſtaunen wird nicht dadurch erregt, daß das Land ſo wenig angebaut und bevölkert iſt; wohl aber, — daß ich noch ſo viele Fleckchen ſehe, die mit unſäglicher Arbeit dem nackten Felſen abgedrungen und urbar gemacht ſind. Sie tragen Reben, Feigenbäume und etwas Korn; hin und wieder auch Gras und mancherley Bäume. — Die Einwohner reden Kraineriſch, lernen aber in den Schulen auch Deutſch und Italieniſch. In dem Hauſe, wo wir die Pferde wechſelten, fand ich wirklich, daß alle Leute und alles Geſinde beiderley Geſchlechts die drey Sprachen redete.

Von hier aus geht man noch ein gutes Stück Wegs auf dem Karſt fort, und das Land bleibt gerade das nehmliche. Zu Tybein, einem kleinen Orte, iſt abermal ein Zollhaus, deſſen ich nicht gedenken würde, wenn man nicht hier eine ſchöne Ausſicht auf das Adriatiſche Meer und auf alle die Alpen hätte, die es in der Ferne umgeben. Man zeigte mir die Inſel Grado und die Cathedralkirche von Aquileja, welche vier Deutſche Meilen von hier entlegen iſt.

Zwey Deutſche Meilen von St. Croce kommt man nach Joannina, oder San Giovanni, oder St. Johann, wo ſonſt eine Poſt war,

die aber eingegangen iſt, ſo wie ungefähr das ganze Dorf jetzt öde und verlaſſen ſteht. Die Luft iſt ſo ſchlecht, daß ſie die Einwohner vertrieben hat. Ein ſolcher Ort iſt eine der traurigſten Ausſichten, die ich in der Natur kenne! Hier ein ganz eingefallenes Haus; dort eins, das den nahen Einſturz droht; weiter hin ein größeres Gebäude, deſſen feſterer Bau bis hierher noch widerſtanden, deſſen einzelnen Theilen man es aber anſieht, daß es verlaſſen iſt; Gärten, von denen man nur noch die Form bemerkt, und ſchlechtes Gras, wo ſonſt Blumen und Gemüſebeete waren!

Hier dicht an ſind die Quellen des Timao, oder Timavo. Dieſer ſonderbare Fluß war ſchon den Alten merkwürdig; denn die Fontes Timavi ſtehen in Antonins Straßenbuche (Itinerarium Anton.) und wen erinnert er nicht an „Fontem und Saxa Timavi" im Virgil! In einer ſehr kleinen Ferne von einander entſpringen hier ſieben Flüſſe, die man zuſammen den Timao nennt. Sie kommen alle unter nackten Felſen hervor, und das in ſolcher Fülle, daß jede der ſieben Quellen, für ſich genommen, mehr als ein beträchtlicher Bach iſt. Von mehreren würde man in der That glauben, daß ſie ein kleiner Fluß wären, der unter einer Brücke hervorkommt, wenn man nicht bemerkte, daß da weit und breit kein Waſſer iſt, und das Land größtentheils aus hohen ungeheuern Felſen-

mäſſen beſteht. In welcher Fülle dieſe kleinen Flüſſe hervorquellen, können Sie auch daraus abnehmen, daß ſie ſogleich einen ſchiffbaren Strom bilden, und wirklich ſah ich, etliche hundert Schritte von ſeinem Urſprunge, ein nicht kleines Schiff mit mehreren Segeln darauf. Ueber den letzten Arm ging unſer Weg; eine Fähre ſetzte uns über ſeine geringe Breite; aber ich bemerkte, daß die Tiefe ſehr beträchtlich war.

Man ſagt mir, daß ſich von dieſer großen Waſſermaſſe nirgends ſonſt eine Spur findet, und daß ſie alſo ganz in unterirdiſchen Behältern ſich ſammelt, bis ſie auf einmal in ſieben Strömen an das Tageslicht hervorbricht. Der Umſtand würde mir noch mehr auffallen, wenn ich nicht aus den vielen Höhlen bemerkt hätte, daß das ganze Land zwiſchen Adelsberg, Zirknitz, Trieſt und St. Johann untergraben ſeyn muß, und daß die Natur hier ihr unterirdiſches Spiel treibt, wie vielleicht in keinem andern Striche der bekannten Welt. Für den, der den Timao geſehen hat, iſt es nun keine Frage mehr, wo die Flüſſe hinkommen, die in dieſem Lande in Höhlen ſich ſtürzen, wie der bey Lueg, und dem Anſcheine nach von der Erde verſchwinden.

Von St. Croce ſind drey Meilen bis Monfalcone, welches ſchon im ehemaligen Venezianiſchen Gebiete liegt. Von St. Johann an bis an

den letztern Ort iſt das Land niedrig und ſumpfig, und alles zeigt an, daß hier das Vaterland der Fieber ſeyn muß. Der ganze Strich von den genannten Orten nach Aquileja zu, iſt niedrig und ungeſund.

In der Gegend von Monfalcone wird das Land wieder beſſer und iſt mit Reben, Feigenbäumen, etwas Korn und mancherley Gemüſen reichlich angebaut. Da es von hier bis nach Gradisca und Görz, und von da wieder bis Udine ſo ziemlich das nehmliche iſt, will ich es etwas umſtändlicher beſchreiben. Man bleibt faſt immer in der Ebene und iſt doch beſtändig in der Nachbarſchaft von Hügeln, über welche hinaus hohe Berge aufſteigen, die ſich in noch höhere mit Schnee bedeckte Alpen verlieren. Das angebaute Land iſt größtentheils eingeſchloſſen, gewöhnlich von grünen Hecken, und die Vegetation, unter einer heißen Sonne, deren Strahlen ſich noch an den benachbarten Hügeln brechen, höchſt üppig. Das nehmliche Feld, auf welchem Korn und Zugemüſe wachſen, trägt eine große Menge von Bäumen, an denen die Weinreben in Feſtons gezogen ſind. Dabey giebt es eine ungeheure Zahl von Maulbeerbäumen. Man gewinnt alſo auf dem nehmlichen Boden, außer den eigentlichen Feldfrüchten, ſehr viel Wein und Blätter, die Nahrung der Seidenwürmer. Die Blätter dienen noch überdieß zur Fütterung des Viehes, beſonders in den Monaten, in welchen

die Seidenwürmer ſchon getödtet ſind. Uebrigens wird hier nur wenig Vieh gehalten, denn der Boden iſt äußerſt trocken. Zwar giebt es eine Menge Flüſſe, aber ſie kommen alle von den Alpen herab, laufen überaus ſchnell, und haben ſo breite Betten, daß ſie gewöhnlich nicht den vierten Theil derſelben ausfüllen, während daß ſie zu andern Zeiten die Breite einer halben Italieniſchen Meile einnehmen, und das Land umher verwüſten. Sie können alſo nicht in die Felder geleitet werden, wie in der Lombardey (wenigſtens ſcheinen das die hieſigen Landleute, ob wohl ſehr irrig, für unmöglich zu halten) und ſind alſo völlig unbrauchbar. — Der Liſonzo, Tagliamento, Piave und einige andere haben immer Waſſer genug; aber ich kam heute über mehrere, deren mit Steinen bedecktes Bette faſt eine halbe Meile breit war, und wo ich auch nicht einen Tropfen Waſſer fand. Es fehlt alſo hier gar ſehr an Wieſen und Weiden.

Gradisca iſt eine unbedeutende Stadt, und die Feſtungswerke, deren große runde Thürme jetzt ein ſchönes mahleriſches Bild machen, ſind ſchon ſeit vielen Jahren ganz vernachläſſigt worden. Von hier geht der gerade Weg über Rogareto nach Udine u. ſ. w. auf der großen Landſtraße. Allein da wir Görz zu ſehen wünſchten, machten wir die zwey Meilen dahin, und mußten heute faſt eben ſo weit wieder zurück bis an die Thore von

Gradiſca gehen, um unſere Reiſe nach Nogareto fortzuſetzen.

Nicht weit von Gradiſca gingen wir in einer elenden Barke über den Liſonzo, der jetzt ziemlich breit iſt, weil die Hitze in den letzten vierzehn Tagen viel Schnee auf den Bergen geſchmolzen hat; und doch muß er bisweilen drey und vier Mal breiter ſeyn, wie ich aus ſeinem Bette ſahe, das ganz mit Steinen angefüllt iſt. — In der Nähe von Görz führte uns der Weg über den nehmlichen Fluß wieder zurück. Wir wurden abermals in einer Fähre übergeſetzt; doch iſt auch, etwas höher, eine Brücke.

Görz, hier zu Lande gewöhnlich Goritia, iſt eine hübſche Stadt von etwa zwölf tauſend Seelen. Ich bemerkte eine Menge recht guter Häuſer, die mehrentheils adeligen Familien gehören, deren es hier eine beträchtliche Zahl giebt. Sie iſt, wie bekannt, die Hauptſtadt der Grafſchaft dieſes Namens und hat am Liſonzo eine mahleriſche Lage.

Ich durchwanderte noch geſtern Abends einen Theil der Stadt, und ging dann auf eine halbe Stunde in die Oper, wo ich überraſcht wurde. Ich fand ein Schauſpielhaus, das zwar von außen nicht anſehnlich, inwendig aber recht hübſch und wohl eingerichtet iſt. Es hat vier Reihen Logen über einander, die heiter und artig verziert ſind, ein

Parterre, (auf dem ich ſiebzehn Kreuzer bezahlte) und Vorhänge und Scenen, die doch immer beſſer ſind, als die, welche ich in mancher weit wichtigern Stadt im Norden geſehen habe. Das Haus war faſt leer, und die Truppe ſchlecht; indeſſen iſt es ſchwer, eine Italieniſche Geſellſchaft zu finden, von der ſich ſagen ließe, daß ſie in der Opera buffa ganz verächtlich wäre.

Die Sprache zu Görz, Gradisca und in den ſämmtlichen Oeſtreichiſchen Landen am und in der Nähe des Adriatiſchen Meeres, bis gen Graubünden hinauf, iſt Italieniſch. Viele Leute verſtehen auch etwas Deutſch; die eigentliche Landesſprache aber, d. h. die der gemeinen Leute, iſt Windiſch.

Ich hatte ſchon am Tage meiner Ankunft bemerkt, daß die Lage von Görz überaus ſchön iſt. Geſtern früh erſtieg ich das Caſtello, oder Fort, und fand eine vortreffliche Ausſicht. Dieſe Stadt liegt in einer Ebene, in der ſich an der Nordſeite mäßige Hügel erheben, hinter welchen große Gebirge emporſteigen, die die Vormauer noch höherer Alpen ſind. Während daß man längs der Nordſeite hin eine wahrhafte Schweizernatur ſieht, wird man in der Ebene durch Annehmlichkeiten entzückt, die das Clima von Italien gewährt. Beſonders wächſt hier viel und ſehr guter Wein.

Das Caſtello iſt in ſeiner Art ein ſchönes Werk und in einem großen Style urſprünglich angelegt; allein es iſt jetzt ſehr verfallen, und nur noch für den Mahler intereſſant, für dieſen aber in einem hohen Grade. Man hält einige Truppen darauf, die es nicht ſowohl bewachen, als ihre Wohnung darin finden. In dieſem Augenblicke iſt es ganz mit Franzöſiſchen Gefangenen angefüllt. — Das ehemalige Jeſuitencollegium, ein gutes Gebäude, iſt jetzt eine Caſerne und ebenfalls voller Franzoſen. — Ich fand an dem ſchwarzen Adler ein gutes und billiges Wirthshaus.

Geſtern vormittags verließen wir Görz, und nahmen unſern Weg etwas höher am Fluſſe hinauf, als wir den Tag vorher gethan hatten. Dadurch kamen wir nicht wieder an die Fähre, ſondern an die Brücke, welche über einen ſehr mahleriſchen Theil des Liſonzo gehet, ſo wie überhaupt der größte Theil des Weges, der nicht ganz der nehmliche war, den wir vorher gemacht hatten, ob wir ſchon bis nahe an die Thore von Gradisca zurückgingen, ſehr ſchön iſt. — Wir hatten vier Meilen bis Nogareto, einem kleinen Orte im ehemaligen Venezianiſchen Gebiete, und drey andere bis Udine. — Dieſer ganze Strich Landes iſt eben, ob man ſchon die hohen Alpen beſtändig zur Rechten hat. Das flache Land iſt ſo ziemlich wie das, das ich Ihnen

zwiſchen Monfalcone, Gradisca u. ſ. w. beſchrie-ben habe, nur daß ſich hin und wieder etwas mehr Kornfelder und Weiden finden.

Sacile, den 31ſten May.

Unter den Mittelſtädten Italiens vom zwey-ten Range weiß ich kaum eine, die mir ſo wohl gefallen hätte, als Udine. Wenn man Padua als die vierte Stadt des Venezianiſchen Gebietes betrachtet, und Vicenza als die dritte, ſo iſt Udine wohl die fünfte; allein Vicenza iſt vorzüglich nur wegen der vielen Gebäude berühmt, die Palladio dort aufgeführt hat, und alſo freylich eine ſehr ſchöne Stadt; aber in andern Rückſichten ziehe ich ihr Padua und Udine vor. Zu Udine finde ich nicht jene todte Erſchlaffung, die die mehreſten Italieniſchen Mittelſtädte charakteriſirt, nicht jene offenbaren Spuren von Verfall, die immer mehr zeigen, was der Ort geweſen, als was er jetzt iſt. Eine Bevölkerung von ſiebzehn bis achtzehn tauſend Seelen giebt dieſem Orte eine große Leb-haftigkeit, und die Menge ſeiner Läden zeigt, daß etwas Handel und eine Betriebſamkeit da iſt, die man in dieſen Provinzen ſo ſelten findet. Ich bemerkte mehrere Buchhandlungen, wovon eine ſehr reichlich verſehen war. In fünf verſchiedenen Läden waren Landkarten und allerhand Kupfer-ſtiche ausgehängt. In einem Kaffeehauſe fand ich Eis, ſehr artige Zimmer und ziemlich wohlge-

kleidete Menſchen, und in dem Laden eines Zuckerbeckers bemerkte ich eine Menge Leckereyen und Delikateſſen wie man ſie ſonſt nur in größern Städten findet. Auch ſahe ich, daß die Handwerker Arbeit hatten, daß man eine Menge Kutſchen, Chaiſen und mancherley Meublen verfertigte, und daß mehrere Häuſer abgeputzt, oder neu verziert wurden: lauter Dinge, die ich in den Italieniſchen Mittelſtädten nicht zu ſehen gewohnt bin.

Man führte uns in das Schauſpiel- oder Opernhaus, und ich fand es ſo, wie ich in Deutſchland nur ſehr wenige kenne. Gleich beym Eingange iſt ein großer, anſtändiger Saal, wo die Zuſchauer abtreten und weilen können. Zu Berlin und ſelbſt in den erſten Schauſpielhäuſern von Wien muß man in einem elenden, engen Raume ſtehen, wo Sie umhergedrängt werden, und der Zugluft ausgeſetzt ſind, wenn Sie etwa auf Ihren Wagen warten müſſen. Ein anderer Beweis von dem Wohlſtande von Udine iſt, daß die Logen vom erſten, zweyten und dritten Range alle vermiethet ſind. Ich ging in den bequemen und geräumigen Gallerien umher, die um jedes Stockwerk herumlaufen und fand über jeder Loge den Namen der Eigenthümer, welche Männer aus der Regierung, Kaufleute, noch häufiger aber Edelleute ſind.

Der Pallaſt des ehemaligen Luogotenente (ſo heißt die höchſte obrigkeitliche Perſon) iſt in einem überaus großen und prächtigen Style gebauet, und bekommt noch ein ganz beſonderes Anſehen von Großheit dadurch, daß er auf einer beträchtlichen Anhöhe ſteht. Aber dieſem Gebäude ſieht man es ſehr an, daß es ſeit einer langen Reihe von Jahren vernachläſſiget worden iſt, und daß die Venezianiſchen Regenten mehr hierher kamen, um Geld zu machen, als um die Würde und Größe aufrecht zu erhalten, die ihre Vorfahren gründeten. — Das ſchönſte auf dieſem Pallaſte iſt jetzt die herrliche Ausſicht, die man nach allen Seiten da hat. Man überſieht eine reiche, wohlangebaute Pläne, in der ſich an der Nordſeite hohe, mit Schnee bedeckte Alpen erheben.

Es iſt ſonderbar, daß in Italien, von einem Ende des Landes zum andern, gewiſſe Gebräuche ſo allgemein ſind, die uns widerlich und ekelhaft vorkommen! Hier, ſo wie zu Bologna, auf dem Capitol zu Rom und an mehreren andern Orten, wohnen die gemeinen Verbrecher im nehmlichen Pallaſte mit der höchſten obrigkeitlichen Perſon des Ortes. Der Senator von Rom hat ſie gerade unter ſeinen Fenſtern, ſo wie ſie hier zu Udine in dem unterſten Stockwerke des Pallaſtes ſind. Die Fenſter dieſes Gefängniſſes gehen auf die Terraſſe, wo die Ausſicht gerade am ſchönſten

iſt, und wo man am liebſten weilen möchte. So wie ſie jemanden gewahr werden, machen ſie einen fürchterlichen Lerm, und ruhen nicht eher, als bis man etwas in alle die Beutel oder Säckchen gesteckt hat, die ſie von den verſchiedenen Fenſtern der Gefängniſſe an Bindfäden herablaſſen. So oft man zu dem Senator von Rom ging, mußte man die Gefängniſſe paſſiren und ihre rauhe Muſik hören.

Außer dem Pallaſte des Luogotenente generale (das war ſein ganzer Titel) iſt der des Erzbiſchofes der anſehnlichſte. Es giebt aber auch hier eine Menge Privatgebäude. In einem derſelben, welches ſonſt gar nicht vorzüglich iſt, befindet ſich eine Capelle, die wegen ihrer Bildhauerey geſehen zu werden verdient. Es ſind vier Wände in alto rilievo von weißem Marmor, und von der Hand des Bildhauers Torretti, der in dieſen Arbeiten einen großen Meiſter zeigt, obſchon man die Venezianiſche Schule ihnen ſehr deutlich anſieht. Sie enthalten 1) Mariens Beſuch bey Annen, 2) Zacharias, der den Namen ſeines Sohnes ausſpricht, 3) Mariens Vorſtellung im Tempel, und 4) ihre Reinigung. Der Eigenthümer des Hauſes heißt Torreani.

Die Cathedralkirche iſt von innen ein ſchönes Gebäude, und hat ſehr gute Basreliefs

in Holz; des marmornen Fußbodens und der vielen Altäre nicht zu gedenken, denn dieſe ſind den mehreſten Italieniſchen Kirchen gemein.

Unter den Häuſern ſind Arcaden, die theils auf ſteinernen Säulen, theils Pfeilern ruhen. — In Deutſchland ſpricht man häufig die zweyte Sylbe dieſer Stadt lang aus; hier zu Lande habe ich ſie nie anders, als Udĭne nennen hören. — Man erbauet nicht weit von hier eine Art von Strohwein, der vortrefflich iſt, wovon aber die halbe Flaſche mit zwey Gulden im Wirthshauſe angeſetzt wurde.

Der traurige Friede, der vor zwey Jahren zwiſchen Oeſtreich und Frankreich geſchloſſen wurde, hat von Udine ſeinen Namen, vermuthlich, weil dieſe Stadt bekannter iſt, als das Dorf Campo formido, das einige auch hier Campo formio nennen, wo er eigentlich unterſchrieben worden iſt. Der Erzherzog Carl wohnte zu Udine in dem Zimmer, das ich geſtern inne hatte, und Buonaparte zu Paſſeriano, einem ſchönen Landſitze des damaligen Dogen Mancini, zwölf Meilen über Udine hinaus, näher an Venedig. Da, wie gewöhnlich, die eine Partey nicht zu der andern kommen wollte, ſo wählte man das Dorf Campo formido, das vier Meilen von Udine und acht von Paſſeriano liegt. Die

Landſtraße nach Venedig geht mitten durch dieſes Dorf, wo man mir ein ziemlich unbedeutendes Haus zeigte, in welchem der Friede geſchloſſen worden iſt.

Deſto mehr redete man von Paſſeriano, als einem Landſitze, der ſeines Gleichen nicht hätte: und, da er nicht weit von der Straße abliegt, ſo machten wir dieſen kleinen Umweg. In der That beſteht er aus einer Menge von Gebäuden in einem ſehr großen Style, und, wenn ich einige Landſitze im Kirchenſtaate, Caſerta, die gewöhnliche Reſidenz des Königs von Neapel, und etwa zwey Sitze des Königs von Sardinien ausnehme, ſo wüßte ich wirklich in Italien wenig Gebäude auf dem Lande die ihm gleich kämen. Auch das Innere des Hauſes empfiehlt ſich durch Großheit des Planes und durch die Anlage einiger Zimmer; aber die Verzierungen, und beſonders die Meublen ſind ſo, daß ſie mit denen in den Engliſchen Landhäuſern vom zweyten und dritten Range nicht zu vergleichen ſind. Uebrigens mag vieles auf die Seite geſchafft, und manches durch den letzten großen Beſuch beſchädiget, oder zu Grunde gerichtet worden ſeyn.

Was mir in dieſen Gebäuden am meiſten Vergnügen machte, war am Ende doch die Ausſicht, die man aus einigen der obern Zimmer hat.

Sie iſt reitzend und geht über eine weite, fruchtbare Ebene und gegen Mitternacht auf die hohen Alpen, wovon die nächſten, nach St. Daniele zu, einem kleinen Orte, der ſich ſehr hübſch am Fuße dieſer Berge zeigt, etwa funſzehn Italieniſche Meilen entfernt ſind.

Auch die Gärten, im Franzöſiſchen Style, ſind von großem Umfange. Am Ende aber hat auch der ſchönſte Italieniſche Landſitz immer etwas Trockenes, und die ungeheuern Steinmaſſen, die hohen Pfeiler und Arcaden und Porticos, benehmen mir jeden Gedanken des Ländlichen. — Ich erfuhr hier, daß der Eigenthümer gewöhnlich zwey Mal des Jahres, auf zehn oder zwölf Tage hierher kam: woraus ich denn ſah, wenn ich es nicht ſchon ſonſt gewußt hätte, daß der Doge von Venedig doch nicht ſo ſehr ein Gefangener war, als man im Auslande ſich insgemein vorſtellt.

Auf dieſem Landſitze wohnte der Obergeneral Buonaparte, mit ſeiner Gemahlin und ſo vielen Generalen und Officiers, daß dieſe weitläuftigen Gebäude ſie mit Mühe hielten.

Wir wechſelten Pferde nahe bey Paſſeriano, zu Codroipo, einem Flecken, drey Deutſche Meilen von Udine. — Bald nachher kamen wir an den Tagliamento, der von allen den häß-

lichen und breiten Flüſſen, die ich Ihnen beſchrieben habe, der beſchwerlichſte iſt. Sein ganz mit Steinen bedecktes Bett iſt hier reichlich über eine Italieniſche Meile breit. Zugleich gaben mir eine Menge Laſtwagen, deren, wie ich nachher erfuhr, zwey und funfzig waren, eine traurige Ausſicht für unſere Tagereiſe. Allein der Unterofficier, der ſie anführte (denn es waren lauter Wagen mit Lebensmitteln für die kaiſerliche Armee in Italien beladen) war ſehr höflich und ließ uns zuerſt fahren. — „Sie müßten ja ſonſt, ſagte er, den ganzen Tag hier warten.“ — Dieß war buchſtäblich wahr; denn nach der Art, wie man hier über den Tagliamento geht, halte ich es für unmöglich, zwey und funfzig Wagen in einem Tage überzuſetzen. Zuerſt hatten wir eine äußerſt beſchwerliche Fahrt über die lockern, auf einander gehäuften Steine, womit das trockene Bett des Fluſſes angefüllt war; dann kamen wir an einen reißenden Strom, über den wir auf einer Fähre ſetzten, die ſo übel eingerichtet iſt, daß man eine lange Arbeit hatte, den Wagen darauf zu bringen. Hierauf fuhren wir wieder ein Stück Weges über Steine, durch einen trockenen Theil des Flußbettes, bis wir an den zweyten Strom kamen, wo wir keine Barke fanden, wohl aber mehrere Leute, welche hier angeſtellt ſind, den Reiſenden durchzuhelfen. Ein Anführer ging voraus, und zeigte den Poſtknechten den Weg an, wie ſie ihn fahren mußten,

und einige ſtarke Männer wadeten im Waſſer und hielten den Wagen auf beiden Seiten, weil der Fluß auch hier gewaltſam dahinſtrömt. Wir waren nun wieder im Trockenen, allein noch immer im Bette des Fluſſes, immer auf lockern, oft hoch aufgethürmten Steinen. Endlich kamen wir an den dritten Strom, wo wir abermals eine Barke fanden, und endlich hatten wir noch eine große Strecke auf Steinen zu fahren, ehe wir das gegenſeitige Ufer erreichten.

Aber ſelbſt mit dieſem ungeheuern Bette iſt der Fluß nicht zufrieden! Wenn der Schnee auf den Bergen durch eine ſchnelle Hitze im Frühjahre ſchmilzt, ſo füllt der Tagliamento nicht nur dieſes ganze Bett, ſondern überſchwemmt noch überdieß einen großen Strich Landes, der dadurch für allen Anbau unbrauchbar wird, wie ich aus dem Sande ſehe, womit der Boden weit und breit hier bedeckt iſt. Es verſteht ſich von ſelbſt, daß der Fluß alsdann ganz und gar nicht zu paſſiren iſt. Im Winter hingegen hat er mehrentheils ſo wenig Waſſer, daß man, ohne allen Beyſtand von Fahrzeugen, durch ihn geht und fährt.

Stellen Sie Sich vor, daß der Preis dieſer Ueberfahrt nicht beſtimmt iſt! So etwas ſieht der Venezianiſchen Regierung vollkommen ähnlich, und das war ein Theil der Freyheit, die man dem Volke

ließ, mit Fremden zu thun, was ſie für gut fanden. (Die Oeſtreichiſche Regierung hat in dieſem Lande noch ſehr wenig abgeändert.) Man bezahlt für die Ueberfahrt „quello ch'è giusto“ (was recht iſt) wie ſich einer der Fährleute ausdrückte: Und dieſes Giusto betrug im gegenwärtigen Falle funfzig Lire, oder zehn Gulden. Nach vielem Zanken, Schreyen, Fluchen und gegenſeitigen Drohungen nahmen ſie mit dem vierten Theile vorlieb.

Zwiſchen dem erſten und zweyten Strome begegneten wir mehreren Hunderten Franzöſiſcher Gefangenen, die größtentheils ein unbeſchreiblich elendes Anſehen hatten. Manche ſtanden ganz nackt da und rangen ſich das Hemd aus, in welchem ſie ſo eben durch den Fluß gewaden waren. Sehr wenige trugen Monturen; Schuhe und Strümpfe waren faſt gar nicht unter ihnen zu ſehen. Manche hatten ſchlechterdings nichts auf dem Körper als ein paar Beinkleider und ein Mittelding von einer Jacke und Hemde, zu grob, um letzteres zu seyn und nicht ſtark genug, um den Namen der erſtern zu erhalten. Ich fragte einen kaiſerlichen Unterofficier, der am Waſſer ſtand, woher es käme, daß ſie ſo gar lumpig und bettelhaft ausſähen? — „O, ſagte er, die, welche in Feſtungen, in Städten, und kurz, durch Capitulation gefangen werden, behalten alles, was ſie haben: wenn wir ſie

aber nach einer Action im Felde, im Walde kriegen, ſo wird ihnen alles abgenommen, auch das Hemd, wenn es ein gutes iſt. Das iſt nun einmal ſo der Gebrauch; ſie machen es uns auch nicht anders." — Aber auch ſelbſt die, welche eine Montur trugen, und denen alſo nicht alles abgenommen worden war, hatten ſo wenig Habſeligkeiten, daß ich mich nicht mehr über die äußerſte Leichtigkeit und Bewegſamkeit einer Franzöſiſchen Armee wundere.

Hier zu Sacile fand ich abermals alle Gaſſen, alle Plätze, alle Spaziergänge voll von dieſen Gefangenen. Man ſagt mir, es wären ihrer für dieſe Nacht, nicht weniger als neun hundert hier. — (Zwiſchen Treviſo und Meſtre begegneten wir abermals mehreren Hunderten auf der Landſtraße.) Ein ſehr großer Theil dieſer Kriegsgefangenen ſind Ciſſalpiner. Auch ſie ſahen ſo aus, daß ich von den allerwenigſten mir würde haben träumen laſſen, daß ſie Soldaten wären, wenn ich nicht immer eine kleine Cocarde bemerkt hätte, die ſie auf einem dreyeckigen, oder runden Hute, auf einer Freyheitskappe, oder Nachtmütze trugen. Ein zerlumpteres, nackteres, elenderes Geſindel iſt mir nie vorgekommen. Manche ſchienen nicht ſechzehn Jahre alt zu ſeyn. Man ſagt mir, ſie ſeyen für das Bannat beſtimmt, und alle werden zu Fuße befördert, die Officiers wie die Gemeinen. Die letztern haben vom Kaiſer

täglich vier Kreuzer und ein halbes Brot, und damit müſſen ſie reiſen! —

Eine ſehr kleine Zahl Oeſtreichiſcher Scharfſchützen iſt die ganze Bedeckung, unter der man ſie nach ihrer Beſtimmung ſchickt. Ich wunderte mich darüber, bekam aber zur Antwort, daß dieſe hinreichend ſey, denn wohin, ſagte man, wollten ſie denn laufen? Sie müßten betteln, oder verhungern; und da ſie gar nichts haben, ſo ſind ihnen ihre vier Kreuzer täglich wenigſtens gewiß. Ueberdieß würden die Bauern, die keine Parteylichkeit für ſie fühlen, ſie gar bald einfangen und ausliefern. —

Wenn ſie Raſttag haben, läßt man ſie frey herumgehen, ohne alle Bedeckung, wie ich es zu Sacile ſah. Der Franzöſiſche Theil dieſer Gefangenen mißbraucht dieſe Freyheit gar ſehr! In den Kreuzgängen eines Benedictinerkloſters zu Treviſo waren ſchlechterdings alle Wände beſchrieben. Alle dieſe Sentenzen, Verſe, Klagen und Anmerkungen, die ich da ſah, zeigten genugſam den Geiſt dieſer Leute, welcher durchaus Unverſchämtheit und Anmaßung verrieth. Mit dieſen Menſchen ſcheint es eine ausgemachte Sache zu ſeyn, daß Frankreich ganz Europa unterjochen und zu Republiken machen muß. Viele athmeten auch Rache. — Italieniſche Aufſchriften ſah ich faſt keine, entweder weil die Ciſſalpiner ſich fürchteten, ihre Impertinenzen in der Landesſprache

zu ſchreiben, oder weil ſie noch nicht à la hauteur de la révolution ſind, oder, welches wohl das wahrſcheinlichſte iſt, — weil ſie, nach Italieniſcher Gewohnheit und Erziehung, weder leſen noch ſchreiben können. Ein Theil dieſes Geſchreibſels mochte wohl von Officiers kommen, und dieſe ſind, wie ich höre, größtentheils Franzoſen, nicht Ciſſalpiner. — Noch muß ich anmerken, daß von vielen Hunderten, und vielleicht Tauſenden, denen wir in Krain, am Tagliamento, zu Sacile und bey Treviſo begegneten, nicht ein einziger, ohne Ausnahme, uns je um etwas angeſprochen hat.

Meſtre, an den Venezianiſchen Lagunen,
den 1ſten Juny.

Von Udine nach Codroipo ſind drey deutſche Meilen, zwey nach Valvaſſone, einem unbedeutenden Städtchen, drey nach Pordenone und zwey nach Sacile. — In Rückſicht auf die drey letztern dieſer Stationen ſind alle Poſtkarten, die ich geſehen habe, falſch! Selbſt die beſte nicht ausgenommen, die ich über Süddeutſchland und die daran ſtoßenden Länder kenne, welche Artaria zu Wien 1798 unter dem Titel „Neueſte und vollſtändigſte Poſtkarte von ganz Deutſchland, den Niederlanden, Pohlen, Ungarn und den angränzenden Theilen Frankreichs und Italiens“ herausgegeben hat. —

Dieſe Karte hat unter andern den Vorzug, daß ſie die ſämmtlichen kaiſerlichen Lande in ſich faßt, nebſt allen neu erworbenen Beſitzungen. Sie iſt dabey gut geſtochen, deutlich und für das Auge angenehm, und koſtet zu Wien drey Gulden, auf Leinwand mit einer Capſel.

Pordenone iſt ein unbedeutendes Städtchen, hat aber doch mehrere ſehr gute und anſehnliche Häuſer, dergleichen man in kleinern Städten nur in Italien findet, und beſonders im Venezianiſchen. Die Sache würde mir noch mehr auffallen, wenn ich nicht wüßte, daß die Edelleute der Terra Ferma ſehr wenig nach Venedig gingen, wo ſie ganz und gar nicht angeſehen waren. Sie blieben auf ihren Gütern, und hatten, außer dieſen, gewöhnlich noch ein Haus in irgend einer Stadt, wo ſie andere Edelleute trafen, die mit ihnen in der nehmlichen Lage waren, und mit denen ſie der Langenweile des Landlebens entflohen, welches der Italiener ſehr wenig zu ſchätzen weiß.

Sacile iſt auffallend eine von den Italieniſchen Städten, welche durch eine Menge Spuren zeigen, daß ſie einſt beſſere Tage geſehen haben. Eine Stadtmauer und Thürme, Brücken und der ehemalige Pallaſt des Podeſtà dienen jetzt bloß zu mahleriſchen Gegenſtänden, die dem Auge gefallen und das Herz mit Wehmuth füllen. Ein ſchöner Fluß, der ſich ſonderbar in dem alten

herumſchlingt, grüne Wieſen umher, ein üppiger Epheu, der auf den Trümmern wächſt, und jene ſtarke, reiche Italieniſche Vegetation, die ſich in den Geſträuchen und zahlreichen Bäumen umher äußern, zogen mich mit wunderſamer Gewalt an. Ich wanderte über zwey Stunden lang umher, bis der einbrechende Abend mich in das Poſthaus zurückrief, wo ich, ſeines armſeligen Anſehens ungeachtet, eine erträgliche Mahlzeit und ein gutes Bett fand. — Ueberhaupt bin ich auf dieſer ganzen Straße zwiſchen Trieſt und Venedig in kein Wirthshaus gekommen, das ich geradezu ſchlecht nennen könnte. Zu Udine und Treviſo iſt man ſehr wohl. Das ſchlechteſte Haus, in dem wir geweſen ſind, iſt vielleicht das zu Sacile, und das hätten wir vermeiden können, wenn wir nicht lieber mit Muſe reiſen und uns umſehen, als drey Meilen weiter nach Conegliano hätten gehen wollen, wo wir noch denſelben Abend ein ſehr gutes Wirthshaus erreichen konnten.

Dieſes Conegliano iſt kein ſchlechter Ort, obſchon ſein Caſtello und ſeine einſt ſchönen Mauern jetzt verfallen ſind. Die Gegend umher iſt allerliebſt, und zeichnet ſich von dem ganzen übrigen Striche auch dadurch aus, daß mehrere Hügel theils in der Nähe, theils dicht an der Stadt ſind, von denen man herrliche Ausſichten auf eine fruchtbare Ebene, ſowohl als auf die

hohen Berge gegen Norden hat. Ich genoß dieſer Ausſicht von dem alten Schloſſe, und wendete mich dann noch auf einen andern Hügel, auf welchem ich ein artiges Landhaus fand. Solcher Häuſer giebt es hier herum mehrere, die vortreffliche Lagen haben.

Von Conegliano ſind drey Deutſche Meilen nach Treviſo, und eben ſo viele nach Meſtre. Ich habe alle Fernen in Deutſchen Meilen angegeben, weil man von Wien nach Venedig, ſo wie in allen kaiſerlichen Staaten nach Poſten rechnet, deren jede zwey Deutſche Meilen hält, oder halten ſoll. Man ſagt nicht zwey oder drey Meilen, ſondern eine, oder eine und eine halbe Poſt. Gerade ſo zählt auch der Italiener. Berechnet man dieſe Poſten nach Meilen, ſo ſind ſie einander nicht immer gleich. Wir Norddeutſchen rechnen auf die Oeſtreichiſche Poſt zwey Meilen; ſie ſind aber ſehr klein. Zwey ſolcher Meilen werden ungefähr eine und eine halbe gemeſſene Sächſiſche ausmachen, und viere derſelben werden kaum drey Meilen gleich ſeyn, wie man ſie in gewiſſen Strichen von Weſtphalen und auch in einigen Brandenburgiſchen und Hannöverſchen Landen findet. In Oeſtreich und Böhmen glaubt man ſchon ſchlecht gefahren zu werden, wenn man länger als eine Stunde über eine Meile zubringt. Im Venezianiſchen haben wir auf dem ganzen Wege hierher die Poſt in

weniger als zwey Stunden zurückgelegt. Wer in dieſer Jahreszeit nur fünf Poſten des Tages macht, hat über drey Stunden Zeit, ſich aufzuhalten und umzuſehen, ohne gerade ſehr frühe auszureiſen. Wollte man aber in dieſer Jahreszeit unausgeſetzt fort ehen, ſo könnte man zwiſchen Sonnenaufgang und Untergang ſieben bis acht Poſten zurücklegen.

Der Italiener rechnet ſeine Poſten zu acht bis neun Italieniſchen Meilen! Viele ſind kaum acht, und andere wiederum über neun. Allein dieſe Meilen ſind ſelten gemeſſen, auch aus einer Provinz in die andere, keineswegs ſich gleich. Kurz, ich habe nie zu etwas Gewiſſem darüber kommen können. — Herr Dutens, der das bekannte Itinéraire herausgegeben hat, reiſte mit einem Wegmeſſer, und nahm ſich die Mühe, die wahre Länge einer jeden Poſt zu beſtimmen. Allein ich finde in ſeinen Angaben oft einen ſo großen Unterſchied zwiſchen Poſt und Poſt, daß ich unmöglich glauben kann, er habe immer richtig beobachtet. So iſt z. E. die Entfernung von Monſelice nach Padua eine und eine halbe Poſt, von da nach Dolo eben ſo weit, und das nehmliche wiederum nach Fuſino. Gleichwohl giebt er dieſe drey Entfernungen, für deren jede das nehmliche bezahlt wird, zu zwölf, zehn und neun Meilen an.

Zwiſchen Conegliano und Treviſo gehet man über den Piave den dritten großen Fluß zwiſchen Trieſt und Venedig! Auch er hat ein ungeheures Bett, und verwüſtet zu gewiſſen Zeiten das Land weit und breit umher. Indeſſen hat man, auf einem gewiſſen Striche, in dem großen Bette ein kleineres ihm angewieſen, und auf beiden Seiten einen Damm gemacht, innerhalb welchem er, den größten Theil des Jahres hindurch, läuft. So fanden wir ihn jetzt und paſſirten ihn auf einer Schiffsbrücke, die aus fünf und zwanzig Fahrzeugen beſteht. Ihre Länge mag etwa acht hundert Schuhe ſeyn.

Dieſe drey Flüſſe, der Liſonzo, Tagliamento und Piave, die Buonaparte's Feldzüge ſo bekannt gemacht haben, ſind nicht nur für die Provinzen, durch die ſie fließen, ſo gut wie verloren, ſondern ſie thun auch großen Schaden, und bedecken mit ihren Steinen und ihrem Sande ein Stück Land, daß, wenn ich alle die kleinern Flüſſe dazu rechne, die auch ein großes Bett einnehmen, und doch einen beträchtlichen Theil des Jahres hindurch keinen Tropfen Waſſer haben, eine Strecke herauskommt, die vielleicht auf dreyßig Deutſche Quadratmeilen beträgt. An Schiffahrt iſt hier nicht zu gedenken; denn außerdem, daß dieſe Flüſſe mit einer fürchterlichen Schnelligkeit laufen, haben auch die größten davon zu gewiſſen Zeiten nicht Waſſer genug für irgend eine Art von Fahrzeugen.

Auch laſſen ſich keine Landungsplätze an Strömen anbringen, die heute eine Italieniſche Meile, und über acht Tage nicht hundert Schritte breit ſind. Sie ſind am größten, wenn der erſte Frühlingsthau mit ſchneller, großer Hitze einfällt; ſie werden abermals beträchtlich, wenn die Hitze im Sommer lange anhält, und auf den Bergen vielen, oder allen noch übrigen Schnee ſchmelzt. Bey kaltem und trockenem Wetter im Winter kann man allenfalls zu Fuße durch waden. Einige der kleinern Flüſſe, die ihre Nahrung nicht aus den großen, mit ewigem Schnee bedeckten Alpen ziehen, ſind im hohen Sommer, und, ſelbſt ſchon jetzt, ganz trocken.

Treviſo wird von manchen, in Rückſicht auf Wichtigkeit, der Stadt Udine gleich geſchätzt. Ich finde einen beträchtlichen Unterſchied zum Nachtheil der erſtern, die mehr das Bild darſtellt von dem, was ſie geweſen, als von dem, was ſie jetzt iſt. Das große Rathhaus zu Treviſo, die vielen großen und anſehnlichen Kirchen, einige andere öffentliche Gebäude und eine Menge beträchtliche, anſpruchsvolle Häuſer von Privatleuten zeigen deutlich, daß einſt Reichthum in dieſer Stadt gemein war. Aber jetzt ſehe ich merkliche Spuren von Armuth und finde nicht jene Betriebſamkeit und Thätigkeit, ja nicht einmal jene Reinlichkeit, die mir zu Udine gefiel. Büſchings Beſchreibung von Treviſo dünkt mich alſo zu vortheilhaft. Im

deſſen iſt doch auch hier ein zahlreicher Adel, und der das Bedürfniß fühlt, ſich zu beluſtigen. Ich ſahe eine Menge Kaffeehäuſer und zwey Theater. — Die ſehr große und alte Kirche des Benedictinerkloſters, St. Nicolas, verdient geſehen zu werden, ſo wie die Biſchöfliche und einige andere. — Ueber den Piaveſelle gehen hier Brücken. — Die Poſt iſt ein gutes und ſehr theures Wirthshaus.

Der Strich Landes zwiſchen Treviſo und Meſtre, drey Deutſche Meilen lang, gehört unter die auffallendſten, die ich irgendwo geſehn habe. Sie glauben auf dieſem ganzen Wege, daß Sie Sich den Thoren einer der größen Europäiſchen Hauptſtädte nähern. Wirklich ſieht hier alles viel verſprechender aus, als ein eben ſo langer Strich Landes vor Paris, auf der Seite von St. Denis. Die Gegend iſt ſchön, und darum wählten ſie die Venezianiſchen Großen und Reichen vorzüglich zu ihren Landſitzen. Einer ſtößt, ſo zu ſagen, an den andern, und viele darunter ſind, in ihrer Art, groß und prächtig. Manche tragen freylich Zeichen des Verfalles; indeſſen ſind doch die mehreſten ziemlich anſtändig unterhalteu.

Daß ein mit Landhäuſern ſo beſetzter Strich wohl angebaut iſt, verſteht ſich von ſelbſt. Wieſen, etwas Getreide, Reben, viele Obſtbäume und andere, ganz vorzüglich aber Maulbeerbäume und Gartengewächſe. Der Boden iſt hier koſtbar;

denn außer dem, was die Gärten und Landhäuſer wegnehmen, bekommt das übrige Land dadurch einen hohen Werth, daß der Bauer es ſehr leicht findet, ſeine Erzeugniſſe abzuſetzen, weil alle Bedürfniſſe der Stadt Venedig vom feſten Lande herbeygeſchaft werden müſſen. Ueberdieß hat man von Treviſo ſo gut wie von Meſtre, den Waſſertransport.

Die Gärten ſind größtentheils von mäßigem Umfange, und ſammt und ſonders in einem Geſchmacke, den nun auch der Deutſche zu verachten gelernt hat. Ich verachte nichts, was in ſeiner Art gut iſt; aber freylich ziehe ich den wahren Engliſchen Styl unendlich vor. Es iſt auffallend, daß man zwiſchen Treviſo und Meſtre auch nicht den geringſten Begriff von dieſem Style zu haben ſcheint: ein offenbarer Beweis, daß alle dieſe Landhäuſer und Gärten ſchwerlich von der gegenwärtigen Generation angelegt ſind, und daß man in dieſem Artikel, wie in allen andern, hier bloß von dem Reichthume und den Thaten ſeiner Vorfahren lebt.

Venedig den 2ten Juny.

Meſtre iſt ein überaus lebhafter Ort, und ſcheint ſtark bevölkert zu ſeyn, ob ich ſchon lachen mußte, als mir der Gaſtwirth von ſechzehn tauſend Seelen ſprach. Hier iſt Regſamkeit und Italieniſcher Lerm genug, und an der Waſſerſeite wimmelt

es von Menſchen. Der Canal, der von hier in die Lagunen geht und eine Länge von drey Italieniſchen Meilen hat, iſt voller Boote und Gondeln und zeigt eine überaus angenehme Lebhaftigkeit. An beiden Seiten deſſelben geht eine breite Straße, die mit vielen Häuſern beſetzt iſt, worunter ſich einige Landhäuſer befinden, die Venezianern gehören. Am Ende verliert ſich dieſer ſo beſetzte Canal in eine traurige, ſumpfige Gegend, die zum Theil Inſeln bildet, auf denen ein grobes, ſchlechtes Gras wächſt, und zwiſchen welchen man durchfährt, um in die Lagunen zu kommen. Hier beträgt die Länge der Lagunen bis Venedig kaum vier Meilen. Man rechnet von Meſtre nach Venedig eine Poſt. Wir machten den ganzen Weg in zwey Stunden, ob wir ſchon den Wind gegen uns hatten; aber freylich rudern dieſe Gondoliers mit großer Kraft und Schnelle.

Wegen der Kürze der Ueberfahrt bedient man ſich hier ſehr der Gondeln, welche zwiſchen Venedig und Fuſina, oder Padua nicht ſehr in Gebrauch ſind. Der Preis iſt von der Regierung feſtgeſetzt. Für neun und ein halb Lire, d. h. für Fl. 1, 54, hat man eine Gondel und vier Leute zum Rudern. Dieß iſt eine ſehr kleine Summe; aber dafür erwarten ſie wenigſtens noch einen Gulden Trinkgeld. Am Ende iſt es doch die wohlfeilſte Fahrt, die ich ſeit langer Zeit gemacht habe. Es verſteht ſich, daß ein ſolches Fahrzeug keinen Wagen

einnehmen kann, den man zu Meſtre zurückläßt. Ueberhaupt nimmt nicht leicht jemand ſeinen Wagen mit nach Venedig, er müßte denn von dieſer Stadt aus einen ganz entgegengeſetzten Weg, z. E. nach Chioggia gehen wollen. Wir werden nach Padua gehen, und da wäre unſer gerader Weg von Venedig über Fuſina; allein wir wollen lieber nach Meſtre zurückgehen, als den Wagen mit uns nach Venedig führen, oder zu Lande nach Fuſina oder Padua bringen laſſen.

Ehe man ganz in die Lagunen einläuft, kommt man an einen Thurm mit einem Hauſe, wo ſich eine kaiſerliche Wache mit einem Officier befindet. Unſer Italieniſcher Bediente konnte mit dem Italieniſchen Officier nicht fertig werden; ich mußte ausſteigen, den Deutſchen Paß ihm erklären, unſere Namen und Taufnamen vorbuchſtabiren u. ſ. f. welches keine geringe Arbeit war. Der Mann ſtellte ſich dabey ſo fremd und ungeſchickt an, daß ich den Schluß machte, er müſſe entweder ſehr unwiſſend ſeyn, oder mit einer eigenen mir undurchdringlichen Schlauigkeit und Feinheit verfahren. Das letztere wollten mir einige Perſonen zu Venedig glauben machen, denen ich die Sache erzählte. — Am Ende mußte ich unſern Paß zurücklaſſen und erhielt ein Certificat, gegen welches der Paß zu Venedig ausgeliefert wird, wohin ihn der hier wachthabende Officier der Polizey zur Einſicht befördert.

Nun noch einige allgemeine Bemerkungen über das Land zwiſchen Trieſt und Venedig! — Gleich bey den Ufern des Timavo fängt jene Ebene an, die ſich, faſt ununterbrochen, bis Meſtre, und von da bis Padua und andere Gegenden, in verſchiedenen Richtungen erſtreckt. Nur hin und wieder finden ſich in dieſem ungeheuern Striche einige unbedeutende Erhöhungen, und man kann im Ganzen ſagen, daß es eine ſchnurgerade Ebene iſt. Sie ſcheint urſprünglich unter dem Meere geſtanden zu haben, und ein Geſchenk jener Flüſſe zu ſeyn, ſo wie Holland ſeinen Urſprung dem Rhein und der Maas, Niederägypten dem Nil und ein Theil von Norddeutſchland der Elbe, der Oder und andern Waſſern wahrſcheinlich zu danken hat. Dieſe Venezianiſche Ebene iſt aber darum vorzüglich auffallend, weil ſie ſo ſonderbar mit den Alpen abſticht, von denen ſie vermuthlich ihr Daſeyn hat, und deren Höhe den Schweizeralpen vom zweyten Range gleich iſt.

Als ich vor vierzehn Tagen die Küſte des Hiſterreichs befuhr, gedachte ich der prächtigen Ausſicht auf dieſe beſchneyten Höhen längs dem Adriatiſchen Meere hin, an deſſen Ufern ſie ſich zu erheben ſchienen. Ich wußte freylich wohl, daß es in der Nähe dieſes Meeres keine Gebirge in der angeführten Richtung giebt; aber das wußte ich nicht, daß der größere Theil funfzig und ſechzig Italieniſche Meilen davon entfernt, und daß ſelbſt die

allernächſten noch immer über dreyßig Meilen vom Meere entlegen ſind. Die Wahrheit iſt, daß die allerhöchſten und anſehnlichſten dieſer Gebirge, die, in der Ferne geſehen, am Adriatiſchen Meere zu liegen ſcheinen, keine andern, als jene Alpen von Oberkärnthen ſind, welche vom Loibel weſtwärts nach Villach, St. Paternion und Lienz im Puſterthale laufen, und ſich hier und da bis an die Venezianiſche Grenze herabziehen, und namentlich nach Ponteba Veneta. Von da weg machen ſie die Grenze des Venezianiſchen Gebiets, Oberkärnthens und Tyrols, doch ſo, daß die höchſten und eigentlichen Alpen immer in Tyrol und Kärnthen liegen. An dieſe höchſten mit Schnee bedeckten Gipfel ſtoßen gegen Süden andere, die noch immer ſehr hoch ſind, auf denen aber jetzt der Schnee ſchon ſehr geſchmolzen war. Die niedrigern von dieſen ſind noch immer von einer anſehnlichen Höhe, und ich betrachte ſie als die Bruſtwehr, oder Voralpen der eigentlichen Alpen, ungefähr wie den Rigi und Pilatusberg in der Schweiz, auf welchen im Sommer der Schnee auch verſchwindet. Nun, ſelbſt dieſe Voralpen ſind noch immer in einer Ferne von dreyßig bis vierzig Italieniſchen Meilen vom Meere, und ſelbſt da, wo ich ihnen am nächſten kam, nehmlich zu Udine, Codroipo und Conegliano, waren ſie noch immer zwölf bis funfzehn Meilen nördlich von mir. Es ſind ungeheure, ſchwere Felſenmaſſen, auf deren Gipfel weder Holz, noch ſonſt

etwas wächſt. Ihr Anblick, den man auf dieſer ganzen Reiſe nie verliert, macht einen überaus angenehmen Abſtich mit der großen, ganz flachen, größtentheils wohl angebauten und fruchtbaren Ebene, die ſich bis an das Meer erſtreckt. Mit einigen Ausnahmen iſt der Charakter dieſer ganzen Pláne der nehmliche: es iſt ein Land, wie ich es Ihnen ſchon zwiſchen Monfalcone, Görz und Nogareto beſchrieben habe, — angebaute Felder, die eingeſchloſſen ſind, und auf denen man Bäume in regelmäßigen Reihen zieht, woran der Weinſtock emporwächſt, und in Feſtonen von einem zum andern läuft.

Wein und Seide ſcheinen der vorzüglichſte Ertrag dieſer großen Ebene zu ſeyn, ohne jedoch Getreide, Gartengewächſe und Baumfrüchte aller Art auszuſchließen. Hin und wieder ſah ich auch Olivenbäume; Feigen in großer Menge. Beym erſten Anblicke eines ſolchen Landes iſt der Bewohner des Nordens geneigt, auszurufen: „Glückliches Landvolk, das auf dem nehmlichen Felde zur nehmlichen Zeit, die Früchte der Erde zu ſeiner Nahrung, Blätter für ſeine Seidenwürmer, Wein, Obſt, und ſelbſt etwas Oel wachſen ſieht!“ — Bey dem allen ſcheint der Bauer in dieſem ganzen Striche nichts weniger, als reich, ja mehrentheils nicht einmal wohlhabend ſeyn. — Doch ſind die Dörfer größtentheils gut gebaut, und die Häuſer von Stein und mit Ziegeln gedeckt.

Es war ein ganz eigener Genuß für mich, in der Architektur auch der geringſten und elendeſten Häuſer jene beſſern Formen und ſchöne Verhältniſſe zu finden, die hier ſehr gemein ſind, und von denen man in Deutſchland noch immer keinen Begriff hat. Ich weiß nicht, iſt dieſer Theil Italiens beſſer gebaut, als mancher andere, und hat Palladio auch auf die Dörfer dieſes Theils des Venezianiſchen Gebietes ſeinen Einfluß gehabt; oder fiel mir dieſer Styl ſo vorzüglich auf, weil ich ſeit fünf Jahren wieder in Deutſchland gelebt habe; — aber mich dünkte, ich hätte nie auf einer ſo langen Strecke Landes, ſo viele Häuſer von einer ſchönen Form und von ſo guten, feinen Verhältniſſen geſehen, als zwiſchen Görz und Venedig. Und die Gebäude des Landvolks waren gerade diejenigen, die mir in dieſer Rückſicht am meiſten auffielen.

Alle Knaben und Mädchen, die man in dieſem ganzen Lande auf dem Felde zur Hütung des Viehes antrifft, machen Profeſſion vom Betteln. Sie laufen oft aus einer beträchtlichen Ferne querfeldein, und wiſſen geſchickt ihren Weg ſo zu nehmen, daß ſie die Straße immer etwas früher erreichen, als der Wagen an den Fleck kommt. Sie knien dann nieder, bis man ihnen ziemlich nahe kommt; auf einmal ſpringen die Knaben auf, ſchlagen Räder an der Straße hin, und das mit ſo vieler Ge-

ſchicklichkeit und Schnelle, daß ſie durch ihr Rä⸗derſchlagen eben ſo viel Weg machen, als der Wagen im vollen Laufe. Und nun erſt kommen ſie, mit dem Hute in der Hand, an den Schlag. Da Kupfermünze hier zu Lande leicht zu haben iſt, ſo wäre es hart, ſo viele Anſtrengung und Mühe nicht zu belohnen; aber man muß ſich mit einem großen Vorrathe verſehen, wenn man allen geben will. Hätte ich alle die Knaben und Mädchen gezählt, die uns anbettelten, ich glaube, daß ich manchen Tag auf funfzig gekommen wäre. — Eben ſo wird man von Bettlern aller Art verfolgt, wenn man in einem Dorfe ein wenig anhält. Ihre Beharrlichkeit und das Geſchrey, womit ſie die Gabe zu erzwingen ſuchen, ſind ermüdend. Ein Engländer ſagte, ſie wären like a pack of hounds hunting a fox.

Friſche Butter iſt in dieſer ganzen Gegend nicht zu haben, ſo wie das überhaupt ein in Italien faſt unbekannter Artikel des Luxus iſt. Käſe und Milch iſt alles, was man hier von der Kuh zieht. Wer Butter haben will, erhält ſie gegoſſen, aus Gegenden, die reicher an guten Weiden ſind, als dieſe. — Indeſſen kamen wir hin und wieder durch kleine Striche, wo ich ſehr wenig Reben und angebautes Feld, wohl aber große Weiden fand, die übrigens ſchlecht waren, und vernachläſſiget ſchienen. Es fehlt dieſem Lande faſt überall an Waſſer; und doch wird vielleicht

noch manches Jahrzehend, wo nicht Jahrhundert vergehen, ehe man lernt, wie im Mailándiſchen, die Alpenſtróme in gehórige Betten einzuſchließen, und in unzáhligen Canálen auf die Felder zu leiten.

Fünfter Brief.

Um Venedig kennen zu lernen, muß man es zu Lande durchgehen, ſowohl als zu Waſſer befahren — die Pferde des Lyſippus — mancherley Veränderungen in der Stadt durch die letzte Revolution — das große Zeughaus — traurige Veränderungen daſelbſt — St. Giorgio maggiore — Betteley — Armuth unter den beſſern Ständen — Peſaro — Pellegrini — Venedig eine zu Grunde gerichtete Stadt — doch immer noch ein wichtiger Ort — etwas von den Kirchen — das neue Opernhaus la Fenice — Fahrt nach Malamocco und Paleſtrina — der Molo — die Inſeln auf den Lagunen — Canova's Pſyche im Pallaſte Mancini — Allgemeine Bemerkungen.

Venedig den 5ten Juny 1790.

Meine Abſicht iſt dieſes Mal nicht, Ihnen eine umſtändliche Beſchreibung von Venedig zu liefern. Sie haben die Briefe darüber, die ich Ihnen vor fünf Jahren ſchrieb, als ich mich einen ganzen

Monat hier aufhielt; aber wenn Sie auch dieſe nicht hätten, ſo wäre Ihnen doch dieſe Stadt durch mehr als eine Beſchreibung genugſam bekannt. Das, worauf ich jetzt vorzüglich meine Aufmerkſamkeit richten werde, ſind die Veränderungen, die ich hier finde, d. h. diejenigen, die die Franzöſiſche Revolution und die Oeſtreichiſche Beſitznehmung dieſes Staates hervorgebracht haben. Nebenher werde ich einige Gegenſtände berühren, die mir merkwürdig ſcheinen, weil ſie, auch bey einem zweyten Beſuche in dieſer Stadt, mich in einem hohen Grade intereſſirten.

Als ich das Letztemal hier war, fuhr ich gewöhnlich in unſerer Goldel umher, und endigte mehrentheils am Markusplatze, von welchem ich, nach einem kleinen Spaziergange, zu Fuße nach Hauſe ging. Dieſer Weg nach Hauſe war ungefähr immer der nehmliche, ſo wie die Gegenſtände, die ich täglich auf dem Platze ſahe, nach acht oder zehn Tagen mir wenig Abwechſelung mehr gewährten. Die Folge davon war, daß ich Venedig nur halb kennen lernte. Dieſes Mal fing ich damit an, daß ich in den erſten Tagen gar keine Gondel beſtieg, ſondern, ohne alle Führung, in der Stadt umherging, wobey ich jedoch einen gewiſſen Plan befolgte, den ich mir nach dem Grundriſſe der Stadt, nach dem Laufe des großen Canals und nach einigen Hauptgebäuden machte, deren ich mich von vorigen Zeiten her erinnerte. Es war natürlich, daß ich mich

in einer ſo verworrenen, enge gebauten Stadt, wie Venedig iſt, verirrte, daß ich mich oft von denen, die mir begegneten, zurecht weiſen laſſen mußte, oder daß ich, wenn mir das Ding endlich zu lang wurde, mich von der erſten beſten Gondel, deren man auf allen Canälen eine Menge findet, nach Hauſe fahren ließ. Auf dieſe Art lernte ich in ein paar Tagen Venedig und ſeine verſchiedenen Theile beſſer kennen, als vor fünf Jahren in einem ganzen Monate. Die Landſeiten und die Waſſerſeiten dieſer Stadt ſind ſehr von einander verſchieden, und niemand lernt beide ganz kennen, als wer ſie zu Waſſer und zu Lande in allen Richtungen durchwandert. Unter andern ſtieß ich auf einige ziemlich geräumige Plätze, von denen ich in dieſer Waſſerſtadt nicht den geringſten Begriff hatte.

Man mache es hier wie man will, immer kommt man wieder auf den Markusplatz! Ich habe ihn vor fünf Jahren auswendig gelernt, und jetzt meine Bekanntſchaft mit ihm ſchon vollkommen wieder erneuert. — In der berühmten Markuskirche werde ich keine Veränderungen gewahr, als daß über dem Hauptthore die vier ſchönen metallenen Pferde fehlen, die man immer dem Lyſippus zugeſchrieben hat. Die Geſchichte dieſer Pferde, wie ſie Rannuſius und andere (wahr oder falſch) erzählen, iſt wahrhaft luſtig und ein wahres Compendium von menſchlicher Ungerechtigkeit und Gewaltthätigkeit. Zuerſt ſollen ſie auf Auguſts

Triumphbogen zu Rom geſtanden haben, dann auf Nero's, und in der Folge auf Domitian's verpflanzt worden ſeyn. Zunächſt ſetzte man ſie auf Trajan's Bogen, von wo ſie Conſtantin der Große auf den ſeinigen bringen ließ. Als er nachher den Sitz der Regierung änderte, wurden die Pferde nach Conſtantinopel geführt. Im Jahre 1204 nahmen die Venezianer dieſe Stadt ein, und fanden die berühmten Pferde auf dem Hippodromus, von wo ſie nach Venedig gebracht wurden, gerade wie die Franzoſen ſie vor zwey Jahren nach Paris geſchleppt haben. Ich trete keineswegs in die hiſtoriſche Richtigkeit dieſer Pferdegeſchichte ein, und ſetze bloß hinzu (denn hier iſt Raum zu Muthmaßungen) daß alle Wahrſcheinlichkeit da iſt, daß dieſe Pferde urſprünglich in Griechenland (und warum nicht von Lyſippus, wie man gewöhnlich glaubt?) gemacht waren, und von den Erzräubern der alten Welt, den Römern, nach Italien gebracht wurden.

Nahe an der Markuskirche ſteht ein Thurm, den man, von ſeiner großen Uhr, den Uhrenthurm nennt. Auf dieſem war das Wappen von Venedig, d. h. ein großer Löwe, (Sinnbild des Apoſtels Markus) vor welchem ein Doge kniete. Beide wurden, nach löblichem Neufränkiſchen Gebrauche, herabgeworfen. Der Löwe wurde nachher ausgebeſſert, friſch vergoldet und wieder auf-

geſtellt; aber der arme Doge hat keine Barmher-zigkeit gefunden.

Auf den drey Maſten auf dem Markus-platze, welche die Königreiche Cypern, Candia und Negropont anzeigen, weht jetzt die kaiſerliche Flagge, die ſich ſehr wohl mit den vielen Löwen verträgt, die man aller Orten wieder hergeſtellt hat, und denen ſie alle unſchuldige Ehre läßt. Ueberhaupt ſcheint die kaiſerliche Regierung die Löwen mit ſchonender Milde zu behandeln.

Auf den zwey großen Granitſäulen, die auf der Piacetta, d. h. auf dem Theile des Markusplatzes ſtehen, wo er nach dem großen Canale zu offen iſt, ſieht man zwar noch den Löwen und den heiligen Theodor, wie ſonſt; allein der erſtere iſt jetzt nur von Holz; den metallenen, ſehr ſchön gearbeiteten, haben die Franzoſen weggeführt.

In den Procuratie nuove, d. h. der Seite des Markusplatzes, der von Sanſovino gebaut iſt, und in welchen ehmals den Procuratori di S. Marco ihre Wohnung angewieſen war, ſind jetzt mehrere kaiſerliche Regierungskammern, während daß die ungeheuern Säle des großen Rathes, des Senates und des Squitinio leer ſtehen und zu gar nichts gebraucht werden. Oeſtreichiſche Simplicität fand ſie vermuthlich wegen ihrer Größe unbequem. — Eben ſo ſtehen auch die eigentlichen Wohnzimmer des ehemaligen Doge leer.

In den verſchiedenen Gallerien des herzoglichen Pallaſtes bemerkte ich, daß alle die Löwenköpfe abgebrochen ſind, in deren Rachen man unter der vorigen Regierung die geheimen Anklagen warf. Die Aufſchriften, die ſich ehemals unter dieſen Löwenköpfen befanden, und welche anzeigten, was für Obrigkeiten man bey jedem Rachen verklagen konnte, ſind rein ausgekratzt. Alles das geſchah in den Zeiten der Demokratie, und nicht ſowohl von den Franzoſen ſelbſt, als von den Venezianiſchen Jacobinern.

Aus den verſchiedenen Sälen des herzoglichen Pallaſtes haben die Franzoſen nicht mehr, als ſechs oder ſieben Gemälde geraubt, entweder, weil ſie nichts als die erſten Meiſterſtücke aufſuchten, oder, welches wahrſcheinlicher iſt, weil ihnen die Gegenſtände nicht gefielen; denn faſt alle dieſe Gemälde enthalten nichts anders, als die Siege und berühmten Thaten der ariſtokratiſchen Republik von Venedig. Von vielen Stücken mögen ſie wohl auch den ganzen hohen Werth nicht gekannt haben, ſo wie man überhaupt ſagt, daß ſie, ſtatt manches weniger guten Gemäldes, welches ſie genommen, das beſſere haben ſtehen laſſen.

Privateigenthum haben die Franzoſen hier nicht angetaſtet, wie ich durchaus höre, und in allen Palläſten beſtätiget finde, die ich bis hierher beſucht habe. Der ſchönſten und bekannteſten Werke erinnere ich mich ſelbſt noch ſehr genau, und habe

ſie wiedergefunden. So war ich kürzlich in dem Pallaſte Piſani Morandi, wo der berühmte Paul Veroneſe iſt, der Alexander den Großen und die Familie des Darius vorſtellt, ſowohl als das ſonderbare Gemälde von Piacetta, das Darius Tod enthält. Ich fand beide wieder. — In dieſem Hauſe wohnte die Bürgerin Buonaparte. Er ſelbſt iſt nicht nach Venedig gekommen.

Wir ließen uns geſtern auf das Zeughaus rudern, wo ſonſt ein Officiant ſaß, von dem man auf der Stelle die Erlaubniß erhalten konnte, alles zu ſehen. Allein hier erfuhr ich, daß wir uns deßwegen an ſeine Excellenz den Seeminiſter Querini wenden müßten. Ich ſchickte denn in ſein Departement in den Procuratie nuove, und erhielt zur Antwort, daß wir in Perſon erſcheinen und unſern Paß mitbringen müßten. Das thaten wir denn. Der Miniſter, oder Oberaufſeher des Seeweſens las unſern Paß ſelbſt, und gab gemäßen Befehl. Hierauf wurden wir in ein anderes Zimmer geführt, wo die Erlaubniß lag, die auf einem ganzen Bogen doppelt abgedruckt war. Auf dieſem wurden unſere Namen doppelt niedergeſchrieben. Ein Officiant unterzeichnete dieſen Befehl, welcher nun wieder an Querini ging, der ihn, wie ich nachher ſahe, ebenfalls unterſchrieb. Ein Diener brachte den Bogen zurück und zerriß ihn in zwey Theile, wovon er uns den einen zuſtellte, während daß der andere in das Zeughaus geſchickt wird, wo

man nachher, als wir uns dort einfanden, beide mit einander verglich. — Sonſt würde ich hierüber eine Anmerkung gemacht und das ganze Verfahren ängſtlich genannt haben. Jetzt betraure ich bloß das Unglück unſeres Jahrzehends, ſeitdem ich weiß, mit welchen Waffen der Feind ficht, und bewundere die Gefälligkeit der Oeſtreichiſchen Regierung, die ſich allen dieſen Weitläuftigkeiten unterwirft, bloß um den Fremden ihr Verlangen nicht abzuſchlagen. In England läßt man ſchon ſeit Jahren keinen Ausländer mehr in die Schiffswerfte der Kriegshäfen, und ſeit einiger Zeit, höre ich, iſt der Zutritt jedermann ohne Unterſchied verſagt.

Ich kam nun endlich im Zeughauſe ſelbſt an, und machte die Reiſe durch die verſchiedenen Theile deſſelben, gerade als ob alles noch ſo wäre, wie ich es einſt hier ſahe. Dieß iſt der Theil von Venedig, wo die Verheerungen, die die Neufranken angerichtet haben, am ſichtbarſten ſind. — Die Löwen, die vor dem Eingange ſtehen, und die man einſt aus Athen hierherbrachte, haben ſie nicht weggenommen, es ſey nun, daß ſie ſie nicht ſchön genug fanden, oder daß ſie ihnen zu ſchwer waren. Sie ſind alle vier von weißem Marmor, alle von übernatürlicher Größe, einer derſelben, welcher liegt, iſt vom Schwanze bis an das Ende ſeiner Vorderfüße elf Schuh, ſechs Zoll lang. Deſto mehr raubten ſie aus dem Zeughauſe ſelbſt! Außer fünf guten und brauchbaren Kriegsſchiffen nahmen ſie den gan-

zen ungeheuern Vorrath von Dingen aller Art, die zur Ausrüſtung einer Flotte gehören; als Kanonen, Kugeln, Flinten, Degen, Taue, Stricke, Segel, Hanf, Anker, ja ſogar Ruder und hunderterley Artikel von Eiſen zum mannigfaltigen Bedarf der Schiffahrt. Alle dieſe Säle und Niederlagen ſehen denn jetzt ſehr traurig aus, und zeigen in ſeiner ganzen Nacktheit das verfallene Anſehen dieſes einſt größten von Europas Zeughäuſern. Nur hin und wieder ſieht man neuen Vorrath, wovon ich nachher reden werde. Es iſt wirklich ein grauſer Anblick, dieſen Theil von Venedig zu ſehen, der über eine Italieniſche Meile im Umfange hat. Schon unter der vorigen Regierung war das Zeughaus ſeit einer langen Reihe von Jahren vernachläſſiget worden; die Maſchine war zu groß für die geſunkenen Kräfte des Staates, um in ihren mannigfaltigen Theilen aufrecht erhalten zu werden; und nun durch die letzte Plünderung und Verwüſtung, iſt es in einem Zuſtande, daß ich feſt glaube, Millionen Gulden würden nicht zureichen, alle dieſe Gebäude wieder herzuſtellen und die ganze ungeheure Maſchine wieder in vollen Gang zu bringen.

Der Kaiſer hat noch nicht wieder bauen laſſen, ſcheint aber doch das Werk auf einen gewiſſen Grad aufrecht erhalten zu wollen. Er hat in dem zahlreichen Perſonale nichts geändert, ob man ſchon ſagt, daß die Zahl der Arbeiter und ſämmtlichen Perſonen, die dazu gehören, über zwey tauſend ſey. Dieß iſt die runde

Zahl, die man ſeit vielen Jahren immer angab; allein ſchon vor fünf Jahren ſagte mir jemand ins Ohr, daß wirklich nicht mehr als funfzehn hundert Perſonen da wären, und ein Venezianer, dem ich es erzählte, meinte, daß auch von dieſer Summe noch etwas abginge. Indeſſen fand ich die Arbeiter in allen Departements in voller Thätigkeit, und es ſchien mir, als ob die Regierung entſchloſſen ſey, ſich einige Stärke zur See zu geben, und eine Macht zu erſchaffen, die bisher dem Hauſe Oſtreich fremd war. Hauptſächlich iſt man beſchäftiget, kleinere Fahrzeuge entweder zu bauen, oder wieder herzuſtellen, und ſie mit allen nöthigen Artikeln zu verſehen, die denn hier von den verſchiedenen Arbeitern verfertiget werden. —

In den Sälen, wo ehemals die Waffen ſtanden, findet ſich ſchon wieder ein anſehnlicher Vorrath. Man hat die reiche Eroberung hierher geſchickt, die der General Klenau ganz kürzlich am Po machte, ſo wie auch vieles Gewehr, das man zu Peschiera, Breſcia u. ſ. w. gefunden hat. Hier wird es ausgeleſen; das gute und brauchbare wird geputzt und in reinlichen Sälen aufgeſtellt; von andern nimmt man das beſte Eiſenwerk, Meſſing u. ſ. w. und verſieht es mit neuem Holze; noch anderes wird zuſammen geſchlagen. — Auch von Corfu hat man einen Waffenvorrath hierhergebracht, ſo daß ich vermuthe, daß hier in kurzem ein artiges Zeug-

Haus, nehmlich nur für den Landdienſt, wieder entſtehen wird.

In dem Saale, in welchem das beſte Gewehr aufgeſtellt iſt, befindet ſich das ſchöne Denkmahl, das die Republik ihrem Helden Emo ſetzen ließ. Es iſt von weißem Marmor und von Canova's Hand. An einer Schiffsſäule (Columna rostrata) ſitzt eine Fama und ſchreibt des Ritters Nahmen in goldenen Buchſtaben darauf. Oben ſchwebt ein Sieg und krönt ſein Bruſtbild mit einem Kranze. Mich dünkt, es iſt eins der ſchönern Werke, die ich von dieſem vortrefflichen Künſtler geſehen habe.

Sie wiſſen, daß die ehemalige Regierung beſtändig eine gewiſſe Zahl von Kriegsſchiffen hier bauen ließ, an denen man zwar regelmäßig, aber ſehr langſam arbeitete. Man fand ihrer immer ſechs, ſieben bis acht, deren keines ganz fertig war, und welche die Franzoſen folglich nicht gebrauchen konnten, da ſie nicht lange genug hier blieben, um ſie vollendet zu ſehen. Alle dieſe haben ſie zu Grunde gerichtet, ſo viel ſie vermochten, und die Kürze der Zeit ihnen erlaubte; denn, da ſie ſo gar viel wegzuſchaffen hatten, ſo war ihnen jeder Augenblick koſtbar. Sie nahmen alſo die Geſtelle weg, die ſich auf beiden Seiten eines Schiffes finden, bis man es vom Stapel laufen läßt, und ſo fielen dieſe ſchweren Maſchinen auf eine Seite und wurden unbrauchbar. Von andern zerhackten ſie den Kiel und vernichteten die großen Balken, an denen

das Steuerruder befeſtiget wird. Einige Schiffe zerſchlugen ſie ganz, und noch andere verſenkten ſie. Die letztern hat man ſeitdem wieder aus dem Waſſer gezogen, und die erſtern beſſert man aus: womit es freylich ſehr langſam geht, weil man ſich jetzt mehr mit kleinern Kriegsſchiffen, beſonders mit Kanonenbooten beſchäftiget.

In allem, was man wegnahm, oder zu Grunde richtete, war, bis hierher, ein gewiſſer Zweck, und, die Ungerechtigkeit weggerechnet, ließ ſich weiter nichts gegen die Sache ſagen. Aber nebenher vernichtete man eine Menge Dinge aus bloßem kindiſchen Muthwillen, und aus der dieſen Neufranken ganz eigenen Arroganz, die nicht nur jede Regierung, die von der ihrigen verſchieden iſt, umſtoßen wollte, ſondern auch alle Spuren zu vertilgen wünſchte, die von den alten Regierungen übrig ſind. Die Markuslöwen alſo und die Figuren der Dogen waren hier der ewige Gegenſtand ihrer Verfolgung, ſo wie es in Frankreich die Denkmähler ihrer ehemaligen Könige waren: und davon ſieht man denn auch in dieſem Zeughauſe mehrere Beweiſe. Unter andern war für ſie der Bucentoro ein großer Stein des Anſtoßes. Dieſes reiche und, in ſeiner Art, merkwürdige Gebäude, obſchon ein ſehr ſchlechtes Schiff, mußte denn auf alle Art entſtellt werden! Die größern gehauenen Figuren wurden herabgeworfen, die vielen kleinen Basreliefs und all das Schnitzwerk, welches reichlich vergoldet

war, wurden abgebrochen, und das Gold heruntergekratzt. Ueberdieß beſchädigte und durchlöcherte man hin und wieder das Ganze. Das iſt der Zuſtand, worin man jetzt dieſes Schiff ſieht; und da dem Hauſe Oeſtreich wenig daran gelegen ſeyn kann, ſo wird es in wenigen Jahren ganz zuſammenfallen.

Um einem jeden Gerechtigkeit wiederfahren zu laſſen, muß ich erinnern, daß die mannigfaltigen Verheerungen, die ich beſchrieben habe, nicht allein auf die Rechnung der Franzoſen zu ſetzen ſind; vieles thaten die Venezianiſchen Demokraten, die ächten wiedergebornen Kinder der neuen Republica Veneta Democratica.

Venedig den 7ten Juny.

Ich war vergangenen Sonntag in der Kirche der Pietà, und fand mit Vergnügen, daß dieſe Stiftung noch aufrecht erhalten wird. Es iſt eine Art von Findelhaus, in welchem Mädchen erzogen werden. Man lehrt ſie allerhand Arbeiten, und dabey ſieht man ſehr darauf, wozu ſich eine jede vorzüglich ſchickt. Muſik aber war zu allen Zeiten ein Hauptzweck, und darin haben es einige ſehr weit gebracht. Sonntags geben ſie in ihrer Kirche Concerte, welche weder ganz weltlich, noch ganz geiſtlich ſind. Die Mädchen ſingen nicht nur, ſie ſpielen auch alle Arten von Inſtrumenten; kurz,

ſie allein machen das ganze Concert, das denn, da es in einer Kirche gegeben wird, jedermann offen ſteht. Die Mädchen befinden ſich auf einem Chore, oder einer Art von Emporkirche, ſind aber ſo durch Gitterwerk verſteckt, daß keine recht zu erkennen iſt.

Auch bin ich wieder zu St. Giorgio maggiore geweſen. Sie wiſſen, daß dieß eine beſondere Inſel iſt, die ganz von einem Benedictinerkloſter, und dem, was dazu gehört, eingenommen wird, ob ſie ſchon eine Meile im Umfange hat. Mit Vergnügen ſah ich die Kirche wieder, die ich immer für eins von Palladios ſchönſten Werken zu Venedig gehalten habe, weil ſie weniger überladen iſt, als ſo viele andere: und dabey wird ſie ungemein reinlich gehalten. Ihre Gemälde hat man ihr gelaſſen, ſo wie die ſchönen hölzernen Basreliefs im Chore, die die Geſchichte des heiligen Benedict vorſtellen. Aber im Speiſeſaale war die berühmte Hochzeit von Cana, ein Gemälde, das man für Paul Veroneſe's Meiſterſtück hielt. Unglücklicherweiſe war es auf Leinwand, wie die mehreſten Gemälde zu Venedig, und ſo ſtand es unter den Artikeln der Kunſtbeute, die die Franzoſen hier machten, oben an. Jetzt iſt dieſer Speiſeſaal geſchloſſen, und mit Salz und Getreide für die Armee angefüllt. Auch in den Kreuzgängen ſah ich eine Menge Mehlfäſſer und mehrere Wachen von kaiſerlichen Soldaten.

In den weitläuftigen und angenehmen Gärten dieſer Inſel waren ſonſt große Bäume, unter denen die Venezianer ſich oft labten und ſpazieren gingen (denn wer konnte ſo etwas mehr ſchätzen, als die Einwohner einer Stadt, wie Venedig?) Die Neufranken haben ſie niedergehauen.

Vorzüglich berühmt war die Büchersammlung dieſes Kloſters! Hier waren nicht nur ſeltene und koſtbare Werke in Menge, ſondern auch viele Handſchriften und ſogenannte Principes, oder Ausgaben von 1400. Hiervon haben die Franzoſen das Mehreſte und Beſte weggeführt. Was zurückbleibt, wird gewöhnlich, nach einem ſolchen Unfalle, vorzüglich werth, und ſo zeigte mir unſer Führer mit ſichtbarem Wohlgefallen einige gerettete Seltenheiten, und darunter einen ſchönen Livius von 1470.

Daß zu Venedig ſchon längſt große Armuth und viel Betteley war, iſt bekannt; aber beides hat ſehr zugenommen, wofür ſich denn eine Menge Urſachen angeben laſſen. Der Markusplatz und alle Kirchen ſchwärmen jetzt von Bettlern, die dem Fremden unausſprechlich beſchwerlich ſind, weil ſie ihn am meiſten verfolgen. Ich geſtehe, daß ich bisweilen alle Geduld verliere, wenn ich bemerke, wie man unter zwanzig bis dreyßig Perſonen zum Ziele gemacht und verfolgt wird. Sie laufen Ihnen nach, von

einem Ende des langen Markusplatzes bis zum andern, mit einer Hartnäckigkeit, die beleidigend iſt, wenn Sie ſehen, daß man die Einwohner des Ortes in der nehmlichen Zeit ruhig ihren Weg gehen läßt. Gleichwohl iſt das nicht ein Ort zum Geben. Man thue das nur mit einigen wenigen, und man iſt ſicher, daß man das ganze Heer von Bettlern zur Seite hat, die Ihnen bald die Luſt benehmen werden, auf dem Platze umherzugehen.

Aber es giebt eine andere Art von Armen, deren Anblick und Geſchichte auch ein unempfindliches Herz rühren muß. Gleich am erſten Tage unſerer Ankunft ſah ich auf der Rialto-Brücke ein Frauenzimmer in ſchwarze Seide gekleidet. Auf einer Stufe der Brücke lag ein kleines Kind auf einem Bette. Die Mutter kniete auf dem harten Steine, in ihrer Rechten einen Wedel, womit ſie die Fliegen von dem Kinde abwehrte, ihre Linke ſtillſchweigend zum Empfang ausgeſtreckt. — Auf einer andern Brücke kniete ein wohlgekleideter Mann, ſeine Rechte ſtillſchweigend vor ſich hin haltend. Ich glaubte, es wäre irgend eine religiöſe, oder bußfertige Handlung (acte de dévotion;) allein ich erfuhr, daß der Mann auf dieſe Art das Mitleiden der Vorübergehenden anflehte. — Auch ſeh' ich häufig wohlgekleidete Frauenzimmer, deren Geſicht ganz verſchleiert iſt, mit Untertaſſen in der Hand, auf

dem Markusplatze umhergehen. Sie fordern nicht, reden niemanden an, ja ſie ſtrecken nicht einmal ihre Taſſen aus, ſondern halten ſie ruhig vor ſich hin, und überlaſſen es der Menſchlichkeit der Vorübergehenden, etwas darauf zu legen. — Noch andere Frauenzimmer knien vor dieſer oder jener Kirche, mit aufgehobenen Händen und einem Tuche, das vor ihnen ausgebreitet liegt, auf welches denn das Mitleiden etwas kleines Geld wirft. — Alles das fällt hier niemanden auf, und die mehreſten gehen kalt vorüber, weil ſie daran gewöhnt ſind. Es ſind, heißt es, Familien, die durch die Revolution herabgekommen ſind. Mancher hat ſeine Stelle verloren, die er ſonſt unter der Regierung hatte; andern iſt dieſer oder jener Nahrungszweig abgeſchnitten, von dem er unter der alten Form der Republik lebte. Zwar hat die Oeſtreichiſche Regierung ſo viel als möglich alles gelaſſen, wie ſie es fand, und wenige Unterbediente, die in den verſchiedenen Kammern ſaßen, werden ihre Stellen verloren haben; allein daß ſie ſich auch mit allen denen beſchäftigen ſollte, die durch die Revolution auf dieſe oder jene Art verloren haben, oder ganz um ihr Brot gekommen ſind, läßt ſich menſchlicher Weiſe nicht erwarten. Wie viele Advocaten und Schreiber z. E. müſſen nicht zu Grunde gerichtet ſeyn, ſeitdem die Unterthanen vom feſten Lande nicht mehr genöthiget ſind, jede Kleinigkeit in die

größern Inſtanzen zu Venedig zu treiben. Eine Menge Officianten hatten auch ihre Stellen verloren, ehe dieſes Land an das Haus Oeſtreich kam.

Was den eigentlichen Adel dieſer Stadt betrifft, ſo gab es zu allen Zeiten unter den ſogenannten Nobili mehrere, die ſehr arm waren; unterdeſſen fanden ſie, ſo lange die ariſtokratiſche Republik beſtand, hier und da einen kleinen Verdienſt. Dieſer hört nun auf. Freylich giebt der Kaiſer jedem Individuum dieſer Art täglich zwey Lire, oder 24 Kreuzer: eine Summe, die denn in dieſer Stadt höchſt unbedeutend iſt.

Ich habe ſchon auf meiner Reiſe durch das feſte Land des Herzogthums Venedig, ſowohl als bey Gelegenheit des Hiſterreiches angemerkt, daß der Kaiſer die mehreſten Stellen durch Einwohner des Ortes beſetzt hat. Aus dem nehmlichen Grunde vermuthlich wurde Peſaro, ein Mann aus einer großen Venezianiſchen Familie, zum Miniſter gewählt. Er iſt kürzlich geſtorben, und zu Wien hielt man ſeinen Tod für einen großen Verluſt. Manche glaubten dort, er ſey von den Venezianern vergiftet worden; allein dieſer Meinung habe ich ſeitdem heftig widerſprechen hören, und das von Männern, die die letztere Geſchichte dieſer Stadt genau kennen. Nach allem, was ich hier am Orte ſelbſt abnehmen kann, war Peſaro den Venezianern nicht ſo unangenehm,

als man zu Wien glaubte. Unzufriedene wird und muß ein jeder machen, der an die Spitze der Regierung eines Landes geſtellt wird; und ſo iſt man auch ſchon mit Pellegrini, dem neuen Regenten, unzufrieden. Hierzu kommt noch, daß dieſer, von Florenz gebürtig, ein Ausländer iſt. — „Seit Peſaros Tode, heißt es, iſt alles theuer geworden, und Venedig verarmt.“ — Ich ſage, die Theurung kommt von der Wiederer⸗neuerung des Krieges, und nicht von Pellegri⸗ni's Regierung; was aber die zunehmende Ar⸗muth der Stadt betrifft, ſo muß dieſe immer ſichtbarer werden, je mehr man ſieht, daß ſich hier alles geändert hat. — An Peſaro tadelten viele, daß er die Demokraten zu ſehr verfolgte. — „Der ſouveräne Rath, ſagt man, übergab die Regierung in die Hände des Volks, und ſo ward Venedig zur demokratiſchen Republik. Was in dieſer Zeit der Revolution geſchah, ging den Kai⸗ſer nichts an, und folglich hat er es auch nicht zu ahnden; denn damals hatte niemand auch nur den entfernteſten Gedanken, daß dieſer Staat dem Hauſe Oeſtreich überlaſſen werden ſollte.“

Was den Umſtand betrifft, einen Eingebor⸗nen, oder einen Fremden an die Spitze eines ſolchen Landes zu ſtellen, ſo läßt ſich ſehr vieles auf beiden Seiten ſagen. Das gemeine Volk, das nie die entfernteſte Hoffnung zu einer ſolchen Stelle haben kann, wird immer den Eingebor⸗

nen am liebſten ſehen; unter denen, die ihm an Geburt und Range gleich ſind, wird er ewig Eiferſucht erregen. Das Engliſche Miniſterium beſetzte ſonſt alle wichtige Stellen in Irland mit Engländern. Seit zwanzig Jahren iſt dieſes Syſtem merklich abgeändert worden, und man hat endlich einen Irländer, was ſonſt unerhört war, ſogar zum Großkanzler gemacht. Durch dieſe und ſo manche andere Abänderungen ſchienen die Engländer jeden Wunſch des Landes erfüllen zu wollen, und ſeitdem iſt dieſe Inſel nie ruhig geweſen. — Wirklich iſt es dem Eingebornen beynahe unmöglich, immer einen ſichern Mittelweg zu treffen. Er hat Verwandte, er hat Freunde, er ſteht in mancherley Verhältniſſen, die der Ausländer nicht kennt. Immer wird ihm Parteylichkeit ſchuld gegeben werden, bald vom Hofe, bald von ſeinen Landsleuten. Sind die letztern ganz mit ihm zufrieden, ſo wird es ſchwerlich der Hof ſeyn, während daß ſeine Landsleute bey jeder unpopularen Handlung, die unter ſeiner Regierung geſchieht, ſchreyen werden, daß er an ſeinem eigenen Lande zum Verräther wird.

In Venedig müſſen ſich jetzt eine Menge Unzufriedener finden! Es kann nicht anders ſeyn; die Natur der Sache, und die ganze Lage des Staats bringt es mit ſich. — Denken Sie Sich alle die Nobili, die als Podeſtà, Luogotenenti ꝛc. in das ganze Land umher geſchickt

wurden, ſo ſehr, daß faſt jeder kleine, ganz unbedeutende Ort ſeinen Mann aus dem Körper der Souveränität hatte. Dieſe reiche Erwerbsquelle hat nun ganz aufgehört; denn wenn die Oeſtreichiſche Regierung einem Landeskinde eine Stelle giebt, ſo nimmt ſie ihren Mann jedesmal aus dem Orte ſelbſt, und nicht aus dem Körper der ehemaligen Souveränität, d. h. aus dem Adel der Stadt Venedig. — Sonſt wurde alles nach Venedig getrieben; jetzt hat jede Provinz ihre Regierung, und Verona, Padua und andere ſind nunmehr eine Art von Hauptſtädten, ſo gut wie jene. Das Heer von Advocaten, das ſonſt in dem Hauptſitze der Regierung hauſete, und ſo viele Männer, die auf mancherley Art einen gewiſſen Erwerb in der Hauptſtadt hatten, leben jetzt, wenigſtens zum Theil, in Dürftigkeit. Das feſte Land aber (die Terra ferma von Venedig) gewinnt dadurch gar ſehr, und die Edelleute dieſer Provinzen, die keinen Fürſten mehr erkennen, als den Kaiſer, treten in ihre natürliche Rechte ein, und machen, ſo gut wie die Nobili von Venedig, den Adel des Landes aus.

Aber dadurch und durch mancherley andere Umſtände iſt Venedig eine zu Grunde gerichtete Stadt. Denken Sie ſich die Zahl der Provinzialen, die, ſo mancher Geſchäfte wegen, häufig in die Hauptſtadt zu kommen genöthiget waren; denken Sie, wie viele Menſchen ſich davon nähr-

ten, und welchen Einfluß das auf den Erwerb aller Claſſen und auf die ganze Bevölkerung hatte! Selbſt viele der Nobili, die durch ihre Stellen im Rathe angefeſſelt waren, und ihr Vermögen, das zum Theil aus Gütern auf dem feſten Lande beſtand, in die Stadt zogen, haben ſie jetzt verlaſſen, und leben auf dieſen Gütern, ſeitdem ſie keine Hauptſtadt mehr haben, in der ſie Regenten waren. Diejenigen, welche Stellen in den Provinzen hatten, brachten gewöhnlich, wenn ihre Regierung zu Ende war, eine Summe mit ſich zurück, die ſie mit Recht oder Unrecht erworben hatten. Dieſes fällt nun auch weg, ſo wie der Gewinnſt, den die Stadt ſonſt von den auswärtigen Geſandten zog, die doch immer jährlich eine anſehnliche Summe verzehrten. Kurz, es wäre einem Wunder ähnlich, wenn die Stadt Venedig mit der Veränderung zufrieden wäre.

Hierzu kommt noch, daß dieſer Staat noch gar nicht organiſiert, und daß jetzt alles nur noch proviſoriſch iſt. Man hat ſo wenig abgeändert als möglich! Aber man hat doch nicht die alte Regierung mehr, und die neue iſt noch nicht auf feſte Grundſätze gebaut. Ich ſprach darüber einmal mit einem ſehr vernünftigen und der Sache kundigen Oeſtreicher, welcher ſagte: „en attendant ils seront provisoirement ruinés. 7)

7) Unterdeſſen werden ſie proviſoriſch zu Grunde gehen.

Bey dem allen ſcheint es mir doch, daß man im Ganzen die gegenwärtige Regierung mehr liebt, als die demokratiſche, die auf den Umſturz der alten Republik folgte. Es iſt auffallend, daß die niedrigſten Claſſen des Volkes dieſe gerade am allermeiſten haßten. Hätte der Senat Muth gehabt, ſich zu vertheidigen, wäre er nicht in ſeinem Innern von dem Krebſe angefreſſen geweſen, er hätte auf den großen Beyſtand des Volks rechnen können. Beſonders höre ich, daß die Dalmatier eine außerordentliche Bereitwilligkeit zeigten, ihm aus allen Kräften beyzuſtehen. Allein hier zeigte ſich jenes Phänomen, welches noch auffallender ſeyn würde, wenn wir es nicht ſchon vorher im Königreiche Neapel und in andern Ländern erlebt hätten: Eine Menge der entſchiedenſten Jacobiner fanden ſich unter dem Adel! Viele aus dieſer Claſſe waren hier ganz trunken von der Republica Veneta Democratica, und der weibliche Theil ihrer Familien tanzte um den Freyheitsbaum wie Bacchantinnen.

Mit alle dem ſcheint noch immer eine beträchtliche Geldmaſſe in Venedig zu ſeyn! Der Handel im Großen, und mit dem Auslande iſt freylich ſchon längſt nicht mehr bedeutend geweſen. Der Freyhafen von Trieſt hat ſchon ſeit vielen Jahren dieſer Stadt großen Abbruch gethan, und noch weit mehr ſeit der Revolution. Dennoch iſt der Kaufmannsläden hier kein Ende, und überall ſehe ich reichlich alles, was nicht nur zur Nothdurft,

ſondern auch zu den Annehmlichkeiten des Lebens gehört. Noch immer wimmeln die Gaſſen von Menſchen, obſchon nicht ganz mehr wie ehemals; in den Läden ſehe ich ſehr gute Waaren, und alle Lebensmittel finden ſich im Ueberfluſſe. Man klagt über Theurung; aber wo iſt jetzt der Ort, in dem ich nicht die nehmliche Klage höre? Als Fremder finde ich dieſe Stadt nicht viel theurer, als manche andere, und zuverläſſig wohlfeiler, als Kopenhagen, Stockholm, Hamburg. Wahr iſt es, Petrillo, der wohlbekannte Gaſtwirth am großen Canal, ſetzt die Mahlzeit für jede Perſon mit zwey Gulden an, ohne Wein; allein das hab' ich ſchon vor vier und fünf Jahren an vielen Orten bezahlt, wo man weniger gut war, als wir hier ſind. In der gegenwärtigen Jahreszeit ißt man ganz vorzüglich. Die Steinbütten (turbot) Sardellen, Makrelen und andere vortreffliche Fiſcharten wechſeln täglich ab; die Kirſchen, Erdbeeren, friſchen Mandeln ſind ſehr gut und die Bohnen, jungen Erbſen u. ſ. w. überaus ſchmackhaft, während daß man vom letzten Herbſte noch immer ſchöne Aepfel ſieht und die Orangen das ganze Jahr hindurch nicht aufhören. — Für vier Gulden haben wir vier Zimmer, wovon zwey ſehr gut ſind. — Für eine Gondel und zwey Gondoliers war der Preis dieſes Mal zehn Lire, oder zwey Gulden des Tages, und noch zwey Lire dem einen Gondolier, der als Lehnbedienter uns führt und überall

hin begleitet. Für eine Barke und vier Ruder nach Paleſtrina auf einen Tag wurden dreyßig Lire (ſechs Gulden) gefordert. — Vor fünf Jahren bezahlten wir die Gondel täglich mit zwölf und, da Himmelfahrt herankam, mit ſechzehn Lire. Die Wohnung koſtete einen ganzen Monat lang täglich drey und dreyßig Lire, und war nicht ſo gut wie die, die wir jetzt für zwanzig haben.

Venedig den 10ten Juny.

Mich dünkt, ich finde bey meinem gegenwärtigen Aufenthalte in den Gemälden der Venezianiſchen Schule weit mehr Genuß, als vor fünf Jahren. Damals kam ich von Rom; oder iſt vielleicht, nachdem man einen Theil des Beſten von hier weggeführt hat, der Ueberreſt mir theurer geworden? — Wirklich findet ſich des Schönen und Guten noch immer ſehr viel in dieſer Stadt; ich will Sie aber nicht mit einer Beſchreibung davon behelligen, ſondern bloß fortfahren, das Wichtigſte anzuzeigen, das die Franzoſen weggeführt haben.

In der Kirche della Carità fehlt die Auferſtehung des Lazarus von Leander Baſſano, welche für das beſte Stück gehalten ward, das ſich hier befand. In der Scuola della Carità haben ſie alle Gemälde gelaſſen, aber Silberzeug genommen, welches man auf elf tauſend Unzen ſchätzt.

In dem ehemaligen Jeſuitenkloſter, das nicht weit von der Dogana di mare liegt, und jetzt den Dominicanern gehört, war eine vortreffliche Bücherſammlung, die die Franzoſen ſchrecklich geplündert haben.

In der Kirche St. Giovanni e Paolo hing das berühmte Gemälde von Titian, Peter der Märtyrer, das denn, wie es ſich von ſelbſt verſteht, hinweggeführt worden iſt. — Zu dieſer Kirche gehört ein Kloſter von ungeheuerm Umfange und das in einem großen und reichen Style gebaut iſt. Die Kreuzgänge ſind wahrhaft prächtig, und das Speiſezimmer war einſt vorzüglich ſchön; allein die Franzoſen haben alles zu Grunde gerichtet, und jetzt iſt dieſes Kloſter ein Hoſpital für Soldaten. — Ueberhaupt liegen kaiſerliche Truppen in einer Menge Klöſter! Das iſt ſehr weiſe, denn hier iſt Platz genug, und ſie müßten ſonſt den Bürgern zur Laſt fallen. Unter der ehemaligen Regierung gab es wenig ſichtbare Soldaten, und die, welche man in der Nähe von Venedig hielt, lagen auf dem Lido, oder der Inſel Malamocco.

An dieſes Kloſter ſtößt die Scuola di St. Marco, ein anſehnliches Gebäude mit großen, ſchönen Sälen. Die Franzoſen haben das Innere faſt ganz zu Grunde gerichtet, beſchmutzt und entſtellt, auch zwey der beſten Gemälde geraubt. Seitdem hat man es gereiniget und zum Theil, aber unvollkommen, wieder hergeſtellt.

In der großen Jeſuitenkirche, die unter die prächtigſten von Venedig gehört, hing das Märtyrthum des heiligen Lorenz von Titian, ein vorzügliches Gemälde. Auch dieſes iſt nach Frankreich gegangen.

In der Kirche der Serviti ſahe ich die Statue des Admirals Emo, die ihm ſeine Neffen geſetzt haben. Sie iſt von Ferraro Toretti, Lehrmeiſter des berühmteſten der jetzt lebenden Bildhauer, Canova's. Die Statue iſt ſehr gut gearbeitet, aber in moderner Uniform: und Spitzen, Epauletten, Treſſenhüte und Stockquaſten ſind keine Gegenſtände für die Bildhauerey. Das Ganze iſt ohne Wirkung und ohne Geſchmack, ſo viel auch Verdienſt im Detail ſich hier finden mag.

Die Kirche St. Jeremias iſt ein ganz neues, noch unvollendetes Gebäude, wovon der Abbate D. Carlo Corbellini von Breſcia Baumeiſter iſt. Es wird von Almoſen errichtet. Ich geſtehe, daß ich dieſe Kirche nicht ohne den äußerſten Widerwillen ſehen konnte; ja ich muß dieſe Unternehmung als einen Diebſtahl betrachten, den man am Publikum begehet, wenn ich bedenke, daß dieſe Stadt ſchon ein Paar hundert Kirchen hat, d. h. wenigſtens zwey Mal ſo viel, als ſie bedarf. Das Schlimmſte bey ſolchen Unternehmungen iſt, daß die Geiſtlichkeit ſie dem Volke als gute Werke anrechnet, und daß nicht nur die Reichen, ſondern, und weit mehr, eine Menge Menſchen der mittlern

Stände und ſelbſt Arme ihr Scherflein dazu bey⸗tragen, das ſie ſich oft an dem Nothdürftigen abbrechen.

Nahe bey der Scuola di St. Fantino fand ich das achte und neueſte Theater, la Fenice genannt, das erſt vor ein paar Jahren vollendet worden iſt. Es iſt jetzt das beſtgebaute und ſchönſte dieſer Stadt, dabey auch das größte, ein einziges ausgenommen, das aber ſehr alt iſt. Die daran ſtoßenden Spiel⸗ und Geſellſchaftszimmer ſind groß, gut und bequem. Man rühmte mir vorzüglich den Tanzſaal, den ich ſehr zweckmäßig, aber übrigens von keiner beſondern Schönheit fand. Ich ſah eines Abends auf dieſem Theater die große Oper, „Adelaide und Guesclin“ worin Me. Angiolini, die ich in Deutſchland geſehen zu haben glaube, Davide, den ich oft und lange in England gehört habe, und Bombelli, den ich noch vorziehe, ſpielten. — Die Verzierungen waren mannigfaltig und ſchön; das Ballet von Vigano, dem Vater, welcher, ſo wohl als der Sohn, darin tanzte. Die Frau des letztern iſt die berühmte Tänzerinn dieſes Namens, die vor einigen Jahren zu Wien bewundert wurde. — Das Innere des Gebäudes hat fünf Stockwerke.

Auf der Bibliothek von St. Marco, oder der großen Stadtbibliothek ſahe ich mit Ver⸗gnügen die ſchönen Deckengemälde wieder, ſowohl als einige Antiken in dem ſogenannten Saale der

Alterthümer. Von Handſchriften und ſeltenen Büchern haben die Franzoſen viel weggenommen.

In der Kirche des heiligen Zacharias war ſonſt ein ſchönes Gemälde von Giov. Bellino und ein anderes von Paul Veroneſe. Beide haben die Franzoſen weggeführt; aber die Nonnen, denen dieſe Kirche gehört, haben den Verluſt durch zwey andere Gemälde ſchon wieder erſetzt, wovon das eine ein ſchöner Jordans, das andere ein Palma vecchio iſt.

Vorgeſtern machten wir eine Fahrt nach Malamocco und Paleſtrina, die ich ſo einrichtete, daß wir ungefähr alle Inſeln zu ſehen bekamen, die in den Venezianiſchen Lagunen zerſtreut liegen. Wir fuhren zwiſchen der Giudecca und St. Giorgio maggiore hinaus, und ließen die Inſeln la Grazia, St. Clemente und St. Spirito zur Rechten, doch ſo, daß wir ganz dicht daran vorbeygingen. In der Ferne zur Rechten ſahe ich zuerſt St. Angelo della Polvere, welche jetzt wüſte ſteht, St. Giorgio in Alga, und nachher St. Secondo, während daß ſich zur Linken St. Elena, la Certoſa, St. Servolo, St. Eleazaro und das Lazaretto vecchio, eine nach der andern, zeigten. — Weiter vorwärts erſchien dann Povelia, und dicht an dieſer Inſel das erſte Fortino, ein unbedeutendes Fort. Hierauf kamen wir nach Malamocco, wo ich das

Mittagseſſen beſtellte. — Wir fuhren dann von dieſer Stadt weiter, hatten aber noch nicht viel Weg gemacht, als ich an den ſteigenden Wellen bemerkte, daß die Barke, in der wir von Venedig gekommen waren, uns ſchwerlich quer durch den Hafen von Malamocco bringen würde, weil ſie, wie die mehreſten Fahrzeuge von Venedig, bloß für die Canäle und Lagunen, nicht aber für das offene Meer, welches zwiſchen Malamocco und Paleſtrina eintritt, berechnet iſt. Wir mußten wirklich bald nachher ein offenes Boot miethen, das etwas ſtärker war, als unſere Barke, und das uns quer durch den Hafen brachte. Die See war ſehr hoch, das Boot ging ſcharf auf der einen Seite, und wir waren nicht ohne Beſorgniß, daß es umſtürzen möchte, da wir viel Wind und gar keinen Ballaſt hatten. Freylich war unſer Segel nicht gar groß; aber alle dieſe Fahrzeuge haben kein ſcharfes Kiel, ſind flach auf dem Boden, und ziehen alſo ſehr wenig Waſſer. Der Wind war öſtlich, und traf uns alſo ſeitwärts; die Wellen ſchlugen über und benetzten uns reichlich. Als wir in die Mitte der Oeffnung zwiſchen den beiden Inſeln kamen, und in das offene Meer hinausſahen, fanden wir eine ſehr hohe See, und unſere Fahrt war höchſt unangenehm. — Dieß iſt der ſogenannte Hafen von Malamocco, der größte und wichtigſte, und im Grunde der einzige, durch welchen große Schiffe aus dem Meere in die Lagunen einlaufen können.

Wir erreichten die Inſel Paleſtrina, oder, wie man gewöhnlich ſagt: Lido di Paleſtrina. Es befinden ſich darauf drey ziemlich bevölkerte Orte, St. Pietro, Porto ſecco und Paleſtrina. Ueber den letzten Ort hinaus, nach Chioggia zu, iſt dieſe Inſel noch etliche Italieniſche Meilen lang, aber vollkommen unbrauchbar. Sie iſt da nicht hundert Schuh breit, und von dieſen hundert Schuhen nimmt der Molo beynahe ſiebzig ein. Das Uebrige iſt Sand, oder höchſtens ein wenig elendes Gras.

Der Molo iſt, wie Sie wiſſen, ein abhängiger Damm, (talus) von gehauenen Steinen, auf deſſen Rücken eine Mauer ſich erhebt, an welcher ein flacher Gang, oder eine Platform hinläuft. Ich fand die Höhe der Mauer, von dieſer Platform gemeſſen, gegen ſieben Schuh, denn ſie iſt ſich nicht überall gleich; ihre Dicke drey Schuh drey Zoll, bis drey Schuh ſechs Zoll. Der erſte und oberſte Abhang, von der Mauer an gemeſſen, ſo daß der flache Gang mit einbegriffen iſt, hält vier und zwanzig und einen halben Schuh. Nun kommt ein kurzer, ſenkrechter Abſatz. Der zweyte Abhang iſt ein und zwanzig Schuh acht Zoll. Beide Abhänge ſind ſehr ſanft und mit großen Idrianiſchen Quaderſtücken belegt, welche durch Puzzolana mit einander verbunden ſind. Am Ende des zweyten Abhanges liegen ungeheure Steinblöcke über einander, die aber nicht zuſam-

men verbunden ſind. Ihre unebene und eckige Oberfläche macht, daß das Meer ohne Unterlaß gegen ſie wüthet und ſich an ihnen bricht. Allein es treibt auch viele aus ihrer Lage, und ſtößt ſie heraus, ſo daß ein Theil des Molo dadurch entblößt wird. Wie weit dieſe Steinmaſſen in das Meer hinausgehen, läßt ſich nicht ſagen, weil ſie zum Theil unter dem Waſſer liegen, und das Meer gerade ſo heftig wüthete, daß ich mich ihnen nicht ganz nähern konnte. Sie ſchienen mir eine Breite von ſiebzehn bis zwanzig Schuh einzunehmen, ſo daß alſo die ganze Dicke des Molo gegen ſiebzig Schuhe betrüge.

Als ich dieſes Werk vor fünf Jahren ſahe, glaubte ich, es wäre für die Ewigkeit gemacht; ja ich wunderte mich ein wenig, einen ſolchen ungeheuern und koſtbaren Bau zu ſehen, der keinen andern Zweck hat, als das Adriatiſche Meer zu hindern, mit Gewalt in die Lagunen einzubrechen, und zu viel Waſſer in die Stadt Venedig zu treiben. Allein ich fand jetzt, daß der untere Theil ſchon an mehreren Orten zu Grunde gerichtet iſt. Ich bemerkte hin und wieder, daß das Meer nicht nur alle die auf einander gehäuften nicht eingemauerten Steine weggeführt, ſondern auch die untere Abdachung, oder den untern Abhang, deſſen Werkſtücke mit Puzzolana zuſammengekittet ſind, an einigen Orten zerſchlagen und auseinander geſprengt hatte. Wie

heftig dieſes Meer bisweilen hier anſchlagen muß, kann man auch daraus abnehmen, daß es nicht nur eine Menge Steine von allerhand Größe, ſondern auch einige der lockerliegenden Blöcke, wovon vielleicht mancher an die zwey hundert Centner wiegt, über den erſten und zweyten Abhang hinauf bis an die Mauer getrieben hatte, wo ich ſie liegen ſahe.

Von dieſem Molo ſind nur vier und ein halb Italieniſche Meilen ganz vollendet, nehmlich vom Hafen von Chioggia an, bis an den Flecken Paleſtrina. Von hier an bis an den Hafen von Malamocco iſt der Molo zwar auch entworfen, auch eine gewiſſe Laſt von Steinen auf einander gehäuft; allein dieſe ſind nicht regelmäßig zuſammengemauert, und die Oberfläche der Abhänge iſt nicht mit flachen, zugehauenen Steinen bedeckt, alſo auch nicht mit Puzzolana befeſtiget: und eben darum hat dieſer Theil am meiſten gelitten. Sollte man das ganze Werk mehrere Jahre lang vernachläſſigen, ſo würden ein paar Millionen Gulden nicht zureichen, bloß um es auszubeſſern. Die Steine, eine Art von ſchlechtem Marmor, womit es gebaut iſt, wurden aus dem Hiſterreiche geholt, aus einer Ferne von beynahe hundert Meilen.

Nachdem wir uns auf dem flachen Gange, der oben längs der Mauer auf den Abdachungen hinläuft, genugſam umgeſehen hatten, ſtiegen wir

hinab, um die Mauer von innen zu beſehen, d. h. auf der Seite der Lagunen, wo ſie ſich gleich von der Erde weg ſenkrecht erhob. Ich maß ſie an verſchiedenen Orten, und fand ihre Höhe ſehr ungleich, weil der Boden, aus dem ſie aufſteigt, an manchen Orten niedriger, an andern höher iſt. Aber ihre Mittelhöhe möchte ich auf elf Schuh ſetzen. — Auf dieſer Seite der Mauer fand ich eine Menge Lateiniſche Aufſchriften, welche angeben, wie viel Schritte von Jahr zu Jahr gemacht worden ſind. Das ſtärkſte Jahr war von hundert und zwey Schritten. In den letztern und neueſten Aufſchriften fand ich, daß man mehrere Male nicht über vierzig Schritte in einem Jahre gemacht hatte. — Hier haben Sie eine dieſer Aufſchriften, damit Sie auch vom Style derſelben urtheilen können: Anno Salutis MDCCLXII, urbis vero conditae MCCCLI. Curatores aquarum hoc opus dederunt et probaverunt.

Die Flecken Paleſtrina, Porto ſecco und St. Pietro ſind ziemlich bevölkert und lebhaft. Das kleine Stückchen Land, das ſich zwiſchen ihnen und dem Molo befindet, iſt faſt ganz mit Gärten angefüllt, wovon die Erzeugniſſe gröſtentheils nach Venedig gehen. Da aber die ganze Inſel ſehr ſchmal iſt, ein Theil derſelben völlig von dem Molo eingenommen wird, und ein anderer mit Häuſern bedeckt iſt, ſo findet

ſich hier natürlich nur ſehr wenig urbar gemachtes Land, ſo wenig, daß wenn man die Zahl der Einwohner nach dem Flächeninhalte berechnen wollte, dieſe Inſel vielleicht noch bevölkerter als Malta ſeyn würde. Die Menſchen können ſich alſo auf ihrem Boden nicht nähren; daher treiben viele derſelben Fiſcherey, und andere jene Art von Schiffarth, die ich im Hiſterreiche beſchrieben habe.

Die Inſel, auf welcher die Stadt Malamocco liegt, und welche man gewöhnlich ſchlechtweg il Lido nennt, hat etwas mehr brauchbares Land, leidet auch nicht ſo viel von dem Meere, als Paleſtrina. — Auch das Städtchen Malamocco iſt lebhaft und ziemlich bevölkert. — Am nördlichen Ende dieſer Inſel liegt St. Nicolo, mit einem Hafen, der nur Schiffe von mäßiger Größe zuläßt, die alſo hier aus dem Adriatiſchen Meere in die Lagunen einlaufen können. Aus dieſem Hafen war es, daß der Doge jährlich ein Stück in das Meer hinaus fuhr, um die berühmte Vermählung zu feyern.

Weiter hin ſahen wir St. Erasmo. — Von der Stadt Malamocco fuhren wir ein großes Stück am Ufer dieſer Inſel hin, und kamen bey dem Lazzeretto vorbey, einer Inſel, die man auch Lazzeretto vecchio nennen könnte, zum Unterſchiede des Lazzeretto nuovo, welches weiter hinaus auf einer andern Inſel liegt.

Bald nachher erreichten wir die Inſel St. Eleazaro, welche man auch i Padri Armeni nennt, weil ſie von Armeniſchen Mönchen bewohnt wird. Wir ſtiegen aus und wurden ſehr höflich von einem Vater empfangen, zu dem ſich bald einige andere geſelleten, die mit einander wetteiferten, alles auf das verbindlichſte uns zu zeigen. — Ihre Kirche, Bücherſammlung, Speiſeſaal, Lehrſäle, Gärtchen, Coridors, — alles iſt von einer Reinlichkeit, Nettigkeit und Präciſion, die ich, auf den Grad, nie vorher in einem Kloſter geſehen habe. Ich glaubte, in England zu ſeyn. Alles athmete Ordnung, und ſelbſt einen gewiſſen Geſchmack und Eleganz.

Außer den Handſchriften, haben ſie eine Menge gedruckter Armeniſcher Bücher, deren ich mehrere beſah. Sie zeigten mir unter andern eine Armeniſche Bibel, die, mit einer lateiniſchen Ueberſetzung, in London gedruckt iſt. — Außer mancherley Werken in ihrer Sprache haben ſie auch mehrere in verſchiedenen andern.

Sie ſind von der unirten Gemeinde, tragen ein langes, ſchwarzes Gewand und lange Bärte. Sie müſſen alle geborne Armenier ſeyn, und empfangen, um ihren Körper zu erhalten, beſtändig einen friſchen Zuwachs aus dieſem Lande. Sie unterhalten, zu dieſem Zwecke, gewiſſe Verbindungen in Conſtantinopel. Ihre jungen Leute nehmen ſie von zwölf bis achtzehn Jahren an, lehren und

erziehen ſie. — Ihre Einkünfte ſind jetzt, wie ſie ſagten, ſchlecht, und beſtehen in dem Ertrage einiger Ländereyen, die ſie beſitzen, und in einem Gewinnſte, den ſie aus den Büchern ziehen, die zu Venedig in Armeniſcher Sprache gedruckt und nach Conſtantinopel verkauft werden. Sonſt hatten ſie auch ein Gewiſſes aus der Münze, welches aber, ſeit der Revolution, außen geblieben iſt. — Sie behaupteten, daß ihre Sprache weder mit der Griechiſchen, noch Arabiſchen, noch Türkiſchen etwas gemein hätte, und überhaupt von allen andern merklich verſchieden wäre.

Von hier ließen wir die Inſel St. Servolo zur Linken; St. Elena, und etwas weiter hin, die Certoſa, zur Rechten, kamen an der Punta di St. Antonio vorbey, und erreichten über St. Giorgio maggiore den Markusplatz.

Wer die beſchriebene Fahrt auf dieſe Art machen und ſo alle die genannten Inſeln mehr oder weniger ſehen will, muß es vorläufig ausbedingen, ſonſt führen ihn die Schiffer den bequemſten und kürzeſten Weg nach dem Molo und wieder zurück.

Da ich einmal an den Inſeln der Lagunen bin, will ich noch einige andere nennen, denn ich habe ſie auf meiner dießmaligen Reiſe ſo ziemlich alle geſehen. — Auf einer Fahrt nach der Inſel Murano, die jeder Reiſende machen muß, kommt man bey St. Chriſtofolo und St. Michiel vorbey, und ſiehet rechts das Lazzeretto nuovo

und St. Giacomo. — Als wir von Meſtre nach Venedig gingen, ſahen wir St. Secondo, und in einer kleinen Ferne davon St. Giorgio in Alga; ein gutes Stück weiter hinaus aber die Inſeln Burano und Mazorba. Die einſt ſtark bewohnte Inſel Torcello iſt jetzt beynahe öde.

Ich bediente mich, auf dieſen Fahrten, des Planes von den Venezianiſchen Lagunen, welchen Lod. Furlanetto in drey großen Blättern geliefert, und den Riformatori dello Studio di Padova zugeeignet hat. — Von der ganzen Republik hatte ich die ziemlich gute Karte „Il Veneto Dominio in terra ferma etc. del Sgr. Uberto Tailot, 1797.“ — Als einen Wegweiſer und einen eigentlichen Führer in der Stadt Venedig weiß ich noch immer nichts beſſeres, als den „Forastiere illuminato intorno le cose piu rare e curiose antiche e moderne della Città di Venezia etc. In Venezia 1796. Es koſtet zwey Gulden, hat über vierzig kleine, ziemlich ſchlechte Kupferſtiche, und iſt — was dieſe Führer nun ſo gewöhnlich ſind. Man hat der beſſern Werke und Beſchreibungen von Venedig mehrere; aber an Ort und Stelle ſind ſie gewöhnlich nicht ſo brauchbar, als die eigentlichen ſogenannten Wegweiſer, wäre es auch nur der beſtändigen Veränderungen wegen, die ſich immer zutragen.

Venedig den 12ten Juny.

Es verſteht ſich, daß ich, auch bey meinem gegenwärtigen Aufenthalte, die vielen und ſchönen Kirchen mit ihren Gemälden, die ſogenannten Schulen und die Privatſammlungen, die ſich hier befinden, wieder beſucht habe. Im Ganzen habe ich in allen dieſen Dingen wenig Veränderungen gefunden, diejenigen ausgenommen, die durch die Franzoſen entſtanden ſind, und die ich angezeigt habe. Die Sammlungen in den Palläſten Piſani Morandi, Grimani Spaga, Barbarigo und Farſetti erſchienen mir ſo ziemlich, wie ich ſie vor fünf Jahren geſehen hatte.

Aber in dem Pallaſte Mancini fand ich eine Pſychevon Canova, die erſt ſeit ein paar Jahren ſich hier befindet, und welche vielleicht die ſchönſte Statue iſt, die ich von dieſem Sohne der Grazien geſehen habe. Von andern lebenden Bildhauern weiß ich ohnedieß keinen, der ihm an die Seite geſtellt werden könnte. Dieſe Pſyche iſt ein Mädchen in der ſchönſten, blühendſten, noch nicht ganz reifen Jugend. Ihr Geſicht und ihr kleiner Buſen, der ſeine ganze Fülle noch nicht erreicht hat, zeigen genau ihr Alter an. Sie iſt bis an den Unterleib nackt; das Uebrige iſt mit einem leichten Gewand nur zum Theil bedeckt. Sie betrachtet aufmerkſam einen Schmetterling, den ſie bey den Flügeln hält. Im Ausdrucke und in dem ganzen Körper iſt eine Zartheit, die uns das Kind mit Liebe

und Achtung anſehen macht. Alles athmet Grazie und die lieblichſte, reinſte, unſchuldigſte Jugend.

Einmal ging ich auch in die hieſige Porcellanfabrike, die aber wenig zu arbeiten ſcheint; auch iſt die Erde ſchlecht, und Formen und Geſchmack zeichnen ſich keineswegs aus. Von jenen ſchönen und feinern Arbeiten, die man jetzt in den großen Fabriken von Europa ſieht, findet ſich hier gar nichts. An Biscuit, Statuen und ſchöne Aufſätze iſt nicht zu denken. Man macht hier zugleich auch Fayence und eine Nachahmung des Engliſchen Steingutes.

Venedig den xxten Juny.

Wir gedenken morgen dieſe Stadt zu verlaſſen, wo ich dieſes Mal zwölf Tage unter vielem Genuſſe zugebracht habe. Wie ſehr alles in dieſer Welt verhältnißmäßig iſt, und von Umſtänden abhängt, weiß ein jeder, der gewohnt iſt, ſich ſelbſt und ſeine Gefühle zu beobachten. Bis auf einen gewiſſen Grad weiß es jedermann; aber groß iſt der Unterſchied zwiſchen bloß allgemein anerkannten Wahrheiten, und zwiſchen ſolchen, die wir ſelbſt oft durchgefühlt haben, und innig und praktiſch anerkennen. Und ſelbſt dann laſſen wir uns noch oft durch die Gefühle des Augenblicks und durch Umſtände, die außer uns liegen, irre führen! — Mein Aufenthalt zu Venedig hat mir dießmal weit mehr behagt, als vor fünf Jahren. Damals war

ren alle Eindrücke von Rom noch neu in mir; noch hatte ich die Meiſterſtücke aller Art in den Augen, und war überdieß geſättiget an den Dingen, die man in Italien und nur in Italien ſieht. Jetzt konnte ich zu Venedig keine nähern Vergleichungen anſtellen, als mit Deutſchland, Schweden Dänemark und Norwegen: und da iſt denn dieſes hier freylich noch immer ein ganz anderes Land. Ich hatte alſo weit mehr Sinn für die Schönheiten der Venezianiſchen Schule, ſo ſehr auch ihre Gemälde von den Römiſchen und Bologneſiſchen verſchieden, und ſo überladen auch ihre Architektur iſt. — Oft hat auch unſere häusliche Lage einigen Einfluß auf das allgemeine Wohlgefallen, oder Mißfallen, mit dem wir einen Ort ſehen! Vor fünf Jahren war ich in der Himmelfahrtszeit in Venedig, eine Zeit der Beluſtigung, der ich nie viel Geſchmack abgewinnen konnte. Aber das Haus, in dem wir wohnten, war von Fremden angefüllt, und jedermann wurde mehr oder weniger vernachläſſiget. Unſere Wohnung war ſchlecht, noch ſchlechter die Mahlzeiten, und keine Art von Getränke zum Genießen. — Jetzt ſind die Reiſenden hier ſelten, und man weiß ſie zu ſchätzen. (Wiſſen Sie wohl, daß manchem Fremden die Erlaubniß nach Venedig zu reiſen, in Wien geradezu abgeſchlagen wird?) Das Haus iſt das nehmliche; aber alles zeigt ſich darin unter einer veränderten Geſtalt.

Gleichwohl iſt Venedig jetzt in ſo vielen Rückſichten bey weitem nicht mehr, was es war! Ich rede nicht von dem Geräuſche der Himmelfahrtswoche, denn ich kam damals lange vor dieſer Zeit an; aber es herrſchte in dieſer Stadt ein Leben, eine Regſamkeit und eine Fröhlichkeit, die verſchwunden ſind. Einer ſcheint jetzt dieſes, der andere jenes zu betrauern und zurückzuwünſchen. Dieſer hat ſein Anſehen und ſeine Stellen, jener ſeine Einkünfte verloren. Mancher hat Nahrungsſorgen; noch andere kämpfen mit drückender Armuth, und alle ſcheinen zu fühlen, daß ſie nicht mehr die Bewohner der Hauptſtadt eines ſouveränen Staates ſind. Oeſtreich behandelt dieſe Stadt mit ſchonender Hand; aber die Natur der Sache erlaubt nicht, daß ſie je wieder werde, was ſie war. Es iſt auffallend, wie viel die neue Regierung von der alten Form noch beybehalten hat. So beſteht, unter andern, der größte Theil der Truppen, die den Dienſt der Stadt verſehen, aus den nehmlichen Dalmatiern, die die Republik ſo gern in ihrem Dienſt hatte, und an die das Volk gewöhnt war. Selbſt die Uniform iſt, mit einigen natürlichen Abänderungen, noch die nehmliche. Uebrigens braucht man dieſe Leute auch ſchon der Sprache wegen. Zwar liegt ein anſehnliches Korps von Oeſtreichiſchen Truppen hier, die aus Deutſchen,

Ungarſchen und Slaviſchen Völkerſchaften beſte-hen; aber ſie liegen größtentheils in ihren Klö-ſtern, und man gebraucht nur eine ſehr kleine Zahl zum Dienſte der Stadt.

Am auffallendſten zeigt ſich der Unterſchied zwiſchen der gegenwärtigen und vergangenen Zeit auf dem großen Canale. Dieſer iſt jetzt ſehr todt in Vergleichung mit dem, was er einſt war! „Was iſt aus allen den Gondeln geworden, die ich ſonſt auf dieſem Canale umherſchwärmen ſah?" — La rivolutione, antwortet man mir, mit Italieniſcher Geberdung. — „Aber es giebt doch der wohlhabenden und müßigen Familien noch genug in der Stadt, und dieſe müſſen Be-ſuche machen, ſpazieren fahren, friſche Luft ſchöp-fen?" — Stanno in casa, ſie bleiben zu Hauſe, ſagt man lächerlich genug. — „Und dann die vielen Boote und Gondeln, die ſonſt um die Wette ruderten, und denen ein Heer von Müßig-gängern nachfuhr? Die vielen Gondoliers und Bootsknechte, die des Abends ſangen, lachten und lärmten?" — Non hanno piu Spirito, ſie haben kein Leben mehr, oder, es iſt kein Le-ben mehr unter ihnen. — Ich werde oft unge-duldig über ſolche unbefriedigende Antworten; aber ſicher iſt es, daß Venedig in dieſen Rück-ſichten ſich ſehr geändert hat. Eine der vernünf-

tigſten Urſachen, die ſich unter andern angeben laſſen, iſt, daß eine Menge Mitglieder des ehemaligen Raths, die an die Stadt gebunden waren, jetzt, da ſie nicht mehr da angeſtellt ſind, die ſchöne Jahreszeit häufiger auf dem Lande zubringen, als ſonſt.

Sechster Brief.

Reiſe von Venedig über Meſtre nach Padua — die Kirche der h. Juſtina — das Kloſter mit ſeinen Gemälden — die Kirche des h. Anton — Bettler — Kloſter der Padri Eremitani — der Prinz von Oranien — die Bäder von Battaglia und Abano — Vicenza — Palladio — Modonna del Monte — Seidenfabrike — Verona — Desenzano — Peschiera — Catull's Villa — Sarmione — Volargni, oder Volargine — Peri — Ala — Borchetta — Roveredo — Caliano — Aquaviva — Salurn — Trient — Lauis — Neumarkt — Brandſol — Botzen — Capucinerkloſter zu Clauſen — Brixen — Mittewald — Sterzingen — der Brenner — Steinach — Schönberg — Nachrichten über die Tyroler Alpen und Gletſcher — das Landvolk — von einigen Straßen — Inſpruck — die Gegend umher.

Padua, den 13ten Juny 1799.

Wir verließen geſtern früh Venedig und erreichten Meſtre in ein und einer halben Stunde, wo wir den Wagen gelaſſen hatten. Es war das

Wirthshaus all' Imperadore, sulla piazza, wo täglich eine Lira Standgeld für den Wagen gefordert wurde, während daß man ihn vor fünf Jahren zu Padua für nicht weniger als drey Lire beherbergen wollte. Und darüber hatte man damals gar keine Wahl.

Von Meſtre gehet eine Straße quer durch das Land, ſowohl als ein Canal, bis nach Adolo, wo man in die Straße von Padua nach Fuſina einfällt. Der Weg, den wir jetzt nahmen, iſt nicht ſo ſehr beſucht, als der andere, weder zu Waſſer, noch zu Lande; doch finden ſich an demſelben eine Menge Landſitze, worunter ſich der der Familie Foſcari vorzüglich auszeichnet. — So wie man Adolo näher kommt, vermehren ſich dieſe Häuſer, und gehen dann ſo fort bis in die Nachbarſchafft von Padua. Da ich vor fünf Jahren den Weg zwiſchen Padua und Fuſina hin und her zu Waſſer machte, ſo hatte ich nicht Gelegenheit, zu bemerken, daß die Zahl dieſer Landhäuſer ſo gar groß iſt, und daß ſich auch viele ſehr anſehnliche darunter befinden; indeſſen kommen ſie doch dem nicht gleich, was ich zwiſchen Treviſo und Meſtre ſahe.

Geſtern hat die berühmte Paduaniſche Meſſe angefangen, welche ſonſt für dieſe Stadt war, was für Venedig die Himmelfahrtszeit, oder das Carneval. Fremde ſo wohl als Venezianer kamen hierher, nicht um zu kaufen, ſondern ſich zu

beluſtigen. Man hatte Opern, Pferderennen und Gaukelſpieler aller Art. Alles das hat ſchon ſeit vielen Jahren abgenommen, beſonders aber ſeit der Revolution. Jetzt hat dieſe Meſſe einen ſehr ruhigen und ſtillen Gang, und ich würde ſie vielleicht gar nicht bemerkt haben, wenn man mir es nicht geſagt hätte. Indeſſen hat man doch eine gute Opera ſeria, welche geſtern zum Erſtenmale ſpielte.

Wir ſind weder der Meſſe, noch der Oper wegen hierher gekommen: und in der That bedarf der Fremde, der nur einige Tage hier zu bleiben gedenkt, dieſer Beluſtigungen nicht. Padua hat noch immer eine Menge von Denkmählern, durch die es ſich vor den mehreſten Städten von Nord-Italien auszeichnet; es hat einige Kirchen, die ich mit ſo vielem Vergnügen und wahrem Genuſſe wieder geſehen habe, daß ich mich nicht enthalten kann, ihnen ein paar Seiten zu weihen. Es giebt gewiſſe Dinge, die bey jedem Wiederſehen ſchöner erſcheinen, und bey dem letzten Beſuche vielleicht den größten Eindruck machen. —

Ein ſolcher Gegenſtand war für mich dieſes Mal die Kirche der heiligen Juſtina! Es iſt bekannt, daß man ſie unter die ſchönſten Werke Italiens rechnet. Sie iſt vielleicht diejenige, deren Inneres die größte Anlage und am meiſten edle Einfalt hat. Vielleicht iſt dieſe hohe

Einfalt die Urſache, warum viele, die ſich vermuthlich ganz was anderes vorſtellten, nicht das in ihr gefunden haben, was ſie erwarteten. Manche haben ſich auch zu ſehr bey dem Aeußern aufgehalten, welches freylich des Innern nicht werth iſt. Dieſe Kirche, welche einem Benedictinerkloſter gehört, iſt nach dem Modelle des Andrea Brioſco, oder Riccio Pad. gebaut. Nachher hatten Aleſſandro Leopardo und Andrea Moro die Aufſicht, und machten einige Veränderungen. Das erſte Modell davon wurde ſchon 1516 gemacht. — Sie iſt weder mit Gemälden, noch mit irgend einer Art von Zierrathen überladen, doch ſind hier einige gute Stücke von P. Damini da Caſtel Franco, Claudio Ridolfi, Giov. Maganza, L. Jordans, Carlo Lotti, P. Liberi, hauptſächlich aber von Paul Veroneſe, der auf dem Hauptaltare das Märtyrthum der heiligen Juſtina mahlte. — In dem Chore ſind eine Menge Basreliefs in Holz, ziemlich gut gearbeitet, welche Geſchichten des alten und neuen Teſtaments enthalten. — Noch ſind hier andere Gemälde von Caſſana, Peter dem Luccheſen, Spanno, le Febre, Zanchi, dem Romanino ꝛc. wovon aber die mehreſten keine große Aufmerkſamkeit verdienen. — Von Bildhauerarbeit iſt das wichtigſte von Filippo Parodio, einem Schüler des Bernini. Es iſt

eine anſehnliche Gruppe von weißem Marmor, Chriſtus todt unten am Kreuze, ſeine Mutter, Maria Magdalene und Johannes. Dieſer Künſtler hat großes Verdienſt, aber auch alle Fehler ſeines Lehrmeiſters. Er iſt ſehr manieriert, und hat Bernini's unglücklichen Einfall, in der Bildhauerey das fliegende Haar einzuführen, und auf mancherley Art zu bearbeiten, weiter verfolgt. Was beide hervorgebracht haben, iſt ein neuer Beweis, daß jede Abweichung von den Griechen eine Entfernung vom guten Geſchmack iſt.

Das Kloſter, zu dem dieſe Kirche gehört, iſt ein anſehnliches, ſtattliches Gebäude, in dem der Liebhaber das und jenes findet, das ihn intereſſirt. Die Wohnung des Abtes beſteht aus einer langen Reihe von Zimmern, mit einer ſchönen Ausſicht, die ſich in den Euganiſchen Gebirgen endiget. Zwey dieſer Zimmer ſind ganz mit Gemälden behangen, worunter einige von F. Salviati, G. Rumani, viele von den Baſſano's, Polidoro, C. Loti, P. Farinato, Giov. Bellino, G. Brandi und andern Meiſtern ſich befinden. Die ſchönern aber ſind — eine Madonna und Chriſtus von C. Marat, die Gerechtigkeit und der Friede von Guercino, ein Ecce homo und eine Madonna von Solimene, weit angenehmer, als dieſer letztere Künſtler gewöhnlich mahlt, beſonders der Chriſtus; eine hübſche Magdalene in Guido's Geſchmacke,

die einige von C. Cignani glauben; ein ſehr merkwürdiger Campagnola; einige kleine Stücke von Carlo Dolce und endlich mehrere von Paul Veroneſe, darunter ein ſchönes Crucifix iſt, mit den Jüngern und einigen andern Figuren, auf Schiefer, ganz klein; das Märtyrthum der heiligen Juſtine und eine Himmelfahrt. Vorzüglich merkwürdig iſt in dieſer Sammlung ein A. Mantegna, in vielen Abtheilungen, denn es war vermuthlich ein Altarblatt. Es ſind lauter einzelne Figuren von großer Mannigfaltigkeit und Schönheit. Einige Köpfe ſind ganz vortrefflich, und zeigen in einem hohen Grade das Verdienſt dieſes Künſtlers. — Ich habe dieſe Gemälde mit Fleiß umſtändlich angeführt, weil ihrer in den Reiſebeſchreibungen faſt gar nicht gedacht wird, und weil ſie auch im Volkmanniſchen Werke nicht angezeigt ſind.

Die Bibliothek dieſes Kloſters ſteht in einem guten Saale, iſt ſehr wichtig, und war es ſonſt auch durch Handſchriften und alte Ausgaben; allein die Franzoſen haben das Beſte herausgenommen. Es ſollen zu einer Zeit einmal funfzehn Hundert Neufranken in dieſem Kloſter gelegen ſeyn.

Noch iſt hier ein Kreuzgang, welcher rings herum von alten Meiſtern, beſonders von P. Parentino, gemahlt iſt; dieſe Kunſtwerke ſind

aber aufgefriſcht worden, und haben dadurch viel verloren.

Der Dohm, oder die Cathedralkirche, iſt jetzt faſt ein neues Gebäude, obſchon der erſte Anfang zum Baue ſchon im ſechzehnten Jahrhunderte gemacht wurde. Eine Menge Baumeiſter haben ſeitdem daran gearbeitet, bis es endlich 1756 vollendet worden iſt. Dieſe Kirche hat ihre Fehler, iſt aber immer ein groſzes und ſchönes Gebäude, das ſich durch eine gewiſſe Einfalt und Groſzheit empfiehlt. Die Gemälde ſind von Laos, einem Franzoſen, P. Damini, A. Fumiani, A. Baláſtra, Tiziano Aſpetti, A. Pellegrini, Stefano dall Arzere. — Auch in der Sacriſtey ſind gute Gemälde.

An nichts liegt den Paduanern ſo viel, als an der Kirche ihres heiligen Antonius. Auch ſie iſt ein merkwürdiges, vorzügliches Gebäude, deſſen Inneres aber widerlich überladen iſt. Es wurde ſchon in der Mitte des dreyzehnten und vierzehnten Jahrhunderts gebauet, aber die Kuppel über dem Chore ſoll erſt 1424 errichtet worden ſeyn. Das wichtigſte darin waren mir immer die neun Basreliefs in der Capelle des Heiligen, und mit ihnen habe ich mich dieſes Mal mehr beſchäftiget, als jemals. Fünf mal habe ich ſie beſucht, und immer dünkte mich, ich ſähe neue Schönheiten. Gleichwohl ſind ſie keineswegs in dem ſchönen Style der Kunſt.

Der Ausdruck iſt nicht edel, und die Figuren ſind nichts weniger, als Griechiſch. Dieſe Künſtler ſtudierten mehr die Natur, als die Antike, und eben daher kommt die große Wahrheit, wodurch dieſe Bilder immer mehr anziehen, je länger man ſie betrachtet.

Dieſe Capelle wurde im Jahre 1500 von Giov. Minello de Bardi und ſeinem Sohne Anton angefangen. In der Folge arbeiteten J. Sanſovino und Giov. M. Falconetto daran. Die zwey marmornen Pilaſter ſind reich und ſchön verziert, der eine von Matteo Allio, der andere von Girol. Pironi. Die drey Statuen auf dem Altare ſind von Tiziano Aſpetti. — Sehr ſchön auf einem der Seitenaltäre dieſer Kirche iſt das Märtyrthum der heiligen Agatha, der die Brüſte abgeſchnitten worden ſind. Der Mahler, Giov. Tiepolo, hat dieſen Gegenſtand mit außerordentlicher Delicateſſe gehandhabt. Der Ausdruck in ihrem Geſichte, und in dem ihrer beiden Freundinnen, wovon die eine die verſtümmelte Bruſt mit einem Tuche bedeckt, ſind vortrefflich.

Die Franzoſen raubten dem Heiligen alle ſein Silbergeſchirre, von ungeheuerm Werthe, aus dieſer Kirche (ſo wie aus allen andern) und der Heilige ließ es ſich gefallen, und that kein Wunder. Dieß ſtört aber die ehrlichen Paduaner

nicht im geringſten! Sie glauben noch immer an ſeine fortdauernde Wunderkräfte, wie die elenden Sudeleyen ex voto beweiſen, die man in ſeiner Capelle aufgehangen ſieht. Sie ſind von 1797 und 1798, und zwey vom gegenwärtigen Jahre.

Auch haben die Gläubigen aller Art ihrem Heiligen Anton ſchon mancherley Silberwerk wieder geſchenkt; die großen Leuchter aber und andere dergleichen Paraphernalien, die ſonſt vom nehmlichen Metalle waren, und dieſe Capelle zierten, hat man durch verſilbertes Holz erſetzt, welches ſo gut gearbeitet iſt, daß es in einiger Ferne die nehmliche Wirkung thut.

Heute zählte ich in dieſer Kirche ſieben Altäre, an denen auf einmal Meſſe geleſen wurde. So werden eine Menge Prieſter genährt, und die Stadt iſt arm. Ich bin durch ſehr viele andere Kirchen dieſes Ortes gegangen, und überall las man Meſſe, und überall waren Menſchen. Dafür iſt aber auch dieſe Stadt, welche in ihrem weiten Umfange ſchon längſt nicht mehr vierzig tauſend Seelen hält, ſo voller Bettler aller Art, daß man nicht einen Schritt thun kann, ohne von ihnen unausſprechlich beläſtiget zu werden. Beten und Betteln ſcheint die eigentliche Profeſſion einer unzähligen Menge von Menſchen zu ſeyn, in Venedig und Padua. Zwar iſt das mehr oder weniger der Fall in ganz Italien; aber in Rom und hier zu Lande vorzüglich. Ich

verliere alle Geduld, wenn ich ſehe, welche ungeheure Menge von Weibsperſonen, mit geſunden Gliedern, ganz auf Koſten anderer Leute lebt. Ich gedenke beſonders der Weibsperſonen, weil dieſes Geſchlecht durch Stricken, Nähen, Waſchen, Ausbeſſern ꝛc. einen großen Vortheil über die Mannsperſonen hat, und immer im Stande iſt, wenigſtens etwas zu gewinnen. Und dann hat der Menſch in Italien ſo viel weniger Bedürfniſſe, als der in nördlichern Ländern! Dabey predigen die Pfaffen immerfort über ihren Lieblingsgegenſtand, la carità, und preiſen das Almoſengeben als die erſte der Tugenden. Und das Austheilen der Suppe in den Klöſtern geht auch ſeinen alten Gang fort, d. h. ein Müßiggänger ernährt den andern, und alle leben auf Koſten des arbeitenden Theiles der Nation. — Befindet ſich in einer Familie irgend ein Krüppel, ein preßhafter, oder verunſtalteter Menſch, ſo fällt es ſeinem Vater, ſeinem Bruder keinen Augenblick ein, für dieſen zu arbeiten; ſondern auch er wird ein Müßiggänger, fährt, trägt, oder führt den Krüppel umher, und ſo gewinnen beide ihr Leben. Die Kirchen ſind der Hauptſitz der Bettler, und die Reiſenden, oder Fremden, ſind diejenigen, die man mit einer Hartnäckigkeit verfolgt, der man denn öfters eine eben ſo große Hartnäckigkeit, die aus übler Laune entſteht, entgegen ſetzt.

Nicht weit von dieſer Kirche iſt die ſogenannte Scuola di St. Antonio, wo ſich eine Menge Frescogemälde von Titian, Domen. Campagnola, Giov. Contarini und einigen unbekannten Meiſtern finden. Auch bemerkte ich dieſes Mal ein neueres Gemälde von Anton. Butafoco, einem noch lebenden Veroneſer von vielem Verdienſte. — Alle dieſe Gemälde enthalten Wunderwerke des heiligen Antonio.

Eine der ſehenswürdigſten Kirchen dieſer Stadt iſt die der Padri Eremitani! In einer der Capellen ſind vortreffliche Gemälde in Fresco von A. Mantegna. Auf der linken Seite iſt alles von ihm, auf der rechten nur das unterſte Gemälde. Außer mannigfaltigen Schönheiten, die ſich darin finden, iſt die Architektur vorzüglich bewunderenswürdig. Kein ſpäterer Künſtler hat ihn darin übertroffen. Hauptſächlich gefällt mir das Gemälde zur Rechten, mit drey großen Bogen. Das Uebrige iſt von ſeinen Schülern; man lieſt auf einem „Opus Bona," und auf einem andern „Opus Massuini." Hinter dem Altare ſind Gemälde von N. Pizzolo, einem Zeitgenoſſen von Mantegna.

Ein großes Stück, worauf ſich mit der Madonna der Doge Gritti befindet, iſt von L. Fumicelli, 1536, ſehr ſchön. — Im Chore ſind Frescogemälde aus dem vierzehten Jahrhundert von

Guariento. — In der Sacriſtey iſt ein junger Johannes in der Wildniß, eines der ſchönſten Gemälde, die ich ſeit langer Zeit geſehen habe. Es iſt von hohem Werthe, es ſey nun von Guido, wie man ſagt, oder von einem ſeiner Schüler oder jemand anderm. Mich dünkt, der Künſtler hatte den bekannten Johannes von Raphael im Auge, den man zu Paris, Florenz, Bologna und Wien ſieht. — Das Kloſter, zu dem dieſe Kirche gehört, hatte ſonſt eine anſehnliche Büccherſammlung; allein die Franzoſen haben das Beſte daraus genommen.

In den Kreuzgängen des Kloſters liegen viele Proteſtanten begraben, einige mit kleinen Denkmählern und Aufſchriften. Holländer, Engländer, Deutſche, Schweden u. ſ. w. ruhen hier friedlich beyſammen.

Mitten unter ihnen ſchläft der Prinz von Oranien unter einem einfachen Steine, auf welchem man die Deutſche Aufſchrift lieſt: „Wilhelm Friedrich Georg Prinz von Oranien Naſſau, Heerführer der Deutſchen in Italien, ſtarb den 6ſten Jänner 1799.“ — Ich ſahe dieſen Prinzen vergangenen Winter oft zu Wien, und dachte nicht, daß ich ſo bald auf ſeine Grabſchrift treten ſollte, die ich nicht bemerkt haben würde, wenn unſer Führer mich nicht aufmerkſam darauf gemacht hätte. Er ging als Heerführer vor Ende des vergangenen Jahres nach Italien, und man machte ſich die größten Erwar-

tungen von ihm, als ein Faulfieber ihn hinwegriß. — Sein Tod wurde zu Wien für einen großen Verluſt gehalten; alle, die ich darüber hörte, ſtimmten darin überein, daß er einer der beſten Feldherren der gegenwärtigen Zeit wäre, und die Freude ſchien allgemein zu ſeyn, als er zum Befehlshaber der Italieniſchen Armee ernannt wurde. Man frohlockte, daß die Alten, wie man ſich ausdrückte, auf die Seite geſetzt, und ein Jüngling von vier und zwanzig Jahren an die Spitze geſtellt war. Alles das habe ich von ihm gehört, — nicht, ſeitdem er todt iſt, ſondern, ehe er noch Wien verließ. Beſonders rühmte man von ihm, daß er bey der Armee außerordentlich beliebt ſey, und daß er eine eigene Kunſt hätte, ſich jedermanns Zuneigung zu erwerben. Dieſer letzte Zug fiel mir um ſo mehr auf, da ich ihn zu Wien überall, wo ich ihn beobachten konnte, auffallend ernſthaft, kalt und zurückhaltend fand. Vielleicht trug er in der letzten Zeit ſchon den Saamen des Todes in ſich. Ich fand ihn immer blaß und von ungeſunder Farbe; und doch ſagte man, daß er nie krank geweſen wäre. Von mehreren Holländern hörte ich, daß er ſchon in ſeinem Vaterlande ſo geſchätzt und geliebt war, daß, bey aller Heftigkeit der Parteyen, ſelbſt diejenigen, die ſich Alles über ſeine Familie zu ſagen erlaubten, immer dieſen jungen Mann ausnahmen.

Padua, den 14ten Juny.

Bey dem merklichen Verfalle dieſer Stadt, der ſich auf ſo mancherley Art zeigt, wundere ich mich, daß man den Prato della Valle noch mit ziemlicher Sorgfalt aufrecht und in Ordnung erhält. Dieß iſt, wie bekannt, ein Platz von ſehr großem Umfange, der zu Spaziergängen, zum Pferde- und Kuhmarkte in der Meſſe, und gelegentlich zu einer Art von Pferderennen dient. Der innere Theil, bloß zum Spazierengehen beſtimmt, iſt mit Waſſer umgeben, und auf demſelben ſteht eine große Menge von Statuen, die ſammt und ſonders von gemeinem Steine ſind, und ſich ſehr wenig von Seiten der Kunſt empfehlen. Jedermann hat die Freyheit, hier Statuen zu ſetzen, und ſelbſt Fremden und Ausländern iſt das nicht verwehrt, wie die Statue beweiſt, die der letztverſtorbene Lord und Fürſt Cowper, ich weiß nicht wem, hat ſetzen laſſen. Man findet hier eine Menge berühmter Paduaner, viele Venezianer, Künſtler, Helden und große Männer aller Art. So ließ auch der letzte König von Pohlen, ich weiß nicht welchem Könige ſeines Vaterlandes, eine Statue hier errichten. Dieſer Pohlniſche König hatte auf der Univerſität Padua ſtudiert.

Auch den Salone, oder großen Saal auf dem Rathhauſe habe ich mit vielem Vergnügen wieder geſehen! Da ich ſeine Länge und Breite von verſchiedenen Reiſenden immer ſehr verſchiedentlich

angegeben gefunden habe, ſo nahm ich mir die Mühe, ihn zu meſſen. Er verdient es wohl, denn er iſt wahrſcheinlich der größte Saal in Europa, der von keinem Pfeiler, von keiner Säule unterſtützt wird. Ich fand ſeine Länge inwendig zwey hundert und ſieben und funfzig Engliſche Schuhe, neun Zoll, und ſeine Breite ſechs und achtzig Schuh, acht Zoll. — Weſtminſterhall in London iſt, nach Martin, zwey hundert und ſiebzig Schuh lang und vier und ſiebzig breit, folglich nicht ganz von ſo großem Umfange, als dieſer hier, wohl aber höher. Da de la Lande den Saal zu Padua gar viel größer angiebt, als ich ihn gefunden habe, ſo muß er das Gebäude von außen gemeſſen, oder von Hörenſagen niedergeſchrieben haben.

Die Unreinlichkeit auf den Gallerien an beiden Seiten dieſes Saales iſt ſo groß, als jemals. Ich glaubte, die Oeſtreichiſche Regierung würde in dieſer Rückſicht etwas mehr Reinlichkeit eingeführt haben, wie mich das wirklich zu Venedig der Fall zu ſeyn dünkte. Hier liegt der Menſchenkoth in hohen Haufen aufgethürmt.

Der an das Rathhaus (eigentlich Palazzo della Ragione genannt) ſtoßende Pallaſt des ehemaligen Podeſta ſteht jetzt leer, und in den Pallaſt des Capitano hat man Soldaten einquartiert. Beide Gebäude ſind ſeit vielen Jahren entſetzlich vernachläſſiget worden, und der letztere iſt in einem elenden Zuſtande.

Die Univerſitätsgebäude habe ich dieſes Mal nicht geſehen! Das Intereſſanteſte, das ich vor fünf Jahren darin fand, war der Phyſikſaal, und dieſer iſt ſeit Jahr und Tag verſchloſſen, ſeitdem man den Profeſſor, als einen Jacobiner verjagt, und keinen neuen gemacht hat. — Vor mehreren Jahren ſtarb der hieſige Biſchof, und auch er iſt noch nicht erſetzt.

Aber die Sternwarte habe ich beſucht, welche ſich auf einem hohen Thurm des ehemaligen Caſtello befindet. Das Ganze iſt noch in ſehr guter Ordnung erhalten, mit ſchönen, ſteinernen Treppen und einem in Fresco gemahlten Saale. Die Inſtrumente befinden ſich in der Wohnung des Profeſſors, welche tiefer liegt. Als ich hier vor fünf Jahren einen ſchönen und großen Mauerquadranten von Ramsden fand, meinte ich, es wäre eine Seltenheit, deren ſich keine zweyte Sternwarte auf dem feſten Lande von Europa rühmen könnte; wirklich iſt mir auch ſeitdem kein zweyter vorgekommen. Sonſt ſind nicht viele Inſtrumente hier. Aber reitzend iſt die Ausſicht auf die reiche, fruchtbare, trefflich angebaute Pläne, die auf einer Seite für das Auge endlos, auf der andern von den Euganiſchen Gebirgen und dann von den hohen Alpen eingeſchloſſen iſt. Da alle Felder mit Bäumen beſetzt ſind, an denen man Reben mit Feſtonen zieht, ſo gleicht die ganze Ebene einem Luſtwalde,

aus dem die Kirchthürme der Dörfer und die vielen Landhäuſer angenehm hervorragen.

Noch muß ich einer Spazierfahrt gedenken, die wir geſtern nach Battaglia machten, einem Bade, das ſieben Meilen von hier an der Landſtraße von Ferrara liegt. Der ganze Weg geht durch ein angenehmes, fruchtbares Land, das auch durch eine große Menge von Landhäuſern belebt wird. Man kann zu Waſſer und zu Lande gehen. — Battaglia iſt eine kleine Stadt, in welcher die Bäder nur wenig Platz einnehmen. Sie ſind alle von Marmor, und werden ſehr reinlich gehalten. Man bezahlt jedes Mal eine Lira, oder zwölf Creuzer, welches denn freylich gar viel wohlfeiler iſt, als unſere Deutſchen Bäder. Ein Schlammbad koſtet zwey Lire.

Das Wohnhaus enthält nicht über ſechzig oder ſiebzig Zimmer, die alle bloß geweißt ſind, einen Fußboden von Scagliuola, ein Bett, einen Tiſch, eine Commode und einige Stühle haben. Sie ſind alle einander gleich, einfach, aber reinlich, und koſten durch die Bank täglich zwey Lire; ein Bedientenzimmer, zehn Soldi, d. h. ſechs Creuzer. Wer an der allgemeinen Tafel ſpeiſt, bezahlt für die Mittagsmahlzeit fünf Lire (einen Gulden.) Wer zu Abend ſpeiſen will, muß ſich das Eſſen auf das Zimmer bringen laſſen, und den Preis ſelbſt beſtimmen.

In einem Kaffeehauſe, das ſich im nehmlichen Gebäude befindet, iſt ein Billard und ein Saal zu Geſellſchaft und Spiel. Tanzſäle und dergleichen kennt man hier nicht. — Funfzig Badegäſte, die auf einmal hier ſind, betrachtet man ſchon als eine anſehnliche Geſellſchaft. Finden ſich mehrere ein, ſo gehen ſie in ein Haus, außerhalb der Stadt, wo auch einige Bäder und Zimmer ſind. Das Ganze gehört dem Marquis Eſtenſe Selvatico, der es gewöhnlich an einen Paduaner verpachtet.

Dieſer Marquis beſitzt, einige hundert Schritte von dem Städtchen, ein Schloß, das höchſt angenehm auf einem Hügel liegt, und eine vortreffliche Ausſicht hat.

Das Städtchen, ſo wie das Schloß und die übrigen Gebäude, liegt nicht weit vom Fuße der Euganiſchen Gebirge, welche einen angenehmen Anblick geben. Mir gefiel die ganze Gegend außerordentlich, ſo wie die Nettigkeit und Reinlichkeit, die ich hier fand, und die in Italien ſo ſelten ſind. Ein Badegaſt kann ſeinen ganzen Aufwand leicht berechnen, und Sie werden ihn ſehr unbedeutend finden, wenn Sie alles zuſammen nehmen.

Sonſt waren die Bäder von Abano berühmter, welche ebenfalls in der Nähe der Euganiſchen Gebirge liegen, fünf Meilen von Padua; jetzt wird Battaglia mehr beſucht. Abano

ſoll eine romantiſchere Lage haben. — Aus der gewöhnlichen Zahl der Badegäſte, ſo wie aus der ganzen Einrichtung und dem Mangel an geräuſchvollen Beluſtigungen, ſehen Sie leicht, daß dieſe Bäder, ob man ſchon viel davon reden hört, keineswegs mit unſerm Pyrmont, Spaa, Carlsbad, ja nicht einmal mit Wißbaden, Lauchſtädt, Schlangenbad, Wilhelmsbad und andern ähnlichen zu vergleichen ſind. — Das Waſſer zu Battaglia iſt heiß; das zu Abano, wie ich höre, noch heißer. Das erſtere wird vorzüglich in rheumatiſchen Uebeln, alten Wunden und dergleichen gerühmt, hat aber nicht den unangenehmen Geruch der Schwefelbäder. — Einſt beſchrieb ich Ihnen die berühmtern Bäder von Piſa und Lucca, fand ſie aber auch, mit den unſrigen verglichen, nur unbeträchtlich.

Vicenza, den 15ten Juny.

Es iſt doch ſonderbar, daß mir in dieſen Gegenden alles ſchöner, beſſer, gefälliger vorkommt, als vor fünf Jahren! Die Zahl der guten und anſehnlichen Häuſer, die man an der Landſtraße zwiſchen Padua und Vicenza ſieht, hat ſich ſeitdem gewiß nicht vermehrt, auch ihr äußerer Anblick nicht verſchönert, (denn hier iſt nichts im Steigen und Zunehmen) und doch fiel mir die Menge dieſer Häuſer auf, ſo wie das mehrentheils fruchtbare und angebaute Land.

Dieſer ganze Strich leidet gelegentlich ſehr viel durch Ueberſchwemmungen! Dieß iſt der Fall noch weit mehr mit dem Lande zwiſchen Meſtre und Padua, wo ich einen großen Theil des urbaren Bodens unter Waſſer fand, und eine Menge Getreidefelder, wovon das Korn ſchon zum Theil verdorben war. Ein großer Strich der Gegend um Battaglia ſtand ebenfalls unter Waſſer. Nicht nur anhaltender Regen, ſondern auch die Winter, in denen viel Schnee auf den Bergen gefallen iſt, bringen dieſe Wirkung hervor, beſonders wenn der Schnee ſehr ſchnell ſchmilzt. Für das Auge entſteht nicht eben eine üble Wirkung aus dieſen zum Theil unter Waſſer ſtehenden Gegenden; auch hat man dieſem Umſtande das ſchöne Grün zu danken, das ſonſt im Monate Juny dieſe Striche von Italien nicht mehr ziert.

Das gegenwärtige Jahr iſt gegen das von 1794 unbeſchreiblich zurück; den dritten und vierten Juny war man damals in der Gegend von Vicenza in voller Erndte, und ein großer Theil des Roggens war ſchon geſchnitten. Jetzt, den funfzehnten, des nehmlichen Monats iſt er noch ganz grün, und man ſagt mir, daß unter vierzehn Tagen noch an keine Erndte zu denken iſt.

Von Padua nach Sleſigo iſt eine Poſt, und eben ſo viel nach Vicenza. Wir machten dieſen Weg in weniger, als vier Stunden, und kamen vor elf Uhr hier an. — Ich habe die

Stadt abermals in allen Richtungen durchwandert, und beſtätige heute das Urtheil, das ich damals über Palladio fällte. Er war ein großer Baukünſtler, und hat den geſunkenen Geſchmack ſeiner Zeitgenoſſen merklich wieder gehoben und verbeſſert; aber von der Correctheit und der Einfalt der Griechen iſt er ſehr abgewichen, und hat gewiſſer Maßen einen neuen Styl eingeführt, der um ſo ſtärker wirkte, je verführeriſcher er iſt. — Nur in ſo ferne mag ich ihm einſt Unrecht gethan haben, daß ich mehrere Gebäude in mein Urtheil einſchloß, die, wie man mich jetzt verſichert, nicht von ihm ſind.

Auffallend iſt immer der Styl von Großheit, in welchem dreyßig oder vierzig Privathäuſer dieſer Provinzialſtadt gebaut ſind, und wovon einige vor, andere nach Palladio's Zeit errichtet wurden. Und in dieſem Style fährt man fort, die wenigen neuen Häuſer zu bauen, die man jetzt hier ſieht. Eins, das erſt vor ein paar Jahren vollendet worden, und einem Venezianiſchen Advocaten, Cordoloni, gehört, iſt überaus ſchön und in einem ſehr guten Geſchmacke. Es hat eine doppelte Säulenordnung, und über dieſer ein Attiſches Stockwerk. Kurz, Palladio, der ein Vicentiner war, ſcheint dem Orte eine eigene Richtung und einen Schwung in der Baukunſt gegeben zu haben, für die dieſe Stadt, in andern Rückſichten, nicht bedeutend genug ſcheint.

Wir gingen über den Campo Marzo auf den berühmten Hügel, wo man die Madonna del Monte verehrt, und auf welchen ein Arcadengang führt, der von der Stadt bis an die Kirche geht. Ich freute mich der ſchönen Gegend, noch mehr aber einer Ausſicht, die man uns aus einigen Zimmern des Kloſters zeigte, und die ich vor fünf Jahren nicht geſehen hatte. Hier wird die reiche, lachende Ebene, durch grüne Hügel ſchön unterbrochen; in einiger Ferne ſieht man ziemlich hohe Berge, und noch weiter hinaus die Alpen. Es iſt eine Ausſicht, wie man ſie nur in Italien ſehen kann. — In einem Zimmer dieſes Kloſters wurde ich durch einen großen Paul Veroneſe überraſcht, der ſo ſchön iſt, als ich wenige geſehen habe. Er erinnerte mich lebhaft an das Meiſterſtück, die Hochzeit von Cana, das die Neufranken aus St. Giorgio maggiore entführt haben. Man hatte es zur Zeit der Revolution verſteckt, und die Geiſtlichen meinten, die Franzoſen müßten es nicht gekannt haben.

Dieſe Männer waren ſehr gefällig, und gingen ſo weit, uns das wunderthätige, vom Apoſtel Lukas gemahlte Marienbild ſehen zu laſſen, um deſſen willen die Kirche, das Kloſter und der faſt zwey Meilen lange Arcadengang errichtet ſind. Nachdem man alle die Ueberhänge und den mannigfaltigen Putz abgenommen hatte, ſah ich, zu meiner Verwunderung,

ſtatt eines dürren, ſchwarzen, elenden Geſichts, (dieß iſt der Charakter der ſogenannten Portraits von Lukas, der ein ſehr ſchlechter Mahler war) eine liebliche Marie, mit vollen Wangen, und weißen und rothen Farben. Ich war nahe genug, um den Werth der Mahlerey zu beurtheilen; ſie dünkte mich nicht ſchlecht, und trug den Charakter der neuern Lombardiſchen Schule. An ſolche Kleinigkeiten ſtoßen ſich aber die Gläubigen nicht; im Gegentheile, das Wunder wird dadurch nur größer, daß ſich das Gemälde ſo neu und friſch erhalten hat.

Ein Theil dieſer Kirche iſt mit Gemälden ex voto angefüllt, deren ganz eigenes Schickſal faſt überall iſt, daß ſie von elenden Sudlern gemacht werden. — Endlich hängt hier auch ein ganz neues recht gutes Gemälde von einem Franzoſen. — Sonſt beſaß die Madonne auch einen großen Schatz von Silberwerk, den die Neufranken rein ausgeplündert haben; und das nehmliche haben ſie auch mit allen andern Kirchen von Vicenza gethan.

Anſtatt wieder durch die Arcaden herabzugehen, nahmen wir einen andern ſehr ſchönen Weg, der auf Koſten der Stadt unterhalten wird, und unten in einem Bogen von Palladio endiget, welcher nach der ſogenannten Porta aurea zu Pola beynahe copiert iſt. Um wie viel der Künſtler hier den Griechen näher kommt, um ſo viel ſchöner iſt dieſer

Bogen, als der, welcher auf dem Campo Marzo ſteht, und ebenfalls von Palladio iſt.

Der Palazzo della Ragione, oder das Rathhaus, iſt von Palladio, in Doriſcher und Joniſcher Ordnung, und, meines Erachtens, ſchöner als der zu Padua, obſchon der Salone, oder obere Saal, bey weitem nicht ſo groß iſt. Die Unreinlichkeit iſt hier wie dort.

Der Pallaſt des ehemaligen Podeſtà brannte vergangenen Winter zum Theil ab, und wird nun wohl ſo bald nicht wieder aufgebaut werden. — Im Vorbeygehen trat ich in acht oder zehn Kirchen, und fand ihr Inneres, ungeachtet deſſen, was ſie durch die Revolution gelitten haben, mehrentheils ſchön, reinlich und wohl unterhalten. In allen waren Gläubige in Menge; denn Beten und Betteln macht auch hier die Exiſtenz eines großen Theils der Einwohner aus. Beſonders findet man die Bettler unter den Arcaden, die zur Madonna del Monte führen.

Die Seidenfabrike, die dem Hauſe Franceschini gehört, iſt ſehr anſehnlich und beſchäftiget eine große Zahl von Händen. Die Seidenmühlen, die vom Waſſer getrieben werden, ſind wichtiger als die, welche ich zu Darby und Leyden geſehen habe. Die nehmlichen Maſchinen ſpinnen hier in drey verſchiedenen Stockwerken. — Hier macht man auch geblümte und figurirte Seidenzeuge ungefähr wie zu Tours. — Das große

und ſehr anſehnliche neue Gebäude, das die Familie Franceschini kürzlich hier hat errichten laſſen, verdient in der That den Namen eines Pallaſtes, hat aber wenig Geſchmack.

Auch hier fanden ſich die Jacobiner größtentheils unter dem Adel; indeſſen wundert mich das weniger, als zu Venedig, denn der hieſige Edelmann war bloß ein Venezianiſcher Unterthan, machte nicht einen Theil der ſouveränen Republik aus. — Ich habe bey Venedig anzumerken vergeſſen, daß man uns mehrere Palläſte von dortigen Edelleuten zeigte, in denen der Pöbel, zu Anfange der Revolution, Alles zu Grunde richtete, weil ihre Eigenthümer Jacobiner waren. Die Stimmung des gemeinen Volkes ſcheint auch zu Padua und Vicenza ſo ziemlich die nehmliche geweſen zu ſeyn, wie zu Venedig. — Manchmal fällt uns eine tiefgedachte Wahrheit ſonderbar auf, weil ſie aus dem Munde eines ungebildeten, einfachen Mannes kommt. So ſagte unſer hieſiger Lohnbedienter, ein Gentiluomo würde immer ein Gentiluomo bleiben, und daß der gemeine Mann arbeiten und im Schweiße ſeines Angeſichtes ſein Brot verdienen müßte, die Regierung möchte demokratiſch, oder ariſtokratiſch ſeyn.

Uebrigens verfuhren die Neufranken hier nach ihrer gewöhnlichen Weiſe! Die Löwen auf dem Bogen des Palladio wurden herabgeworfen, und anderer Unfug dieſer Art getrieben. Indeſſen ſahe

ich doch auf dem Rathhauſe (Palazzo della Ragione) noch einen Löwenkopf mit der Aufſchrift: „Denunzie Secrete in Fatti di Sanità" (geheime Anzeigen die Sanitätsanſtalten betreffend.) — Wir wohnen hier zur Königinn von England, und ſind ſo ziemlich zufrieden. Der Scudo ſoll etwas beſſer ſeyn.

Verona, den 17ten Junn.

Wir kamen geſtern zu Mittage hier an, und haben einen und einen halben Tag recht angenehm hier zugebracht. — Ich ſchickte in dieſer Stadt einſt nach einem Lohnbedienten, und bekam einen Grafen aus dem alten Hauſe von Bevilaqua, der den Cicerone von Verona machte. Ein angenehmes Gemiſche von Beſcheidenheit und einfacher Würde, womit dieſer Mann die zwey widerſprechendſten Dinge, ſeine hohe Geburt und ſeine jetzige bürgerliche Lage, in eine Art von Harmonie zu bringen wußte, machten mir ihn ſo intereſſant, daß ich mich ſeiner mit Vergnügen erinnerte. Ich ließ ihn alſo gleich nach unſerer Ankunft wieder holen, und erfuhr bey der Gelegenheit, daß zwey Brüder hier ſind, die die nehmliche Profeſſion treiben, welche Alles iſt, was ſie von ihrem Vater, der ſie zuerſt ausübte, geerbt haben. Nach einigen Erklärungen, die ich gab, verſtand man gar bald, welchen ich meinte, und ich ſahe den nehmlichen Mann wieder, deſſen Schickſal mich vor fünf Jah-

ren ſo ſehr intereſſirte. Er iſt wirklich ein vortreff- licher Cicerone für dieſe Stadt, und hat die ausge- breitetſten Kenntniſſe von allem, was ſie einſchließt. Unter ſeiner Leitung haben wir geſtern und heute jeden Augenblick benutzt, und ich habe mehrere Dinge genauer geſehen, die mich bey einer früheren Reiſe weniger anzogen. Unter den Nördlichen Städten Italiens iſt Verona noch immer eine der vorzüglichſten, und enthält ſo manches aus den ältern und mittlern Zeiten, das in verſchiedenen Rückſichten intereſſirt.

Das alte Römiſche Amphitheater zog mich jetzt ganz vorzüglich an, weil durch das von Pola meine Aufmerkſamkeit darauf nur deſto ſtärker erregt worden war, und ich mehrere Dinge daran aufs neue zu unterſuchen hatte. Beide ſind einander ſehr entgegengeſetzt, denn von dem zu Pola iſt die äußerſte Ringmauer noch vollkommen übrig, während daß man von dieſer hier nur ein ganz kleines Stück noch ſieht; dagegen iſt das In- nere zu Verona ganz und wohl unterhalten; zu Pola hingegen davon gar nichts mehr ſichtbar. Ich fand hier eine ſonderbare Entehrung dieſes edlen Gebäudes, und welche zugleich auf eine lächerliche Weiſe den Unterſchied zwiſchen antiker Größe und moderner Kleinheit anſchaulich darſtellte. Man hatte auf der Arena ein kleines Theater errichtet, wo eine armſelige Truppe eine Farce bey vollem Tageslichte aufführte. Die Zuſchauer ſaßen unter

freyem Himmel auf einem Theile der Stufen umher. Dieſe und das Theater zuſammen nahmen nicht den zwanzigſten Theil des ganzen Gebäudes ein, und machten eine vollkommene Carrikatur unſerer Zeiten.

Noch war man hier voll von den Siegen, die die Oeſtreicher kürzlich unter den Mauern von Verona erfochten haben. Ich ließ mir die Stellung der Armeen und einige merkwürdige Orte zeigen, die man von einem Theile der Stadtmauern vollkommen überſehen kann. Die Veroneſer ergriffen bey dieſer Gelegenheit eine entſchiedene Partey, und zeigten vortreffliche Geſinnungen gegen das Haus Oeſtreich. Eine Menge Einwohner ſchickten ihre Wagen in das Feld und ließen die Verwundeten darin abholen. In der Stadt wurden dieſe in Privathäuſer gebracht und auf das beſte verpflegt; anderer Züge von gutem Willen zu geſchweigen.

Ein Verehrer von Shakeſpear wird nicht leicht durch Verona gehen, ohne daß ihm Romeo und Juliet einfielen. Man will noch das Haus wiſſen, das der einen der verfeindeten Familien gehörte, und man zeigte mir es einſt. Ich kam dieſes Mal wieder mit unſerm Cicerone darauf zu reden, und er führte uns in ein Kloſter, wo man den Sarg zu beſitzen glaubt, in welchen Juliet gelegt worden ſeyn ſoll, nachdem ſie für todt gehalten wurde. Wir ſahen ihn in dem Garten eines Kloſters, wo wir eine Weibsperſon fanden, die mit der Geſchichte ſehr

vertraut war, und, nach Art dieſer Leute, viel umſtändliches zu erzählen wußte. Unter andern machte ſie uns auf einige Löcher aufmerkſam, die man in den Sarg gebohrt hätte, damit es dem Mädchen nicht an Luft fehle, wenn ſie wieder zu ſich ſelbſt käme. Was ich da ſahe iſt ein plumpes Stück Arbeit von Stein, und kann eben ſo wohl ein Waſſertrog, als ein Sarg geweſen ſeyn. Indeſſen zeigt das Alles, daß dieſe Geſchichte ſich beſtändig hier erhalten hat, ob man ſchon nichts Authentiſches mehr darüber weiß.

Wir wohnen in den zwey Thürmen und ſind recht wohl.

Deſenzano den 18ten Juny.

Von Verona nach Caſtel nuovo ſind drey Deutſche Meilen, und eben ſo viele hierher. Sie ſind klein, denn ob wir uns ſchon zu Peschiera etwas aufgehalten hatten, ſo kamen wir doch noch vor zwölf Uhr hier an.

Unſer Zweck war eigentlich, den ſchönen Gardaſee zu ſehen, und dazu miſchte ſich etwas Neugierde, Peschiera zu beſuchen, eine Feſtung, die mir einſt höchſt unbedeutend vorkam, die aber ſeit einiger Zeit berühmt geworden iſt, und von der ich zu Wien immer gehört hatte, daß ſie von den Franzoſen ſehr verſtärkt und mit neuen Werken vermehrt worden wäre. — Ein Major von der Garniſon, den ich von ungefähr traf, führte uns

auf den Wällen herum und zeigte uns Alles, was wir zu ſehen wünſchten. Da fand ich denn freylich, daß die Franzoſen einige neue Werke angelegt hatten; ſie ſind aber keinesweges von Wichtigkeit, und dabey iſt die Arbeit höchſt elend. Die kleine Garniſon, die darin lag, würde ſich nicht lange haben halten können; allein General Kray gab ihr eine gute Capitulation, weil ihm daran lag, dieſen ganzen Paß hier ſo geſchwind als möglich frey zu haben, und weil er die Truppen, die er vor die Feſtung hätte legen müſſen, anderweitig brauchte.

In dem kleinen Hafen von Peschiera ſahe ich eine Flotte von Kriegsſchiffen, die ſo ziemlich wie Engliſche Cutters gebaut ſind, und auf jeder Seite vier Kanonen haben. Die Franzoſen baueten ſie, und machten großen Gebrauch davon auf dem Gardaſee. Jetzt ſind ſie unnütze; indeſſen mögen doch die Oeſtreicher einige Abſichten damit haben, denn ich ſahe auf einigen derſelben eine Menge Soldaten, die ſehr beſchäftiget zu ſeyn ſchienen. Auch bemerkte ich, daß man an der Verbeſſerung der Feſtungswerke arbeitete. — Der Mincio, der hier aus dem See kommt, iſt vollkommen klar, und hat jene ſchöne, meergrüne Farbe, die man an den Schweizerſeen findet, und die dem Auge ſo angenehm iſt.

Zu Peschiera ſieht man nur ein Stück vom Gardaſee; der Reiſende geht alſo gewöhnlich nach

Deſenzano, wo man ſeine ganze Länge vor ſich hat und wo ihn das Auge bis weit hinauf nördlich, wo er von hohen Bergen eingeſchloſſen iſt, verfolgen kann. Mir war er ein alter, wohlbekannter Freund, deſſen außerordentliche Schönheiten das Reitzende der Neuheit erſetzten.

Auf dieſem Wege begegneten wir zwey Engländern von meiner Bekanntſchaft, die ein großes Stück von Oberitalien durchwandert hatten, obſchon ein Theil deſſelben noch von den Armeen beſetzt iſt. Sie ſagten mir, daß ſie von Verona über Parma, Turin und Mayland ungehindert, ohne Beſchwerde und ohne Gefahr ihre Reiſe gemacht hätten. Von dem Kriege wurden ſie weiter nichts gewahr, als daß die Franzoſen aus dem Fort von Turin auf die Kaiſerlichen und auf einen Theil der Stadt feuerten.

So wie wir zu Deſenzano ankamen, miethete ich ſogleich ein Boot, in dem wir auf die ſogenannte Villa des Catullus bey Sarmione fuhren. Ich unterſuchte die großen Ueberreſte dieſer Gebäude dieß Mal viel umſtändlicher, als vor fünf Jahren, und habe nicht den geringſten Zweifel darüber, daß es ein altrömiſches Gebäude iſt. Die ganze Anlage und Natur dieſer Trümmern zeigt offenbar, daß ſie einem Römer gehörten, deren Einrichtungen und Bedürfniſſe von den unſrigen ſehr verſchieden waren, und die alſo ganz anders bauten, als wir.

Ob ich ſchon ſo ziemlich alle Römiſche Gebäude geſehen habe, von denen ſich noch Ueberbleibſel in Italien befinden, ſo habe ich immer viel Schwierigkeit gehabt, mir einen deutlichen Begriff von der innern Einrichtung eines Hauſes zu machen; und die weitläuftigen und großen Trümmern, die ich heute wieder geſehen habe, ſetzen mich nur noch mehr in Verlegenheit. Die ungeheure Menge von Gewölben, die nicht über zwölf Schuh breit, nur einige Schuh länger und überaus hoch ſind, und die nichts weniger als angenehme Zimmer geweſen ſeyn können; ihr Mangel an Verbindung unter einander, die bloß durch eine allgemeine Gallerie Statt gehabt haben; kann der offenbare Mangel an Licht, die ganze ſonderbare Vertheilung aller dieſer Behältniſſe; — dann die ſehr langen, faſt ganz dunkeln Gewölbe, die ſich wieder in kleinere öffnen, welche ganz und gar kein Licht haben, und nie haben konnten; und endlich ein Gewölbe, oder unterirdiſcher Gang, deſſen Ende ich nicht berechnen kann, weil Dunkelheit, Näſſe und Beſorgniß, mich zu verlieren, mir nicht erlaubten, weit vorwärts darin zu gehen, von dem man aber mir ſagt, daß es ſich bis an den See hinabziehe, und welches denn folglich mehrere hundert Schuhe lang ſeyn muß: — alles das und anderes mehr iſt mir unerklärbar. — Ich weiß gar wohl, daß in dem unterſten Theile ihrer Häuſer, oder in den Subſtructionen ſehr viel Platz für Bäder, Waſſerbe=

hälter, und die große Menge ihrer Sclaven war; mit dem allen aber kann ich mir doch nicht die vielen und ſonderbaren Behältniſſe erklären, die ich in allen dieſen Gebäuden gefunden habe. — Uebrigens mag dieſes hier dem Catullus, oder wem es ſonſt will, gehört haben, ſo viel iſt gewiß, daß der Beſitzer ein reicher Mann war. Auffallend iſt es, daß dieſe herrliche Lage, im Verlaufe von ſo vielen Jahrhunderten, niemanden gereitzt hat, hier wieder zu bauen. Ich ſelbſt ziehe die Ausſichten vor, die dem Auge in der Nähe angenehme Gegenſtände darſtellen, und würde mich deßwegen nie ganz dicht an die Ufer eines Sees betten; wer aber das Weite, Große und Erhabene liebt, findet in Italien kaum eine Lage, wie dieſe, und dabey alle Vortheile eines ſüdlichen Climas, auf einen Grad, den man unter dieſer Breite kaum erwarten ſollte. Die Berge, die dieſen See einſchließen, ſind höher und kühner, als die, welche die allermehreſten Seen von Italien umgeben, und von Catulls Hauſe kann man hinauf bis in die Alpenhöhen ſehen, die ſich am Ende des Sees erheben.

Von Catulls Villa ging ich zu Fuße nach Sarmione durch einen Wald von Olivenbäumen, die hier vortrefflich gedeihen und ein Oehl geben, das man unter die beſſern von Italien rechnet. — So unbedeutend auch das Städtchen iſt, ſo fällt es doch überaus ſchön in die Augen, und der halbverfallene Sitz des ehemaligen Venezianiſchen Podeſtà

hat ein Anſehen von Großheit, das, vom See geſehen, eine herrliche Wirkung macht. — Eigentlich liegt Sarmione auf einer Halbinſel; jeʒt aber, da das Waſſer hoch ſteht, iſt es ganz vom feſten Lande getrennt. — Wir hatten unſer Boot hierher kommen laſſen, und machten nun noch eine lange Fahrt nördlich in den See hinaus, und ſahen Garda, la Ciſi, ein großes Camaldulenſerkloſter in der Nähe, Peschiera, und eine Menge anderer Orte, die ſich alle an dem Ufer des Sees ſehr angenehm zeigen.

Wir wohnen auf der alten Poſt (Posta vecchia) wo wir Zimmer mit einer Gallerie haben, von der man den größten Theil des Sees überſehen kann.

Salurn, in Tyrol, den 20 Juny.

Vor fünf Jahren kehrte ich von Deſenzano nach Verona zurück, weil man mir geſagt hatte, daß der Reiſewagen von Caſtelnuovo nach Volargni nicht gut würde durchkommen können. Es iſt falſch! Ich fand den Weg freylich ſchlecht, aber er iſt jeʒt in dieſer ganzen Gegend nicht ſonderlich, und dabey iſt das Land von Caſtelnuovo nach Volargni weit intereſſanter, als der Strich auf der Straße von Verona dahin. Wir blieben lange in der Nähe des Gardaſees, genoſſen mehrere ſchöne Ausſichten, und kamen im Ganzen durch ein überaus romantiſches und dabey ſtark bevölkertes und wohl angebautes Land. Beſonders mahleriſch fand ich die Gegend

bey Volargni, am Fluſſe Adige, oder Etſch, über den wir auf einer Fähre gingen, die an einem Seile läuft. Dieſe Gegend wird man gar nicht gewahr, wenn man von Verona durch dieſen Ort geht.

Volargni, oder Volargine iſt ein unbedeutender Flecken. Wir ſpeiſten hier, wider unſere Gewohnheit, zu Mittage, und fanden auf der Poſt, deren Aeußeres nicht verſprechend iſt, eine ſehr gute Bewirthung. — Man gab uns einen Strohwein, der hier gemacht wird, und der, wie alle Weine dieſer Art, ſüß iſt, aber einen vortrefflichen Geſchmack und vielen Geiſt hat. Ich ziehe ihn dem vor, welchen man in der Gegend von Udine ungefähr auf die nehmliche Art macht.

Ueberhaupt iſt der ganze Strich, durch den wir ſeit drey Tagen gekommen ſind, ein gutes Weinland. Zu Deſenzano, Volargni, Roveredo und Trient gab man uns einen gemeinen Tafelwein, den man in den Wirthshäuſern von Venedig gern mit vier bis fünf Lire die Flaſche bezahlen würde. In dieſer letztern Stadt weiß der Reiſende kaum, was er trinken ſoll. Der Portwein, oder Oporto, den man für zehn, und der Claret, (Bourdeaux) den man für zwölf Lire verkaufte, waren wirklich nicht trinkbar; der Montepulciano, den man noch am beſten dort bekommt, und wovon die Flaſche vier Lire koſtet, iſt für Perſonen, die nichts als Wein zu trinken gewohnt ſind, zu hitzig. Trinkbares Bier war dieſes Mal zu Venedig gar nicht zu haben,

auch nicht Engliſches, welches ſonſt ſehr gewöhnlich dort war. Zu Verona gab man uns verdorbenen Porter, die Flaſche für acht Lire.

Zwar gehörten Volargni und Peri zu dem ehemaligen Venezianiſchen Staate, nach der politiſchen Geographie; aber nach der phyſiſchen fängt hier das eigentliche Tyrol an. Ungeheure, faſt ſenkrechte Felſenwände, zwiſchen denen nichts, als die Etſch und eine ſchmale Straße Platz haben, ſchließen den Eingang, und ſcheinen das Land vor jedem feindlichen Anfall zu verſperren. Bald nachher kommt man an den geſchloſſenen Paß, wo die Straße theils aus dem Felſen genommen, theils von dem Fluſſe herauf gemauert iſt. Die Venezianer verſtärkten hier die Natur noch durch Kunſt, indem ſie ein Thor und eine Art von Schloſſe errichteten. Einige Mauern, in welchen ſchlechte Wohnungen ſind, ſteigen über hundert Schuh an dem ſenkrechten Felſen hinan.

So kommt man nach Peri, oder Veri, welches die letzte Venezianiſche Station iſt. — Ala, oder Alla iſt die erſte Oeſtreichiſche. Zwiſchen beiden befindet ſich Borghetta, ein Städtchen, in deſſen Nähe ein Paß iſt, welchen die Natur faſt eben ſo feſt gemacht hat, als den auf der Venezianiſchen Seite.

Als ich vor fünf Jahren dieſe Straße kam, hielt ich es für unmöglich, daß ein Feind hier durchdringen könnte, wofern man ihn nicht gutwillig

einlaſſen wollte. Eben das glaubte ich von dem Paſſe bey Bardo und der Feſtung gleiches Namens im Piemonteſiſchen Herzogthume Aoſta; dennoch haben die Franzoſen beide paſſirt: und noch iſt das vielen, die dieſe Gegenden kennen, ein Räthſel. Weiter hinauf nach Norden iſt Tyrol nicht ſo gut von der Natur vertheidiget, als hier, wenigſtens ſind die Päſſe nicht ſo beſchwerlich; und doch fand General Buonaparte, daß es nicht thunlich war, viel weiter als Trient vorzudringen. Er kehrte um und nahm einen andern Weg.

Roveredo hat eine Menge ſehr guter, anſehnlicher Häuſer, und iſt ſtark bewohnt, ob ich mich ſchon kaum überzeugen kann, daß hier vierzehn tauſend Einwohner ſind, wie mehrere Angaben ſagen. Hier findet man jene Lebhaftigkeit und Regſamkeit, die eine Folge der Induſtrie und des Handels ſind. — Wir wohnten in der Roſe, und waren ziemlich wohl; auch iſt hier noch ein zweytes Wirthshaus, das recht gut ſeyn ſoll.

In den allermehreſten Orten, durch die wir gekommen ſind, fand ich die Leute noch mit dem Abſpinnen der Seide beſchäftiget, ſo wie vor fünf Jahren; nur war es damals früher im Jahre. Allein die Seidenerndte dauert ſehr lange, und dann iſt dieſes Jahr alles ſpäter, als gewöhnlich. — Wenn man die Seide von der Püppe ganz abgewunden hat, ſo giebt man ſie mit dem darin befindlichen Wurme den Hühnern. Ich fand in einem Dorfe,

daß man dieſe abgewundenen Puppen vor allen Häuſern ſorgfältig trocknete, ſo daß es meine Aufmerkſamkeit erregte. Da erfuhr ich denn, daß in dem ganzen Dorfe keine Hühner wären, und daß, bis man wieder welche bekäme, die Puppen aufgehoben werden ſollten. Die Franzoſen hatten alles rein aufgegeſſen. Dieß war in dem Theile, der zeither zu Ciſſalpinien gehörte, und der, nach der Ausſage der Landleute, von ſeinen Freunden, zum Abſchiede, faſt überall beraubt und geplündert worden war.

Sonſt waren Schlachtfelder Gegenſtände, die ein neugieriger Reiſender aufſuchte; allein in dieſem unſeligen Kriege haben ſie ſich ſo ins Unendliche vervielfältiget, daß man gleichgültig dagegen wird. In der Nähe von Verona ſind ihrer drey vom vergangenen April. Nicht weit von der Borghetta iſt ein anderes, und noch eins zeigte man mir heute früh bey Caliano. Noch ſah ich im Poſthauſe von Aquaviva eine Menge Löcher, die die Kugeln gemacht hatten.

Die, welche nicht in der Schweiz geweſen ſind, können bey Salurn einen kleinen, recht artigen Waſſerfall ſehr wohlfeil ſehen. Er iſt innerhalb zehn Minuten Weges vom Wirthshauſe zur Krone, ſtürzet ſich etwa zwey hundert Schuhe von einer ſenkrechten Felſenwand herab, und macht eine ſehr mahleriſche Wirkung. Allein zu gewiſſen Zeiten fehlt es an Waſſer. — Dicht

daneben iſt ein ſehr romantiſcher Fußweg, der auf den Rücken der ſteilen Berge führt, die faſt unzugänglich ſcheinen. Und doch findet man Dörfer auf den erſten Höhen, und weiter hinauf reiche Weiden.

Auch Trient dünkte mich dieſes Mal ſchöner und anſehnlicher, als vor fünf Jahren. Es finden ſich wirklich hier eine Menge ſehr guter Häuſer, und mehrere die einige Anſprüche auf den Namen von Palläſten machen. — Die Cathedralkirche iſt ein feines Gothiſches Gebäude, mit einem Innern, das geſehen zu werden verdient. — Die Kirche St. Maria maggiore, iſt diejenige, in welcher die berühmte Kirchenverſammlung gehalten wurde. Das Gemälde, worauf alle die heiligen Väter der großen Verſammlung vorgeſtellt ſind, iſt nicht nur an ſich ſehr merkwürdig, ſondern hat auch einiges Verdienſt als Kunſtwerk. Die Basreliefs in einem feinen weißen Marmor unter der Orgel ſind von einer ſehr guten Hand. — Von Seiten der Architektur verdient dieſe Kirche nicht das Lob, das ihr in einigen Reiſebeſchreibungen gegeben wird.

Dieß iſt ein böſes Jahrhundert, oder vielmehr Jahrzehend für die Geiſtlichen! Der General Buonaparte und andere Franzoſen wohnten in dem Pallaſte des Biſchofes; und da er einmal daran gewöhnt und eingerichtet war, hat

auch der Kaiſer regelmäßig, ſchon ſeit einiger Zeit, eine gewiſſe Zahl von Soldaten darin gehalten. — Ich beſtieg abermals den Thurm und freute mich der ſchönen Ausſicht, die er gewährt.

Die Mutterſprache der mehreſten Einwohner von Trient iſt noch immer Italieniſch. Viele verſtehen Deutſch nebenher, aber nicht alle. — Im Gaſthauſe zum goldenen Adler iſt man recht wohl.

Lauis, oder auch Nevis, die nächſte Station von Trient, iſt eine kleine, nicht ganz unanſehnliche Stadt.

Botzen, oder Bolzano, den 21 Juny.

Wir haben heute nur eine kleine Tagereiſe gemacht, um Zeit zu haben, dieſe Stadt, oder vielmehr die Gegend umher zu beſehen.

Neumarkt, die erſte Station von Salurn iſt ein unbedeutendes Städtchen, und Brandſol, die zweyte, ein Dorf. — Der ganze Weg iſt ſchön und romantiſch; überall hohe Berge, und fruchtbare, wohl angebaute Thäler dazwiſchen. Doch ſind die Thäler, durch die wir heute kamen, vorzüglich enge, und die ſteilen Berge, oder vielmehr Felſen, die ſie einſchließen, entweder ganz nackt, oder bloß mit kleinem Holze bewachſen. Hin und wieder hängen dieſe Felſen ſo über die Straße herab, daß

man froh iſt, wenn man ſie im Rücken hat. Dieſe Beſorgniß iſt nicht ganz ohne Grund, denn wir wiſſen hiſtoriſch, daß ein Theil dieſer Felſen ſich gelegentlich ablöſt, und die darunter liegende Gegend bedeckt. Der Augenſchein beſtätiget, was die Geſchichte ſagt, denn der Gräuel der Verwüſtung, den man hin und wieder in dieſen Thälern findet, zeigt genugſam, daß dieſe Verheerungen öfterer Statt finden, als die Geſchichte ihrer gedenkt. Dieß iſt beſonders der Fall im Frühjahre und nach heftigen Regengüſſen. Der Umſturz dieſer Felſen iſt mehrentheils gewaltſam; aber die Vorbereitung dazu iſt regelmäßig, bleibend und immer fortwirkend. Das Waſſer bearbeitet ſie ohne Unterlaß, trennt die Maſſen von einander, untergräbt ihre Grundpfeiler, und bringt ſie zu einem langſamen und ſpäten, aber ſichern Sturze.

Meine Meinung über eine Menge Bergarten, die man nicht als urſprüngliche betrachtet, iſt, daß ſie ſeit Jahrtauſenden ohne Unterlaß herabgekommen ſind, und noch immer fortfahren, niedriger zu werden, indeß daß die Thäler ſich in gleichem Verhältniſſe erhöhen. Herr Ramond de Carboniere behauptet das Nehmliche in ſeiner Reiſe durch die Pyreneen, und das im Jahre 1773 zu Wien erſchienene Werkchen „Nachrichten von den Eisbergen in Tyrol" giebt eine Menge Thatſachen, welche beweiſen, daß das vorzüglich

der Fall in dieſer Provinz iſt. — Die Einwohner nennen dieſe herabfallenden Felſenſtücke Murren; wenn ſie trocken herabkommen, trockene Murren, und naſſe, wenn ſie von einem Waldſtrome, oder durch irgend eine Ueberſchwemmung herabgetrieben werden. In den Gegenden, wo ſich die großen Gletſcher finden, ſind die Verwüſtungen ſehr häufig.

Botzen, oder mit dem Italieniſchen Namen, Bolzano, liegt an dem Zuſammenfluſſe des Eiſack und des Talfers, welcher letztere mehrentheils ſehr unbedeutend iſt, aber doch ein großes und theuer unterhaltenes Bett hat, das er bisweilen füllt, und worüber hier eine lange, anſehnliche Brücke geht. — Etwas unter der Stadt vereiniget ſich der Eiſack mit der Etſch und verliert ſeinen Namen. — Dieſe drey Waſſer, die hohen Berge umher, die reiche, üppige Vegetation, der ſchöne Anbau des Landes, wo es ſich bauen läßt, und die unzähligen auf den Bergen und Hügeln umher zerſtreuten Häuſer, machen die ganze Gegend um Botzen angenehm und intereſſant. Viele dieſer Häuſer auf dem Lande ſind ſehr anſehnlich und gehören den reichen Bewohnern der Stadt, die ſich gegen die Sommerhitze dahin flüchten. Manche liegen ſehr hoch, und werden doch noch als Land- oder Luſthäuſer betrachtet und einen Theil der heißen Jahreszeit hindurch bewohnt.

Wir machten einen Spaziergang nach Grieß, einem anſehnlichen Kloſter nicht weit von der Stadt, deſſen größten Theil aber die Väter zu einem Militärſpitale haben räumen müſſen. Ich ging dann noch ein Stück weiter auf der Straße nach Meran, welches zugleich auch der Weg nach Glurens und in einen Theil von Graubündten iſt. Dieſer ganze Strich Landes ſoll ſehr intereſſant ſeyn, und wäre jetzt, da die übrige Schweiz nicht offen iſt, ganz beſonders zu einer Bergreiſe geeignet. Man könnte von hier zunächſt die Grafſchaft Worms, das obere und untere Engadin und dann einige andere Theile von Graubündten, wie man es am beſten fände, beſuchen, endlich durch einen Theil des Inthals herab nach Inſpruck kommen. Ich kenne keine umſtändlichen Reiſebeſchreibungen von dieſen Bergländern, habe aber von verſchiedenen kaiſerlichen Officiers gehört, daß man eine ſchöne Schweizernatur da fände, und daß das Ganze weit mehr eine Reiſe dahin verdiente, als manche bekanntere und darum berühmtere Gegenden.

Auf meinem Wege nach Meran bewunderte ich die reich angebauten Hügel, welche am Fuße höherer Berge liegen, und wo mehrere ſehr gute Weinarten wachſen, die gewöhnlich für die beſten in Tyrol gehalten werden.

Bey Grieß hat man ſeit etlichen Jahren fünf Militärſpitäler errichtet, in welchen ſich in dieſem Augenblicke die Truppen befinden, die bey Glurens,

Mals, Taufer und in Graubündten ſeit dem Anfange dieſes Feldzuges verwundet worden ſind. Sie werden jetzt, wie ich höre, ſehr gut beſorgt; diejenigen aber, die vor zwey und drey Jahren hier waren, ſollen ſo vernachläſſiget und gemißhandelt worden ſeyn, daß die allerwenigſten mit dem Leben davon kamen. Jemand drückte ſich ſehr emphatiſch darüber aus, als er ſagte, es war genug, an einem Finger verwundet zu ſeyn, um hier den Tod zu finden. Die Beſchreibung, die man von dem Generalſtabe und den Officiers machte, die damals den Krieg in dieſen Gegenden führten, war im höchſten Grade traurig. Wenn von dem, was ich hier höre, nur die Hälfte wahr iſt, ſo darf man ſich über die damaligen Siege der Franzoſen nicht wundern. Seitdem ſind große Veränderungen vorgegangen! Der Soldat iſt immer der nehmliche, bieder und brav, aber unter den Officiers herrſcht jetzt ein ganz anderer Geiſt. Das Uebel kam von oben herab, und erſtreckte ſich bis tief herunter auf die Subalternen. Mit den Wundärzten war es das nehmliche.

Botzen iſt eine ſehr wichtige Stadt und vielleicht der anſehnlichſte Handelsort in Tyrol; aber ſie iſt weder ſchön, noch ſtark bevölkert. Sie hat weniger als zehn tauſend Einwohner, vielleicht nicht über neun tauſend. Als Stadt iſt Roveredo ſchöner, auch wohl beträchtlicher durch ſeine Fabriken; aber Botzen treibt einen ſehr wichtigen Zwi-

ſchenhandel, beſonders mit Engliſchen Waaren, die in Tyrol einen freyern Umlauf zu haben ſcheinen, als in mehreren andern Staaten der Oeſtreichiſchen Monarchie, und die zugleich auch durch die Hände der hieſigen Kaufleute nach Italien gehen. Es giebt hier eine Menge beträchtlicher Häuſer, die ſehr umfangende Geſchäfte machen.

Das Mercantilmagiſtratshaus, das ſich in mehreren Reiſebeſchreibungen angezeigt findet, iſt freylich ein großes, ſchwerfälliges Gebäude; das iſt aber auch Alles, was ſich davon ſagen läßt. Ein großer Theil deſſelben dient zu Niederlagen, und jetzt hat der Kaiſer viel Mehl und andere zur Armee gehörige Dinge hier niedergelegt. — Auf der Poſt fanden wir ein vortreffliches Wirthshaus, und, gegen andere, ſchlechtere gehalten, ſehr billige Preiſe.

Sterzingen, den 29ſten Juny.

Zwiſchen Botzen und Brixen beſuchte ich wieder das Capuzinerkloſter zu Clauſen, das eine kleine Gemäldeſammlung beſitzt, die freylich ihren größten Werth daher erhält, daß ſie ſich gerade hier findet. Sie kommt, ſo wie die Stiftung des ganzen Kloſters, von einer Königin von Spanien, die eine Prinzeſſin von Pfalz-Neuburg war, und einen Beichtvater aus dieſen Gegenden hatte, der ſie denn zu dieſer Handlung der Gottſeligkeit vermochte. Sie ſtiftete, zu An-

fange dieſes Jahrhunderts, das Kloſter, wo jetzt neun Väter und drey Brüder ſind, und ſchenkte, außer den Gemälden, einen anſehnlichen Schatz von Gold- und Silbergeſchirre. Ein Paar Gebethbücher, auf Pergament geſchrieben und mit einer Menge Miniaturmahlereyen verziert, ſind wirklich ſehr ſchön, und würden von manchen Liebhabern theuer genug bezahlt werden. Eins davon iſt das Meßbuch Carls II, von dem dieſe Königinn die Witwe war.

Dieſen Capucinern gegen über liegt auf einem Hügel das alte Schloß Seben, welches ein mahleriſches Bild macht, jetzt ein Kloſter von Benedictinerinnen iſt, und einſt die Reſidenz der Biſchöfe von Brixen war.

Brixen hat zwar einige gute Häuſer, ſonſt aber wenig von dem Anſehen einer Stadt. Es gleicht den ehemaligen Hauptflecken der demokratiſchen Cantone der Schweiz. Ich liebe dieſes Gemiſche von ſtädtiſchem und ländlichem Anſehen, und habe gewöhnlich in dieſen Orten mehr Reinlichkeit gefunden, als in den eigentlichen Städten.

Der Biſchöfliche Pallaſt iſt anſehnlich und groß, hat aber weiter nichts, das Aufmerkſamkeit verdiente. — Die Hauptkirche iſt ſchön und auch deßwegen merkwürdig, weil ſie faſt ganz von Tyroler Mahlern verziert iſt. Hier finden Sie Gemälde von allen Unterbergern, deren, wenn ich nicht irre, vier waren. Chriſtoph, den

man zu Rom unter dem Namen Don Criſtoforo kannte, war von Pius dem VI ſehr begünſtiget, und hat die mehreſten Säle des Muſeo Pio-Clementino verziert. Beſſer und größer war ſein Verwandter, der vergangenes Jahr zu Wien ſtarb, und deſſen Hebe, wofür man ihm tauſend Ducaten bezahlte, ich Ihnen dort anzeigte. — Auch iſt in dieſer Kirche ein ziemlich gutes Crucifix von Schöpf, einem Schüler Knollers, (ſammt und ſonders Tyroler.) Er lebt noch und hält ſich zu Inſpruck auf.

Wir ſpeiſten zu Brixen im Elephanten zu Mittage, einem unanſehnlichen Hauſe, wo aber Alles ſehr gut war. Man gab uns das Waſſer und den Wein in Eis, und mit jedem Teller wurden Meſſer und Gabel gewechſelt. Solche Begriffe von Eleganz und Luxus, die man in manchem guten Privathauſe nicht findet, fallen ſonderbar auf. Gleichwohl erfuhr ich nachher, daß nicht dieſer, ſondern das Kreuz der beſte Gaſthof des Ortes iſt. Aber ich würde immer dieſes Haus empfehlen, um einer gewiſſen Gutmüthigkeit und Gefliſſenheit willen, die der Wirth auffallend zeigte, und die ſonſt in Tyrol noch viel allgemeiner waren, als man ſie jetzt findet.

Die Spitzen aller Berge um Brixen herum, auch derer, die ſo zu ſagen über die Stadt hängen, waren noch mit Schnee bedeckt. Von den Grenzen

des Veroneſiſchen Gebietes an bis nach Brixen habe ich alle hohe Bergſpitzen mehr oder weniger in dieſem winterlichen Gewande geſehen, das ſie vor fünf Jahren, volle vierzehn Tage früher, nicht mehr hatten. Schon auf den höhern Gipfeln am Gardaſee, nicht weit von Deſenzano, ſahe ich Schnee, und ſo dauerte es unausgeſetzt fort bis hierher, nur mit dem Unterſchiede, daß die Berge allmählich rauher wurden und der letztere ſich immer tiefer herab zeigte. Dem ungeachtet findet man, bis in die Gegenden von Brixen, noch immer Spuren eines ſüdlichen Climas, und ſelbſt auf den letzten Orten vor Brixen giebt es viel Wein, ſo daß man ganze Hügel damit bedeckt ſieht. Aber es iſt der Deutſche, und nicht mehr der Italieniſche Bau, wo man unter den Reben auch noch Getreide und Gartenfrüchte zieht. Auch ſtößt man noch hin und wieder auf Feigenbäume, und beſonders auf Caſtanien, die hier ſehr wohl gedeihen und groß und ſchön wachſen. Aber von Brixen an hört Alles das ſchnell auf, und man bemerkt mit jedem Schritte, daß man ſich der hohen Gebirgskette nähert, welche ſich zwiſchen Sterzingen und Steinach von Abend gegen Morgen durch das Land zieht, auf der einen Seite mit der Schweiz, auf der andern mit dem Loibel zuſammenhängt, und dann einen Theil der Kärnthner und Kraineriſchen Alpen ausmacht. Alles wird rauher und wilder, Alles iſt auffallend ſpäter, die feinern Fruchtbäume hören

auf und endlich findet man nichts, als Stauden und Nadelholz.

Mittewald, die nächſte Station von Brixen, liegt in einem ängſtlich engen Thale, das durch die ſchwarzen Fichten, die die ſteilen Berge auf beiden Seiten bedecken, noch trauriger wird.

Man kommt dann auf Sterzingen, die folgende Station, wo dieſes enge Thal ſich öffnet und eine Ebene bildet, die mit guten Wieſen und Weiden bedeckt iſt. Aber deſto trauriger ſehen hier die höhern Berge aus, die dieſes Thal von allen Seiten einſchließen, und die jetzt noch tief herab mit Schnee bedeckt ſind.

Wer die Lage und den Lauf dieſer Berge kennt, wird ſich über alles das nicht wundern, wohl aber vielleicht darüber, daß er hier eine nicht unbeträchtliche Stadt findet, die mehrere tauſend Seelen enthält. Freylich ſucht man zu Sterzingen vergebens die Fabriken von Meſſern, Scheeren, Sicheln und Degenklingen, von denen einige meiner Reiſebücher reden; wohl aber macht man Senſen, Sicheln und einige andere Artikel von Eiſenwaaren, auch allenfalls einige Meſſer und Gabeln zum Hausbedarf der Bewohner dieſer rauhen Gegenden.

Ich fand den Abend, der übrigens ſehr ſchön war, kalt; allein der Poſtmeiſter, in deſſen Hauſe man recht wohl iſt, ſagte mir, daß der heutige einer ihrer guten Tage geweſen wäre, und daß ſie dergleichen in dieſem Jahre nur erſt ſehr wenige

gehabt hätten. Zeither hätte man immer noch den Pelz tragen können.

Von hier gehet ein Fußpaß in das Salzburgiſche, der aber acht Stunden lang über hohe, unwirthbare Berge führt.

Schönberg, den 23ſten Juny.

Von Sterzingen bis Brenner, einem Dorfe auf der Höhe des Berges dieſes Namens, ſind zwey Meilen, auf denen man Ihnen zwey Pferde zulegt. Dieſer Berg kommt mit dem Loibel, in Rückſicht auf Höhe, Schwierigkeit der Ueberfahrt und Wichtigkeit des Straßenbaues in gar keine Vergleichung. Da ich den letztern noch im friſchen Andenken hatte, dünkte mich der Brenner ſehr unbedeutend, ob es ſchon der einzige ſehr hohe Berg iſt, über den man auf der ganzen Straße von Italien nach Wien kommt. Auch iſt er bis auf den höchſten Rücken, nehmlich da, wo die Landſtraße geht, bewohnt und bis auf einen gewiſſen Grad angebaut. — Der Roggen hatte ſo eben geblüht.

Der Eiſack bleibt Ihr treuer Gefährte bis nahe an das Dorf Brenner, wo er ſich zur linken Hand von einem Berge herabſtürzt und einen artigen Fall macht. Hier iſt es, wo die Waſſer ſich ſcheiden, ſo daß ein Fluß in die Donau, der andere in das Adriatiſche Meer geht.

Zu Brenner wurden wir, wider die Gewohnheit der Oeſtreichiſchen Poſten, etwas aufgehalten,

und, damit wir es deſto gleichmüthiger ertrügen, bot uns die Frau des Poſthalters vortreffliche Forellen an, Fiſche, wie man ſie nur in hohen Bergländern findet. Während dieſe geſotten wurden, zeigte man uns eine Reihe ſehr guter, reinlicher Zimmer, verſehen mit vortrefflichen Betten und mit allem, was ein billiger Reiſender verlangen kann.

Von dem Poſthauſe zu Brenner bis Steinach ſind zwey Meilen, wenigſtens bezahlt man ſo viel; wir machten ſie aber in weniger, als einer und einer halben Stunde, weil die ganze Station bergab geht. Dafür bezahlt man aber auch nicht mehr, wenn man von unten herauffährt, nur daß man zwey Pferde mehr nehmen muß, als womit man kam.

Die nächſte Station iſt Schönberg, ein Dorf auf einem Berge, deſſen herrliche Lage mir noch von einer frühern Reiſe lebhaft im Gedächtniſſe war. Ich freute mich, daß wir ſchon um drey Uhr hier ankamen, denn wir hatten den Ueberreſt des Tages dazu beſtimmt, dieſe ſchöne Gegend zu genießen. Ich möchte jedem Reiſenden vorſchlagen, das nehmliche zu thun, um ſo mehr, da auch das Wirthshaus ſehr erträglich iſt.

Außerhalb der Schweiz kenne ich, ohne Ausnahme, keinen Fleck, der den ſchönen Regionen der Schweizeralpen ſo nahe käme, wie dieſer! Ganz jenes ſchöne Grün, jener volle Wuchs von

Gras und Bäumen, jene allgemeine Fruchtbarkeit, jener ſorgfältige Anbau, mit dem guten Anſehen der Häuſer und ihrer Beſitzer, welche ſo klar beweiſen, daß die Induſtrie hier belohnt wird. — Und dann das erhabene Schauſpiel jener ungeheuern Felſenmaſſen, die den Horizont von mehrern Seiten ſchließen, und nie eine andere Decke kennen, als von Schnee. In der That liegt er jetzt noch in reichen Maſſen auf allen den höhern Bergen, während daß die niedern bis auf die Gipfel hinauf bewachſen ſind.

Ein wenig tiefer hinab, als das Poſthaus, iſt ein Fleck, auf den ich alle Liebhaber der großen Naturſcenen aufmerkſam machen möchte. Außer allem dem, was man weiter oben in der Nähe des Gaſthofes ſieht, öffnet ſich hier noch ein langes Thal, das einen freyen Blick in die eigentlichen Alpen erlaubt, d. h. in diejenigen Tyrolergebirge, welche mit ewigem Eiſe und Schnee bedeckt ſind. Unter dieſen erkennet man auf einer beträchtlichen Höhe einen Gletſcher. Es iſt der, welcher über Neuſtift hinaus liegt, und den man im hohen Sommer (aber jetzt noch nicht) von Schönberg aus beſuchen kann. Manche nennen ihn den Stubayer-Gletſcher, weil das Thal, in welchem er liegt, von Stubay ſeinen Namen hat.

Die lange ungeheure Felſenkette, die ſich nördlich von Innſpruck erhebt, und wovon die Martinswand, (berühmt durch die fabelhafte Gemſenjagd

Kaiſer Maximilians I,) einen Theil macht, ſieht man hier ſo deutlich und, dem Anſcheine nach, ſo nahe, daß auch ein geübtes Auge betrogen wird, und man kaum glauben kann, daß das weiteſte Thal von ganz Tyrol, ſammt der Stadt Innſpruck, unten dazwiſchen liegt.

Innſpruck, den 24ſten Juny.

Es war vom Anfange her unſer Zweck, auf dieſer Reiſe, einen oder den andern Tyroler⸗Gletſcher zu ſehen: und da ſie zeither äußerſt wenig beſucht worden und größtentheils noch unbeſchrieben ſind, ſo fing ich ſchon zu Botzen an, Erkundigungen einzuziehen, und auf ſechs Stationen, ſo wohl als zu Innſpruck, habe ich mit verſchiedenen Männern geredet, die wenigſtens etwas von dieſem großen Eisgebirge geſehen hatten. Das Reſultat davon iſt dieß: Wenn Sie von Botzen nach Innſpruck, von da, durch das Innthal, nach Nauders, dann weiter nach Glurens, und von da wieder nach Botzen Linien ziehen, ſo ſchließen Sie ungefähr die ganze Eismaſſe ein, die ſich in Tyrol befindet, und mit zehn verſchiedenen Namen benennt wird, je nachdem Sie Sich ihr von dieſem, oder von jenem Orte nähern.

Zwar liegen auch außerhalb dieſer vier Linien, und ſelbſt bis an die öſtlichſte Grenze des Landes, noch einige Gletſcher; allein ſie ſind gegen die

andern, die man zuſammen faſt wie eine einzige ungeheure Eismaſſe betrachten kann, ohne Bedeutung. Ich will mich alſo bloß bey dem aufhalten, was ich durch die vier Linien eingeſchloſſen habe. In dieſem großen Striche Landes erheben ſich die höchſten Tyroler Alpen, die jetzt noch weit unzugänglicher ſind, als die der Schweitz, und deren ewiger Schnee eine Eismaſſe erzeugt hat, die in vielen Richtungen nach den Thälern hinabläuft, in welche ſich dieſe Alpen öffnen. Jeder Theil dieſer Eismaſſe bekommt gewöhnlich den Namen des Ortes, dem er am nächſten liegt, und wirklich ſiehet man etwas ganz anderes, wenn man von Botzen aus über Meran dahin geht, als wenn man von Schönberg, oder vom Innthale aus dieſe Berge bereiſt, oder bloß mit der Anſicht ſich begnügt, die die Eismaſſe da, wo man ihr am nächſten iſt, gewährt.

Man kann alſo ſchon von Botzen aus einen Gletſcher beſuchen, indem man über Meran geht, wo man noch überdieß das Paſſeirthal und den merkwürdigen Paſſeirſee mitnehmen kann. Allein der Weg von Meran iſt lang und beſchwerlich, und auf der ganzen Strecke keine gute Herberge zum Uebernachten. — Noch ſchlimmer und beſchwerlicher iſt der Weg von Brixen aus. — Von Sterzingen iſt er kürzer, doch hat man auch acht Stunden bis an den Gletſcher, den ſie dort den Schneeberg nennen, und ebenfalls kein Wirthshaus auf dem Wege. —

Von Steinach aus kommt man ihm näher; auch kann man da vier Stunden lang reiten, größtentheils in der Ebene, nach Geſchnitz, oder, wie man hier ſagt, Gſchnitz, und von da bleibt nur noch eine Meile zu Fuße zu machen. Das beträgt alſo in allem zwölf Stunden, die man wohl in einem Tage zurücklegen kann, ſo daß man Abends wieder zu Steinach in einem erträglichen Wirthshauſe iſt. Ich hatte hier wirklich ſchon Pferde und Führer gemiethet, und beſchloſſen, die Nacht zu Steinach zuzubringen, und den folgenden Morgen um vier Uhr aufzubrechen, als ein Landmann, der lange zugehört hatte, mir endlich ſagte, er ſey nur vor ein paar Tagen an dem Gletſcher geweſen, und habe ihn noch ſo ganz mit Schnee bedeckt gefunden, daß ſchlechterdings nichts daran zu ſehen wäre. Ein anderer beſtätigte dieſe Ausſage, und nach dem, was ich dieſes Jahr ſelbſt von den vielen mit Schnee bedeckten Bergen geſehen habe, konnte ich ſie ſehr leicht glauben. Auch hatte der Mann, der zum Führer dienen ſollte, und der von Geſchnitz war, mir ſchon vorher geſagt, daß er das befürchtete.

Von Schönberg aus kann man den Gletſcher, beſuchen, nach welchem man in der Gegend des Poſthauſes eine ſo ſchöne Ausſicht hat, und den ſie dort den Stubayer nennen. Der Gaſtwirth kennt ihn ſehr genau, denn er hat ſelbſt einen Antheil daran, und ſchickt jährlich einen Theil ſeines Viehes dahin. Er rechnete die Ferne von Schön-

berg acht Stunden; folglich müßte man zu Neuſtift übernachten, wo man ziemlich ſchlecht wäre. — Herr von Stolz, der Hofrichter dieſes Diſtricts, der zu Schönberg wohnt, kam ſehr verbindlich zu mir, da er gehört hatte, daß ich Nachricht über den Gletſcher einzog, ehe noch der Gaſtwirth zu Hauſe war, und rieth uns, einen andern Weg zu wählen. Wir ſollten nehmlich von Innſpruck aus das Innthal hinaufgehen, und entweder zu Axam, oder Sellrein übernachten. Erſteres iſt zwey, das andere vier Stunden von Innſpruck, und an beide kann man fahren. Zu Sellrein iſt ein Bad, und von da ſind höchſtens noch drey Stunden Weges bis auf den Gletſcher, den man den Liſens, oder auch den Sellreiner Gletſcher nennt. Unter dem erſtern Namen hat man einen Kupferſtich davon, den ich zu Innſpruck ſah. Der Wirth im goldenen Adler kennt ihn genau, und wollte uns bis Sellrein in ſeiner Kutſche fahren laſſen.

Während daß wir noch darüber anſtanden, rieth mir einer meiner hieſigen Bekannten, lieber den Gletſcher zu beſuchen, welcher nicht weit vom Ciſterzienſerkloſter Stambs liegt. Wir könnten, ſagte er, auf dem Kloſter übernachten, und zu dem Ende bot er uns einen Brief an den Prälaten an. Aber zugleich äußerte auch er die Beſorgniß, daß wir für dieſes Jahr ganze ſechs Wochen zu frühe wären, und daß wir nichts ſehen würden, als eine ungeformte Maſſe von Schnee.

Ueber Stambs hinaus liegt ein Ort Oetz, wovon das Oetzthal den Namen hat, und durch dieſes Thal muß man ſich dem Gletſcher nahen, wenn man das Schönſte und Intereſſanteſte davon ſehen will. Von dieſer Seite hat ihn auch Herr Walcher beſucht, der die oben angeführten „Nachrichten von den Eisbergen in Tyrol" herausgegeben hat. Da er aber nur dieſes Thal und das Paſſeirthal geſehen hat, ſo iſt ſeine Beſchreibung weit entfernt, eine allgemeine von allen Anſichten und Seiten zu ſeyn. Er zeigt auch dieſes in der Vorrede ſelbſt an. Das alſo, was man von andern Seiten her ſieht, iſt, meines Wiſſens, noch immer unbeſchrieben. Auch bedaure ich, daß er ſo gar nichts über die Mittel und Wege geſagt hat, die Reiſe zu machen: und das iſt bey ſolchen Wanderungen gerade eine Hauptſache. Eine Menge Naturſchönheiten werden als unzugangbar betrachtet, — nicht, weil man wirklich nicht dazu kommen kann, ſondern weil ſich von irgend einem gegebenen Orte der Weg in einem Tage nicht hin und her machen läßt, und der Reiſende kein Mittel weiß, ſich ein Nachtlager zu verſchaffen. Ueberhaupt läßt der, welcher bloß auf ſeinem Zimmer lieſt, wenig ſich träumen, welche Schwierigkeiten ſich finden, ſo bald man von der gewöhnlichen, betretenen Straße abgeht. In der Schweiz war das Mehreſte ſo zugänglich, darum, weil jedermann Ihnen ſagen konnte, wo Sie Ihr Nachtlager zu nehmen hätten. Daran fehlt es nun

bis jetzt in den Tyroler Alpen noch ganz! Faſt jedes auch nur erträgliche Nachtlager iſt noch eine weite Strecke von dem Gegenſtande entfernt, den Sie zu ſehen wünſchen; und nur der Sellreiner Gletſcher kann ohne große Anſtrengung und ohne vieles Hin und Hergehen am nehmlichen Tage geſehen werden, wenn man nehmlich zu Sellrein im Bade übernachtet. —

Von dem Stubayer Gletſcher (Sie wiſſen nun, was ich mit den verſchiedenen Benennungen ſagen will) kann man im hohen Sommer über das Eis nach Sellrein gehen, ſo wie man auf einer andern Seite nach Meran hinabkommen kann; ja, nach dem, was man mir zu Steinach vom Geſchnitz-Gletſcher, und zu Schönberg vom Stubayer Gletſcher ſagte, bin ich gewiß, daß nicht nur beide die nehmlichen ſind, ſondern auch, daß die Anſichten, die man von dem einen und dem andern der genannten Orte hat, nicht gar weit von einander entfernt ſeyn können.

Wären dieſe Gegenden von den Liebhabern zeither mehr beſucht worden, ſo würden wir mehrere Beſchreibungen haben; man würde von dem Werthe der verſchiedenen Anſichten urtheilen können, und wiſſen, wo man am mehreſten, oder auf die leichteſte Art ſähe, und wie man die verſchiedenen Theile in einige Verbindung, oder in ein Ganzes bringen könnte. Auch würde dann hier und da ein erträg-

liches Nachtlager ſich finden, wo jetzt entweder gar keines, oder eine elende Hütte iſt.

Auch von Seiten der Sprache finden ſich einige Schwierigkeiten! Die nächſten Anwohner dieſer Alpen reden ein Deutſch, das dem, der bloß die geſchriebene Sprache verſteht, faſt ganz unverſtändlich iſt. Dieß iſt zum Theil, nur in einem geringern Grade, auch der Fall an einigen Orten in der Schweiz; aber dort findet man Führer, die das Ding ſchon längſt als ein Handwerk treiben, und die in der Deutſchen, und zum Theil auch Franzöſiſchen Sprache ſich auf mehr als eine Art auszudrücken wiſſen.

Was endlich die Anſichten betrifft, die man von der Graubündner Seite her von dieſen Eisbergen hat, ſo habe ich darüber gar nichts erfahren können. Uebrigens wird auch das Wenige, das ich hier geliefert habe, ſchon zu einem Leitfaden dienen, mit dem man ſich eine Art von Plan machen, und weitere Nachrichten einziehen kann.

Auch über die Höhe der Tyroler Berge wiſſen wir jetzt noch ſehr wenig. Die mehreſten ſind nie gemeſſen worden. Hier haben Sie die Höhe von einigen wenigen, nach Walcher, woraus Sie aber ſchon ſehen werden, daß ſie zum Theil unter die anſehnlichſten von Europa gehören.

Der Paley-Kogel iſt über der Meeresfläche	9,748 Schuhe
Der Glockner	11,500 —
Der Ortele	12,000 —

Vieles wäre da wohl zu ſehen, was man in der Schweiz nicht findet! Mir ſcheint es, daß dieſe Gletſcher hier weit größern Veränderungen unterworfen ſind, als dort, und daß die Tyroler Alpen häufig, nur gar zu häufig, Verheerungen in die Thäler bringen, die die Schweiz, zu ihrem Glücke, weit weniger kennt. — Ich ſelbſt habe von den Tyroler Eisbergen nichts geſehen, als die Ausſicht, die man bey Schönberg darauf hat; denn ehe wir noch Innſpruck verließen, kam ein Bauer von Sellrein, welcher erzählte, daß er eben vom Gletſcher käme, und ihn noch ganz in eine ungeformte, unzugängliche Schneemaſſe eingewickelt gefunden habe.

Innſpruck, den 25 Junn.

Das Landvolk, das ich zwiſchen Brixen und dieſer Stadt geſehen habe, iſt ein ſtarker, handfeſter Schlag. Die Weibsperſonen ſchienen mir beſonders ſchwerfällig, kurz und unterſetzt, hatten aber dabey ſehr wenig Buſen. Die Geſichtsfarbe beider Geſchlechter iſt in einem hohen Grade, was die Engländer ruddy nennen, etwa kirſchroth, die Farbe der ſtrotzenden Geſundheit. Die Mannsperſonen ſind nicht garſtig; aber unter den Weibern habe ich keine Schönheiten geſehen, und ihre Kleidung iſt häßlich. Sie tragen wollene Strümpfe, die wie Stricke ausſehen, welche man Rollenweiße auf einander gelegt hat. Um die Wade herum ſieht

ein ſolcher Fuß ungefähr dreymal ſo dick aus, wie ein gewöhnlicher. Dieſe Strümpfe ſind ohne Sokken, ſo daß der eigentliche Fuß nackt in den Schuh geht. Dabey tragen ſie ungeheure Zottelmützen von Baumwolle. Dieſe ſind ſo dick, und enthalten ſo viel Stoff, daß das Stück drey Gulden koſtet. Hin und wieder ſetzen ſie auf dieſe noch einen Hut, der denn, ſo wie die Hüte der Mannsperſonen, gewöhnlich grün iſt. Der Oberrock der Weiber beſteht aus unzähligen Falten, und giebt ihnen das Anſehen, als ob ſie ein halbes Dutzend trügen. Und das iſt die Kleidung, in der ich ſie mitten im Sommer ſah.

Auf dem Brenner, und an beiden Seiten dieſes Berges ſuchte ich mit verſchiedenen Landleuten in Geſpräche zu kommen, fand es aber mit den mehreſten unmöglich, weil wir einander gegenſeitig nicht zur Hälfte verſtanden.

In der Gegend von Steinach iſt das Wipthal (Vallis Vipitena) wo das alte Veldidena geſtanden haben ſoll. Bald nachher kommt man nach Matray, oder Matrey, welches das alte Matrejum ſeyn ſoll. Auf dieſe beiden Städte bezieht ſich eine Aufſchrift, die zwiſchen Schönberg und Innſpruck an der Straße ſteht: „Haec via Veldidenam inter et Matrejum, antiquiſsima Rhaetiae municipia etc.“ Allein das iſt unrichtig! Wenn Matrey das alte Matrejum iſt, ſo läuft die Straße, an der die Aufſchrift ſteht,

nicht zwiſchen den beiden Pflanzſtädten der Römer. Iſt aber die Aufſchrift richtig, ſo muß entweder Veldidena, oder Matrejum wo anders gelegen haben, als wo man ſie jetzt ſucht. — Uebrigens ſagt die angeführte ſehr lange Aufſchrift, daß dieſe Straße zuerſt von den Römiſchen Legionen geöffnet, nachher durch die Züge der Kaiſer, die ſich zu Rom krönen ließen, berühmt geworden wäre; daß das Waſſer ſie oft zerſtört, daß man ſie immer wieder gemacht habe, und daß ſie endlich, als Joſeph II, aus Frankreich zurückkam, in den jetzigen Stand geſetzt worden wäre. — Wirklich iſt dieſe Straße zwiſchen Innſpruck und Schönberg, ſowohl als die über den ganzen Brenner, ein ſchönes, edles Werk. — Oben, über der Hauptaufſchrift, hat man auch die Reiſe des Pabſtes gefeyert, der hier durchging, zwar in claſſiſchem Latein, aber etwas lächerlich, wenn man die Figur bedenkt, die er in den Oeſtreichiſchen Staaten machte. Die Worte ſind: „Anno 1782. quo Pius VI Pont. Max. Vienna redux Oeniponte a M. Elisabet A. A. hospitio honorifico exceptus Tirolim numine Suo implens 8. Id. Maji heic iter fecit. —“ In Italien bin ich auf eine Menge Aufſchriften geſtoßen, die man dieſer Reiſe zu Ehren gemacht hatte; aber da hieß es gewöhnlich „religionis caussa proficiscentem etc.“ — Uebrigens hat man ſchon viele Mühe, dieſe doppelte Aufſchrift

hier zu leſen, während daß es eine Menge Alt-römiſcher giebt, die noch vollkommen deutlich ſind. Die Neuern ſind doch oft ſo gar klein!

Da ich am Artikel der Straßen bin, ſo muß ich Ihnen eine anzeigen, die durch einen Theil von Tyrol führt, und von der ich ſchon vor mehreren Jahren in der Schweiz reden hörte. Sie geht von hier durch einen großen Theil des Innthales über den Arlsberg nach Pludenz, Feldkirch u. ſ. w. und endiget ſich, an den Grenzen von Graubündten, zu Balzers. Man ſollte denken, ſo etwas müßte landkundig ſeyn; gleichwohl habe ich ſehr oft der Exiſtenz dieſer Straße widerſprechen hören, kann mich auch nicht erinnern, daß ich ſie auf irgend einer Poſtkarte beſtimmt angegeben gefunden hätte. Zu einer andern Zeit hieß es, die Regierung hätte ſie in dieſem Kriege vernichten laſſen, um dem Feinde das Land auf dieſer Seite zu verſchließen. Erſt hier zu Innſpruck erfuhr ich durch einige Kaiſerliche Officiers mit Gewißheit, daß ſie exiſtirt, in dem Laufe, den ich eben angegeben habe, daß ſie ziemlich wohl unterhalten iſt, und daß die Wirthshäuſer, die daran liegen, ſich ſeit dieſem Kriege merklich gebeſſert haben.

Eben ſo war es zum Theil mit der Straße, welche von Salzburg über Radſtadt nach Spital in Kärnthen geht, von wo aus man entweder nach Klagenfurt, oder durch das Puſterthal in

Tyrol nach Italien reiſen kann. Auch ihre Exiſtenz habe ich oft bezweifeln hören, auch ſie findet ſich nicht auf mehreren Poſtkarten, die gar nicht alt ſind. — Sie geht über die hohe Alpenkette von Salzburg und Kärnthen, iſt aber für jeden Wagen fahrbar; ja zu Klagenfurt ſahe ich eine große, ſchwere Diligence, die regelmäßig, zu beſtimmten Tagen, zwiſchen dieſer Stadt und Salzburg läuft. Seit einigen Jahren iſt dieſe Straße ein großer Erwerbszweig für die Einwohner des Erzbißthums, beſonders für die Fuhrleute geweſen. Eine Menge Waaren, die zwiſchen Trieſt und Norddeutſchland gehen, ſind auf dieſer Straße verführt worden.

Innſpruck, den 26ſten Juny.

Ich habe drey Tage ſehr angenehm in dieſer Stadt und in einem der ſchönſten Thäler von Europa zugebracht. Innſpruck iſt wirklich ein ſehr hübſcher Ort von etwa zwölf tauſend Seelen. Da es die Hauptſtadt und der Sitz der Landesregierung iſt, ſo findet ſich hier natürlich eine gewiſſe Geſellſchaft zuſammen, die aus Edelleuten, Officiers, und Officianten beſteht. Die Zahl der Kaufleute iſt gegen Botzen und Roveredo nur unbeträchtlich, ſo wie der Handel von Innſpruck nicht wichtig iſt. Doch ſind auch von dieſen einige gute Häuſer hier.

Der Hof trägt wenig zur Belebung, oder Beluſtigung der Geſellſchaft bey, indem die Erzherzoginn Eliſabeth ſehr ruhig und eingezogen lebt, und nur an gewiſſen Tagen des Jahres, und auch dann nur eine wenig zahlreiche Geſellſchaft empfängt. Sie wohnt in einem ſehr anſehnlichen und guten Pallaſte, den Maria Thereſia einſt bauete und zu ihrem Witwenſitze beſtimmte. Im erſten Stocke ſind die Kammern der Regierung, und im zweyten die Zimmer der Fürſtinn, die, wie es bey der Erzherzoglichen Familie gewöhnlich iſt, ſehr einfach verziert und meublirt ſind. Ein einziges darunter zeichnet ſich aus; man nennt es den Rieſenſaal, weil er ſonſt mit mythologiſchen Geſchichten bemahlt war, worunter ſich rieſenförmige Figuren befanden. Er iſt groß, von guten Verhältniſſen, hat eine gemahlte Decke, und iſt ganz mit Scagliuola ausgelegt. Er könnte ſchön, und, wenn Sie wollen, prächtig genannt werden, wenn er nicht mit einer Menge größtentheils ſehr mittelmäßiger Portraits behangen wäre, die die ganze Oeſtreichiſche Familie, groß und klein, aus den letzten vierzig oder funfzig Jahren vorſtellen.

Der Schloßgarten, der nahe am Pallaſte iſt, bietet einen angenehmen Spaziergang dar, und von einer kleinen Erhöhung hat man da eine angenehme Ausſicht auf das Land.

Die berühmte bronzene Statue Leopolds V, an der eigentlich das Pferd das ſchönſte iſt, ſteht ſeit zwey Jahren vor dem Pallaſte, auf dem Platze, den man den Rennplatz nennt. Ich weiß nicht, ob ich unter den modernen Arbeiten dieſer Art ein ſchöneres Pferd geſehen habe. Niemand kann mir hier den Künſtler nennen. Doch ſagt man, es ſey ein Tyroler geweſen. Ich kann nicht glauben, daß es der nehmliche ſey, der alle die metallenen Statuen in der Franciscanerkirche gemacht hat, die zwar, in ihrer Art, auch ihr Verdienſt haben, aber freylich ſehr unter einander verſchieden ſind, und auf alle Fälle dieſem ſchönen Werke nicht gleich kommen.

Das Merkwürdigſte in der Franciscanerkirche ſind, außer den Statuen, die vierundzwanzig Basreliefs in weißem Marmor, die ſich am Grabmahle Maximilians I befinden. Sie ſind von Colin, oder wie er ſich nennt, Colinus, einem Künſtler aus Mecheln, und tragen das Jahr 1566. Sie ſind ſchön, haben aber offenbare Spuren der Deutſchen, oder Niederländiſchen Schule, und zeigen ſehr deutlich, daß der Künſtler kein Italiener war.

Das ehemalige Jeſuitencollegium iſt jetzt der Univerſität gewidmet, die hier ihre Hörſäle und eine recht artige Bücherſammlung hat. Letztere iſt täglich offen, und hat ein Leſezimmer, das bequem iſt.

Eine Menge Häuſer zu Inſpruck haben etwas Eigenes, das ſeinen großen Nutzen und zugleich viel Angenehmes hat. Auf dem Rücken der Dächer ruht eine Gallerie, auf der ein paar Fäſſer ſtehen, die immer mit Waſſer angefüllt ſeyn ſollen. Dadurch ſieht man ſich in den Stand geſetzt, bey Feuersgefahr nicht nur über das ganze Dach zu gebieten, ſondern auch auf die Häuſer ſeiner Nachbarn zu ſpielen. Dieß iſt um ſo wichtiger, da faſt alle Häuſer dieſer Stadt mit Schindeln gedeckt ſind. Nebenher genießt man von dieſen Gallerien einer herrlichen Ausſicht; denn alle umliegende Berge ſind ſo hoch, daß man von der geringſten Erhöhung, mitten in der Stadt, ſie überſehen kann. Eben das gilt auch von den beiden Brücken, wovon die eine in der Stadt, die andere in einer kleinen Ferne außerhalb derſelben iſt, und von denen beiden man recht hübſche Ausſichten hat.

In der Johanniskirche ſind zwey gute Frescogemälde von Schöpf, einem Tyroler Künſtler, deſſen ich ſchon zu Brixen gedacht habe.

Das Stadtthor auf der Seite von Schönberg iſt recht hübſch; aber es iſt eine Nachahmung der Triumphbögen zu Rom. Faſt alles Gute, was man in der Art ſieht, iſt Nachahmung der Antike; das aber, was von dem Style der Alten abweicht, und original iſt, fällt mehrentheils geſchmacklos aus.

Das Haus der Staaten iſt ein großes anſehnliches Gebäude, aber von ſchlechtem Geſchmacke. Das iſt auch der Fall mit mehreren Privatgebäuden, die von dem Gemeinen abweichen, und einige Anſprüche auf Baukunſt haben. Der ſchlechte Styl fällt alsdann nur deſto mehr in die Augen.

Da ich faſt drey ganze Tage hier zugebracht habe, ſo können Sie leicht denken, daß ich die Gegenden um Inſpruck genoſſen habe. Alles iſt groß und ſchön hier umher; die geringſte Anhöhe, die Sie erſteigen, belohnt reichlich Ihre Bemühung.

Ich war auch wieder auf dem ſchön gelegenen Schloſſe Ambras, eine Stunde von hier. Die wichtigſten Sachen wurden vor einigen Jahren, wegen der Nähe der Franzoſen, eingepackt, und ſind es ſeitdem geblieben. Indeſſen ſieht man noch immer die merkwürdige Sammlung von Rüſtungen, die einer großen Menge von Fürſten und Helden des funfzehnten und ſechzehnten Jahrhunderts gehörten. Alles zuſammen, was man jetzt hier noch zeigt, iſt doch kaum wichtig genug, einen Profeſſor aus der Stadt zu bemühen, der mit dem Fremden herausfährt, welches ſonſt, da der Ort mehr aufzuweiſen hatte, nicht der Fall war. — Das Schloß ſelbſt iſt jetzt ein Militärhoſpital, und voller verwundeter Soldaten. — Die Officiers, die ich zu Inſpruck kennen

lernte, klagten ſehr über Mangel an guten Wundärzten bey der kaiſerlichen Armee; daß ſie ſchlecht bezahlt wären; daß man eine Menge Barbiergeſellen und Pfuſcher, zum Theil aus Nothwendigkeit gedrungen, aufgenommen habe; daß manches Glied abgeſchnitten werde, das die beſſere Kunſt erhalten würde; und daß dieſe Leute manchen braven Soldaten aufopferten, der gerettet werden könnte.

Nahe bey der Stadt, auf einer andern Seite, liegt das ſchöne und wichtige Kloſter Weilau, in deſſen Nähe die Sil einen zwar künſtlichen und nicht großen, aber hübſchen Waſſerfall macht. Die Gegend umher iſt groß und mahleriſch. — Von dem kleinen Landſchloſſe der alten Fürſten Tyrols, das jetzt ein höchſt unbedeutendes Ding iſt, hat man eine herrliche Ausſicht. Wir beſuchten es, der Lage wegen, und das verſchafte uns einen Spaziergang, der mir der merkwürdigſte von allen denen war, die ich im Verlaufe dieſer drey Tage gemacht habe.

Siebenter Brief.

Land zwiſchen Inſpruck und Salzburg — Halle — Volters — Schwatz — Bergwerke bey Schwatz — Rattenberg — Wergl — Elmau — St. Johannes — Waydering — Uncken — Salzburg — der Mönchsberg — der Capuciner-berg — der Fürſt — Herr von Moll — Hal-lein — Salzwerke — Golling — Werfen — St. Johannes — Allgemeine Beſchreibung des Landes — Bevölkerung — Wirthshäuſer — die Lendt — Schmelzhütten — Land zwiſchen Lendt und Hof — Gaſtein — Bad — Waſ-ſerfall — Bergwerke in den Rauriſer Alpen — Beck mit ſeinem Hüttenwerke — das Pinzgau — eingefallener Berg — Däxenbach — Zell — der Zellerſee — Saalfelden — zweyerley Arten von Landſchaft im Salzburgiſchen — Frauenwies — der Hofmahler Neſſelthaler — ſehr einfache Art, das Heu zu trocknen — Probſtey Berchtes-

gaden — Verpachtung der Salzwerke an Bayern — Bartholomäusſee — Leopoldscrone bey Salzburg — Allgemeine Bemerkungen über die Bewohner dieſer Provinzen.

Uncken an der Grenze von Tyrol und Salzburg, innerhalb zwey Meilen von Salzburg,
den 28 Juny 1799

Wer der ſchönen Natur zu Gefallen reiſt, kann, außerhalb der Schweiz, ſchwerlich eine ſo lange und anhaltende Strecke merkwürdiger Gegenden finden, als die, welche wir ſeit zehn Wochen durch Oeſtreich, Steyermark, Kärnthen, Krain, das Herzogthum Venedig und die Grafſchaft Tyrol durchwandert haben. Welch eine herrliche Natur, welche Mannigfaltigkeit von Gegenſtänden!

Unter dieſen Provinzen ſetze ich Tyrol oben an, denn von ſeinen ſüdlichſten Grenzen an, bis an den Ort, aus dem ich Ihnen jetzt ſchreibe, iſt es, auf der ganzen langen Strecke, in der ich es durchreiſt habe, unausgeſetzt ein ſehr intereſſantes Land. Von Inſpruck aus ſieht man der großen, erhabenen Gegenſtände weniger; aber auch ſelbſt in dieſem Striche wüßte ich kaum eine halbe Stunde Weges, der nicht mehr oder min-

der Schönheiten hätte. Dieſer letztere Theil aber iſt von dem ſüdlichen Tyrol, oder auch von dem Theile, welcher nördlich und weſtlich vom Brenner liegt, ſehr verſchieden. Die Berge, obſchon noch immer ſehr hoch, ſind weniger ſteil, und viele bis an die Spitzen mit Holzung und Gras bewachſen.

Noch größer iſt der Unterſchied in dem Clima und den Producten. Die Weinrebe, der Feigen-Mandel- und Caſtanienbaum ſind verſchwunden, und ſelbſt unſere nördlichen Fruchtbäume gedeihen, ſo wie man weiter kommt, weniger und weniger. An Getreide iſt keineswegs Ueberfluß, und über Wergl, St. Johannes ꝛc. hinaus wird nicht ſo viel erbaut, als die Einwohner bedürfen. Der Boden verlangt, um Korn zu erzeugen, vielen Dünger, und an dieſem fehlt es. Deſto ſchöner iſt das Grün, das dieſe Gegenden belebt, die Wieſen und Weiden, das viele Holz und die mannigfaltige Form der Berge. — Die Städte und Flecken ſind wohl gebaut und anſehnlich, und die Dörfer, die eine Menge guter Häuſer haben, gleichen den Schweizerdörfern von der Mittelart, und zum Theil denen im Sächſiſchen Erzgebirge, wo gewöhnlich jedes Haus ſeine Wieſe und eine Art von Garten um ſich her hat. — Die Viehzucht iſt der wichtigſte Ertrag dieſer Thäler. Käſe macht man wenig, und er iſt nicht von vorzüglicher Güte, weil man an den mehreſten

Orten die Sahne erſt abſchaumt. Die Hauptſache iſt hier Butter, die geſchmolzen und in großer Menge nach Italien, zum Theil auch nach Deutſchland verſchickt wird.

Von Inſpruck aus behält das Thal noch auf etliche Meilen die nehmliche Weite, d. h. ungefähr eine halbe Deutſche Meile. Dann wird es enger, und öffnet ſich nur hin und wieder, und ſo dauert es fort, bis man in die Ebene kommt, in welcher Salzburg liegt.

Drey kleine Stunden von Inſpruck kommt man nach Halle, wo das bekannte und wichtige Salzwerk iſt. Man ſieht hier eine Menge guter Häuſer, und der ganze Ort hat ein Anſehen von Wohlſtand, das Vergnügen macht. — Zu Volters, zwey Meilen von Inſpruck, iſt ein Pferdewechſel, und ein anderer zwey Meilen weiter, zu Schwatz. Dieſer große, aus vielen guten, anſehnlichen Häuſern beſtehende Flecken, iſt durch das ungeheure Gebäude merkwürdig, das der Graf von Tanneberg hier beſitzt. Ich hätte es eher für eine große Abtey gehalten. Nicht weit davon hat der nehmliche Graf auch ein anſehnliches Schloß, das romantiſch auf einem Hügel liegt, aber vernachläſſiget zu ſeyn ſcheint. — Auch ſind in dieſer Gegend ein paar anſehnliche Klöſter, welche, mit den Privatgebäuden, dieſer Landſtrecke ein belebtes, civiliſirtes Anſehen geben.

Nahe bey Schwatz ſind die bekannten Bergwerke, deren große aufgeworfene Halden genug beweiſen, wie lange und wie fleißig man ſie ſchon bearbeitet hat. Ein Stollen mit dazu gehörigen Hütten und Maſchinen iſt dicht an der Landſtraße. Die Schächte ſieht man in einiger Höhe: und auch ihre Halden zeigen, wie ſehr ſie bearbeitet worden ſind. Sie geben Silber und Kupfer. — Ich bemerkte in dieſer Gegend weit und breit, daß die Kirchthürme ſehr vieler Dörfer mit Kupfer gedeckt waren; aber ich fand keinen einzigen darunter, dem dieſe Ehre kürzlich wiederfahren wäre, und alle hatten das Grün des Alters, das dieſes Metall mit der Zeit annimmt. Man hat Mittel gefunden, es leichter als ſonſt in der Ferne abzuſetzen, und dadurch iſt ſein Preis zu Hauſe geſtiegen.

Kurz ehe man in das Städtchen Rattenberg kommt, öffnet ſich dem Auge eine ſchöne Ausſicht in das Zillerthal, in welches man, ununterbrochen, faſt bis an das Ende ſieht, wo es durch hohe Berge begrenzt iſt, auf denen noch ſehr viel Schnee lag. — Die Ziller, die hier aus dem Thale heraus kommt, und um die Stadt herum fließt, iſt ſchon ein anſehnliches Waſſer, wenigſtens in dieſem Augenblicke, und vermehrt die Schönheit dieſer lieblichen Gegend. — Das Thal wird ſogleich wieder enge, und ziehet ſich zwiſchen hohen, alpenartigen Bergen

durch, bis nach Wergl, wo ſich mehrere Thäler öffnen.

Da wir nie lange Tagereiſen machen, und geſtern bey Zeiten zu Wergl ankamen, ſo machte ich noch einen Spaziergang, und fand eine reitzende, romantiſche Gegend umher. Sie wird faſt einzig von Landleuten bewohnt, und kein Güterbeſitzer, kein reicher Stadtbürger ſcheint hier an Schönheiten Antheil nehmen zu wollen, die freylich nur wenige Monate im Jahre genießbar seyn mögen. — Es fällt einem auf, in einem ſo entlegenen Dorfe ausgemahlte Zimmer, Wachslichter, Torten und mehrere Arten von Weinen zu finden; aber dafür erhielten wir auch vom Poſtmeiſter eine höchſt übertriebene Rechnung.

Von Wergl kamen wir heute früh über eine ſchwere, bergige Straße, auf der man uns, vermöge Patents, ſechs Pferde einſpannte, durch ein ſchönes, noch immer von hohen Bergen eingeſchloſſenes Thal, wovon aber das Clima ziemlich rauh iſt. Es ſind zwey Meilen bis Elmau, zwey bis St. Johannes, zwey bis Waydering und zwey und zwey drittel bis Uncken. Auf dieſem ganzen Wege ſah ich ſehr wenig Getreide, und noch weniger Fruchtbäume; aber herrliche Wieſen und Weiden, große, majeſtätiſche Berge von mannigfaltiger Form, und romantiſche Felſen.

Zu St. Johannes hat der Dechant von Chiemſee ein Haus, in welchem die Erzherzogin

Eliſabeth von Inſpruck alle Jahre einen Theil des Sommers zubringt. Dieſes Jahr wird ſie die Reiſe zwey Mal machen müſſen, denn ſie war ſchon vor zwey Monaten hier, als die Franzoſen in Tyrol einbrachen. — Hier iſt ein gutes Wirthshaus, auch zum Uebernachten.

Waydering, das auf den Karten, die ich bey mir habe, als ein nicht Tyroliſcher Ort angegeben wird, iſt Oeſtreichiſch, und die letzte Poſt gegen Salzburg. Von hier aus iſt das Thal ſehr enge, und bey Uncken ſtehen die Berge ſo nahe an einander, daß faſt nichts von Ebene übrig bleibt, als das Felſenbette, in welchem die Sala brauſt, und ſelbſt dieſes iſt ſo abſchüſſig, daß der Fluß in unabläſſigen Fällen ſich herabſtürzt. — Auch hier iſt man recht wohl auf der Poſt, nur muß man nicht ſchöne Zimmer ſuchen.

Salzburg, den 30 Juny,

Von Uncken nach Salzburg macht man, ohne Pferde zu wechſeln, vier Meilen, zu denen wir volle ſechs Stunden brauchten, ungeachtet des Vorſpannes, den wir für die erſte, kleinere Hälfte des Weges bekamen. Aber die Länge dieſer Station, und die vielen Berge machen eine kleine Fütterung nöthig. —

Ehe man nach Reichenhall kommt, ſtößt man an die Straße, die von Traunſtein einfällt, auf der ich einmal nach Salzburg kam, da ich von

München nicht die gerade Straße, ſondern über den Chiemſee gegangen war. — Ich beſah damals die Salzwerke von Reichenhall; allein man thut jetzt ſehr geheimnißvoll damit. Uebrigens iſt es nicht die Bearbeitung des Salzes, ſondern die mancherley Maſchinen, die man hier angelegt hat, und das Druckwerk, wodurch man die Sohle über hohe Berge nach Traunſtein treibt, wodurch dieſe Stadt intereſſant wird.

Die weite, obſchon von hohen Bergen eingeſchloſſene Ebene, in welcher die Stadt Salzburg liegt, zog mich durch ihre Schönheit unausſprechlich an, als hätte ich ſie nie geſehen. Die nehmlichen Gefühle haben mich auch geſtern und heute den ganzen Tag begleitet, da ich von mehreren Anhöhen dieſer Stadt und von verſchiedenen Seiten, das reitzende Land überſah, das dieſem Orte eine Lage giebt, wie ſie wenig andern zu Theil geworden iſt.

Salzburg ſelbſt betrachte ich als eine der artigſten, reinlichſten und niedlichſten Städte in Deutſchland. Die große Zahl guter, ſehr anſehnlicher Gebäude, die vielen ſchönen Gaſſen, die Menge der öffentlichen und großen Brunnen, einige Kirchen, der Pallaſt des Fürſten, das Haus der Stände, die Ställe, die Reitſchule ꝛc. alles zeigt, daß dieſe Stadt ſchon längſt und anhaltend einer weiſen Regierung genoſſen hat, die von der Thätigkeit und Arbeitſamkeit des Volkes unterſtützt worden iſt. Hier iſt ſo gar nichts, das Sie an eine

Prieſterregierung erinnert, und einer der auffallendſten Züge dieſes Erzbisthumes iſt, daß in dem ganzen Lande nicht mehr als ſieben Klöſter ſind. Sie iſt klein; aber die mehreſten Häuſer haben, mit dem Fußboden, fünf Stockwerke, manche ſechs, und einige ſogar ſieben. Ihre Bevölkerung ſoll ſechzehn tauſend Menſchen ſeyn.

Was die Stadt Salzburg nur einzig in ihrer Art macht, iſt der Felſen, der ſie, wie eine Stadtmauer, von einer Waſſerſeite bis zur andern umgiebt, und den man den Mönchsberg nennt. Die Nordſeite, oder eigentliche Stadt hatte alſo nur zwey Eingänge, nehmlich an den beiden Enden des Felſens, wo er an den Fluß ſtößt. In dieſem Jahrhunderte aber hat ein Erzbiſchof den Felſen durchgraben laſſen, und eine ſchöne Durchfahrt geöffnet, die über vier hundert Schuh lang, über zwanzig breit, und gegen dreyßig hoch iſt. Es iſt ein edles, erhabenes Werk, und die aus dem Felſen gehauenen architektoniſchen Verzierungen der beiden Thore oder Eingänge ſind in einem guten Geſchmacke. Im Innern ſteht das Bildniß des Erzbiſchofes, mit der Aufſchrift: „Te Saxa loquuntur.“ An den beiden Seiten ſind zwey marmorne Meduſenköpfe, welche, ſo wie das Bruſtbild des Fürſten, die Einfalt der aus dem Felſen gehauenen Architektur etwas ſtören. — Die Statue des heiligen Siegmund über dem äußern Thore, mit allen ihren kriegeriſchen Paraphernalien, fällt zwar in

die Augen; allein man hätte mit wenigern Koſten etwas Geſchmackvolleres und Zweckmäßiges machen können.

Was urſprünglich die Form dieſer ſonderbaren Felſenwand geweſen ſeyn mag, läßt ſich jetzt nicht mehr unterſcheiden; man hat ſie allmählich ſo ſehr bearbeitet, daß ſie faſt durchaus ſenkrecht iſt. Sie wurde nehmlich wie eine Steingrube gebraucht, indem man immer, aber nach einer gewiſſen Ordnung, von ihr abhauete, was man jedes Mal brauchte. Die anſehnlichſten Gebäude der Stadt ſind daraus errichtet, und noch dieſe Stunde arbeitet man daran, und giebt ihr immer mehr und mehr die ſenkrechte Linie, und die Geſtalt einer ungeheuern Mauer. Es iſt alſo jetzt recht eigentlich die Stadtmauer, und eine größere, ſtärkere und prächtigere hatte nie eine Stadt des Alterthums. Sie muß an manchen Orten ſechs, ſieben, bis acht hundert Schuhe dick ſeyn, und drüber. Ihre Höhe iſt verſchieden; ich ſchätze ſie von zwey bis drey hundert Schuh. Oben auf ſind Häuſer, Gärten, Wieſen, Waldung und ſelbſt Getreidefelder, einige Magazine und Feſtungswerke, außer der eigentlichen Citadelle, welche daran ſtößt, und die ich hier nicht mit rechne, — weil ſie höher liegt, und weil man die Spitze, worauf ſie ſteht, den Schloßberg nennt. Jedermann kann auf dieſem Felſen ſpazieren gehen, und einen angenehmern Gang und eine ſchönere Ausſicht können Sie Sich

nicht leicht denken. Da überſehen Sie die ganze Stadt, den Fluß viele Meilen weit, und die ganze reiche, ſchöne Ebene, mit den unzähligen zerſtreuten Häuſern und den vielen Dörfern, die alle ein Anſehen von Reinlichkeit und Wohlſtand haben, das mich entzückt; der hohen Berge, und der mit Schnee bedeckten Alpen nicht zu vergeſſen. Ganz vorzüglich fällt der Watzmann in die Augen, der ſich aus dem Bartholomäusſee erhebt, und unter Salzburgs höhere Gipfel gehört. — Von der Citadelle auf dem Schloßberge genießt man die Ausſicht noch unbeſchränkter.

Dieſer Felſenwand gegenüber liegt, auf der andern Seite des Fluſſes, den man beides Salza und Salzach nennt, der ſogenannte Capucinerberg, von beträchtlicher Höhe, unzugänglich, auf der einen Seite, durch ſeine ſenkrechte Steile und eingeſchloſſen, auf der andern, durch eine Mauer. Man muß, um hinaufzugehen, eine beſondere Erlaubniß haben, wozu der Fremde einen Bogen mit ſeinem Namen einſchickt, welcher, ich glaube, vom Hofmarſchalle unterſchrieben zurückgegeben wird. Ich weiß nicht, wozu dieſe Form abzweckt, denn der Berg iſt im Grunde nichts, als ein eingeſchloſſener Wald, auf deſſen oberſtem Theile ein kleines, armſelig befeſtigtes Schloß ſteht, von dem man aber die ſchönſte Ausſicht hat, die die Gegend um Salzburg gewährt. Als ich das kleine, jetzt ganz vernachläſſigte Gebäude ſah, mit ſeinem soge-

nannten Zeughauſe, ſeiner Mühle, die von einem Pferde gezogen wird, und ſeinen kleinlichen Befeſtigungen umher, ſagte ich: Das muß irgend ein Erzbiſchof gebaut haben, der ſich vor ſeinen Bürgern fürchtete. Wirklich las ich das nachher in einer Aufſchrift, die über dem Eingange ſteht, und ſagt, daß ein Paris, Graf von Lodron aus der Stadt vertrieben ward, und hierher ſeine Zuflucht nahm. —

Am untern Theile dieſes Berges liegt das Capucinerkloſter, von dem die Höhe ihren Namen hat, und deſſen Gärten zwar eine beſchränkte, aber noch immer ſehr ſchöne Ausſicht gewähren.

Der gegenwärtige Fürſt und Erzbiſchof iſt ein Graf von Coloredo, Bruder des Fürſten dieſes Namens. Er regiert ſchon ſeit acht und zwanzig Jahren, und hat ein Anſehen von Geſundheit und Kraft, die dem Lande noch lange die Fortdauer ſeiner weiſen Regierung verſprechen. Er ſcheint geliebt zu ſeyn, und würde es noch mehr werden, wenn er die Jagd nicht ſo ſehr liebte, und die dahin gehörenden Geſetze mit etwas weniger Strenge ausübte. (Auf einer Reiſe, die wir nachher durch das Land machten, hörte ich ein paar Mal darüber klagen.)

Wir lernten hier einen Domherrn kennen, der ſehr viel von den Schönheiten dieſes Erzbisthums erzählte, an die ich um ſo williger glaubte, da das, was ich bey einer frühern Reiſe ſelbſt

davon geſehen habe, mit ſeiner Beſchreibung vollkommen übereinſtimmte. Ich ſprach nachher darüber mit dem Herrn Kammerdirector von Moll, welcher die Finanzen dieſes Landes handhabt, und dieſer beſtimmte uns vollkommen zu der Reiſe, gab mir auch ein allgemeines Empfehlungsſchreiben, von welchem ich bey den verſchiedenen Civil- Kameral- und Bergbeamten des Fürſten im Lande umher Gebrauch machen ſollte. Herr von Moll iſt der Verfaſſer des mineralogiſchen Journals, das unter dieſem Namen herauskommt, und ein Mann, deſſen Bekanntſchaft, ſo wie ſeine Sammlungen, in ſo vielen Rückſichten intereſſant iſt.

Gaſtein, in den ſüdlichen Alpen
von Salzburg, den 2ten July.

Ich habe zu Salzburg einen leichten Wagen und zwey Pferde gemiethet, womit wir geſtern ſehr frühe abfuhren und ſchon um acht Uhr zu Hallein waren. — Ich freuete mich, dieſes ſchöne Bergwerk wieder zu ſehen, wovon der Schacht über zwölf hundert Schuhe tief ſeyn ſoll. Der Saal, den wir für uns beleuchtet fanden, hält, wie man mir ſagte, drey hundert tauſend Eimer. Solcher Säle, oder, wie ſie eigentlich heißen, Sinkwerke, giebt es hier drey und dreyßig, wovon der größte, ſieben hundert tauſend Eimer halten ſoll, der aber gerade jetzt voll Waſſer war. Sie ſind alle ohne Säulen, oder irgend eine Art von Unterſtü-

tzung. Man läßt das Waſſer, wie bekannt, an dem Salzfelſen nagen, bis es ſechs und zwanzig Procent hält, da es denn durch Röhren in die Salzpfannen, die ſich in der Stadt befinden, geleitet wird, und durch einen Prozeß geht, der, mit einigen Abwechſelungen und mehr oder weniger Localvortheilen, überall der nehmliche iſt. — Die Zahl der hier angeſtellten Menſchen ſoll ſich auf elf hundert und vierzig belaufen, die ſammt und ſonders ſchlecht bezahlt ſind. Man macht gegen drey hundert tauſend Centner Salz jährlich, wovon mehr als zwey Drittel an Bayern verkauft werden, und zwar zu einem geringen Preiſe, der durch alte Verträge feſtgeſetzt iſt. Der Churfürſt ſoll durch dieſen Handel anſehnlich gewinnen, indem er nicht nur ſein Land, ſondern auch andere Provinzen damit verſorgt.

Das Wetter war helle, und ich ſah, was ich vorher nicht bemerkt hatte, daß die ganze Gegend an dieſem Salzberge in höchſten Grade romantiſch und mahleriſch iſt. Hohe, ſenkrechte, ſonderbar geformte Felſen, mit Geſtrüppe und mannigfaltigen Bäumen hin und wieder bewachſen, und dann zwiſchen inne Wieſen und angebautes Feld; Häuſer, die mehrentheils von Holz ſind, und eine mahleriſche Form haben, und endlich drey Waſſerfälle, die alle in einer geringen Ferne von einander zu ſehen ſind. Sie haben nicht das Große mehrerer Waſſerfälle in der Schweiz, ſind auch bisweilen ſo klein, daß man ſie zu gewiſſen Zeiten wohl gar nicht be-

merken würde. Aber jetzt waren ſie reich an Waſſer und würden alle drey ſehr hübſche Zeichnungen abgeben. — Wir fanden dann auf der Poſt eine artige Mahlzeit, mit gutem Weine, und reiſten um zwölf Uhr weiter.

Von Hallein nach Golling ſind zwey Poſtmeilen, und zwey und eine halbe nach Werfen. Von da rechnet man noch zwey Meilen nach St. Johannes, wo wir übernachteten. Wir machten den ganzen Weg mit den nehmlichen Pferden in weniger, als zehn Stunden. Bis Werfen geht eine regelmäßige Landſtraße, die mit Poſtpferden belegt iſt, und die von da über Radſtadt und über die Salzburgiſchen und Kärntheralpen nach Klagenfurt führet.

Das Land bis St. Johannes iſt ſo ziemlich das nehmliche, wie zwiſchen Inſpruck und Salzburg, d. h. ſchöne Thäler, bald enger, bald weiter, von hohen Gebirgen eingeſchloſſen, hinter denen ſich noch höhere erheben, die mit Schnee bedeckt ſind; fruchtbare Wieſen und Weiden, weniger Getreide, noch weniger Fruchtbäume; Holzung bis auf die Spitzen der erſten Berge, und nackte Felſen auf den höhern. — Alles hat ein lachendes, liebliches Anſehen, einen Strich zwiſchen Golling und Werfen ausgenommen, welcher fürchterlich wild iſt, und deſſen ich weiter unten gedenken werde. Das Land iſt ſonſt ſehr fruchtbar, und zeigt einen Anbau, der vielleicht nicht ſo groß

in der Wirklichkeit iſt, als er dem Auge zu ſeyn ſcheint. In der That fehlt es dem ganzen Lande an Händen, und man ſagt mir, daß es ſich nie vollkommen von den verſchiedenen Auswanderungen erhohlt hat, beſonders von der, zu welcher die Proteſtanten, unter dem Erzbiſchofe Firmian, vor ſechzig Jahren genöthiget wurden. Man ſchätzt die Zahl dieſer Vertriebenen auf dreyßig tauſend Menſchen. Indeſſen fällt dieſer Mangel an ausgebreiteterer Cultur dem Auge nicht auf, dem Alles umher grün und belebt erſcheint, und welches ſelbſt beträchtliche Höhen auf die eine oder die andere Art bewachſen ſieht. — Wirklich iſt das ganze Land ſchlecht bevölkert, denn man rechnet auf zwey hundert und vierzig Deutſche Quadratmeilen nicht mehr als 198,000 Menſchen; allein hierbey muß man bedenken, daß ein großer Theil dieſer Landſtrecke aus hohen, ganz unbewohnten und unangebauten Alpengipfeln beſteht, ſo daß, wenn man dieſe wegrechnete, die Bevölkerung der niedrigen und beſſern Striche doch wohl ziemlich anſehnlich wäre. Die Salzach, ein, dem Anſcheine nach wenigſtens, beträchtlicher Fluß, bleibt des Reiſenden beſtändiger Gefährte, und belebt, durch ſein Brauſen in einem untiefen Bette, die romantiſche Landſchaft.

Nahe bey Werfen liegt eine kleine Feſtung auf einem iſolirten Hügel. Weiter hinaus, wo die große Landſtraße aufhört, wird das Land allmählich wilder, und ein Theil der Straße iſt von Holz

gemacht. Auch gehet man oft eine beträchtliche Strecke Weges über eine Art von Brücken, durch die man den zu ſteilen Felſen, welche es zu koſtſpielig geweſen wäre auszuhauen, oder zu ſprengen, nachgeholfen hat.

Zu Werfen traten wir auf kurze Zeit in einem erträglichen Wirthshauſe ab, und zu S. Johannes fanden wir Alles, was ein billiger Reiſender in dieſen entlegenen, wenig beſuchten Bergſtrichen nur verlangen kann. Vorzüglich fiel mir zu Werfen das Brot auf, ohne Ausnahme, das ſchönſte und weißeſte, das ich je geſehen habe. (Auch in den übrigen Wirthshäuſern, durch das ganze Land, fand ich das Brot unausgeſetzt gut, immer vom ſchönſten Weitzen und auf das ſorgfältigſte zubereitet. Es iſt ein Artikel des Luxus, der hier ziemlich allgemein zu ſeyn ſcheint, und den der König von Schweden nie zu ſehen bekommt.) — Faſt in allen Gegenden von Salzburg und dem nördlichen Tyrol findet man einen Ofener und Oeſtreicher Wein, die oft beſſer ſind, als man ſie in den Wiener Speiſehäuſern haben kann. Forellen haben wir noch überall bekommen, und in dieſen Bergländern ſind ſie ganz vortrefflich. Was aber die Reinlichkeit betrifft, ſo ziehe ich die geringſten dieſer Wirthshäuſer den mehreſten Italieniſchen vor. Dabey ſind dieſe Leute ſo gutmüthig und ſo herzig, und immer zufrieden mit dem, was man ihnen giebt.

Heute früh gab der Kutſcher den Pferden ein kleines Futter zu Lendt. Da wir wieder hier durchkommen werden, ſo ergriff ich dieſe Gelegenheit, die Zimmer zu beſehen, und fand drey bis vier, in denen allenfalls auch ein verwöhnter Reiſender übernachten kann. — Zu Hof fütterten wir zu Mittage, und da ſah ich Zimmer und Betten, wie man ſie oft auf den beſuchteſten Landſtraßen nicht findet. (Eben ſo waren auch noch zwey andere beſchaffen, in die wir in der Folge kamen.) — Was iſt es eigentlich, das dieſe Wirthshäuſer ſo gut macht, die fern von allen Päſſen und Landſtraßen, in wilden, unbeſuchten Gebirgen liegen? — Es läßt ſich nur dadurch erklären, daß die Eigenthümer wohlhabende Landwirthe ſind, die ihr Vergnügen und ihren Stolz darin finden, wohlverſehene Zimmer zu halten, von denen ſie, ſo wie von der Gaſtwirthſchaft überhaupt, nicht leben; die aber dem Reiſenden zu Dienſte ſtehen, der von ungefähr dieſen Weg kommt. — Endlich werden Sie mich natürlich ſo weit verſtehen, daß Alles, was ich hier ſage, verhältnißmäßig iſt. Eleganz und feinen Geſchmack muß man freylich nicht ſuchen, wohl aber Bequemlichkeit, Reinlichkeit und alles, was wahrhaft gut iſt, ja ſelbſt einen gewiſſen Luxus von einer eigenen Art, und den ich den ruſtiſchen nennen möchte. So finde ich z. E. in den mehreſten dieſer Zimmer einige Bilder, mancherley geſchnitzte Figuren von Holz, reichverzierte altväteriſche Meu-

blen, die vor hundert Jahren für ſehr ſchön mögen gegolten haben; ein geſchnitztes Crucifix, ein wohlgeputztes Chriſtkind, eine reichverzierte Madonne, Früchte von Wachs, oder Stein, einen Vorrath von Gläſern, auch wohl von Porcellan, oder einen noch größern von wohlgeſcheuerten zinnernen Kannen, Kaffeegefäßen u. ſ. w. Oelgemälde von Erzbiſchöfen ſieht man in dieſem Lande auch ſehr häufig. — Hin und wieder kommen einem Dinge in den Weg, die ſonderbar auffallen! Zu Hof, einem Dorfe zwey Stunden von hier, gab man uns heute viererley Arten von Zuckergebackenem. Woher mögen ſie doch das haben? ſagte ich, denn es war alles ganz friſch. Ich fragte, und die Wirthinn, dem Anſehen nach eine rohe Bäuerinn, antwortete: „Wir machen das ſelbſt.“

Von St. Johannes hatten wir heute früh drey Stunden bis Lendt, oder, wie man eigentlich ſagt, in die Lendt, wo ich Schmelzwerke, einen Zainhammer und andere Arbeiten in Eiſen fand. Man bringt hier das mehreſte Erz aus, das weiter hinauf in den Alpen gegraben wird.

Hier fällt die Gaſtein, oder der Gaſteinfluß in die Salzach, und macht bey der Brücke, über welche die Straße geht, einen Waſſerfall, der auch neben den ſchönen der Schweiz nicht verächtlich ſeyn würde. Ich erſtieg einen Felſen in der Nähe und bekam eine vortreffliche Ausſicht auf dieſen Fall.

Von nun an verliert man die Salzach und bekommt die Gaſtein zum bleibenden Gefährten.

Von Lendt aus geht man über eine Stunde faſt unausgeſetzt bergauf. Dieß iſt ein äußerſt intereſſanter Theil der Reiſe, und im höchſten Grade wild, romantiſch und groß. Hier iſt ein enges Thal zwiſchen mehrentheils ſenkrechten Felſen, oft ſo enge, daß nichts als die Straße und der Fluß, der in beſtändigen Waſſerfällen herabſtürzt, Platz darin finden. Ja an manchen Orten iſt nicht einmal ſo viel Ebene, um eine Fuhrſtraße anzubringen; daher iſt ſie zur Hälfte theils aus dem Felſen genommen, theils ruht ſie auf fortdauernden hölzernen Brücken. Der Fluß macht mehrere ſchöne Fälle, deren Staub wie eine Wolke in die Höhe ſteigt. Wo die Felſen nur ein wenig von der ſenkrechten Linie abweichen, ſo ſind ſie auch mit Bäumen und zum Theil mit ſehr ſchönen und hohen bewachſen. Nirgends habe ich ſo große Ahornbäume geſehen, als in dieſem Striche. Hin und wieder iſt die Gegend fürchterlich ſchön! Das dunkle, nackte Grau dieſer ſchroffen Felſen macht gegen den weißen Schaum des Fluſſes, der gewaltſam an ſeine Wände anſchlägt, einen ſonderbaren Abſtich; Sie bemerken eine gewiſſe Dunkelheit um ſich her, ſehen auf, und erſtaunen über die Höhe, die Sie einſchließt. Schon glaubt man, hier ſey das Ende alles weitern Fortſchreitens, als auf einmal ein angenehmes Thal ſich

öffnet, deſſen Weite, Bevölkerung und Anbau wunderbar mit dem engen Paſſe abſticht, aus dem man ſo eben gekommen iſt. Hier ſind nicht nur ſchöne Wieſen, Weiden und Holzung, ſondern es wird auch Getreide erbauet.

Ungefähr in der Mitte dieſes Thales liegt der der Flecken Hof mit mehreren recht guten Häuſern. Ich bemerkte hier ein kleines Waſſer, das von einem ſehr hohen Felſenberge herabkommt, und von dem ich begriff, daß es hinter dem Orte einem Fall bilden muß, der mir nicht ſichtbar war; ich ſuchte ihn auf, und fand wirklich einen ſehr hübſchen Waſſerfall, zu dem aber der Zugang beſchwerlich, und der ſo in Felſen verſteckt iſt, daß man ihn nicht zu ſeinem größten Vortheile ſehen kann.

Nach der Mahlzeit machten wir noch eine Stunde Weges in dieſem Thale, und kamen dann auf eine Anhöhe, von der man Gaſtein mit ſeinem prächtigen Waſſerfalle überſieht. — Hätten wir bey dieſer ganzen Reiſe keinen andern Zweck gehabt, als bloß dieſes Bad zu ſehen, ſo würde es in der That kaum der Mühe und Koſten lohnen! Außer dem Hauſe des Erzbiſchofes, dem Spitale und der Kirche habe ich nicht ein ſteinernes Gebäude geſehen. Die beiden Wirthshäuſer ſind von Holz und höchſt altväteriſch, und ein drittes, das für ärmere Gäſte iſt, ſoll noch ſchlechter ſeyn. Alle übrigen Häuſer ſind elend,

und haben keine Zimmer, die an Fremde vermiethet werden können. Funfzig bis ſechzig Perſonen werden elendiglich in den beiden Wirthshäuſern zuſammengedrängt, und für mehrere Gäſte iſt hier nicht Platz. — Herr * * und ich mußten mit einem einzigen und nicht großen Zimmer vorlieb nehmen, und der Bediente (wir haben nur einen mit uns) wurde in ein Loch geſteckt, das er noch überdieß mit mehrerer Geſellſchaft theilen muß. Uebrigens iſt unſer Zimmer reinlich, und die Mahlzeit ſehr gut.

Was ſich aber auch über dieſes Bad und die Gaſthöfe ſagen ließe, ſo vergißt man das Alles bey dem Anblicke der großen und romantiſchen Natur und eines Waſſerfalles, der den ſchönſten der Schweiz nichts nachgiebt, und wovon ein Theil unter unſerm Fenſter herabbrüllt. Die Gaſtein, ein ziemlich beträchtlicher Bergſtrom, ſtürzt ſich hier in einem Felſenbette über zwey Abſätze herab, deren jeder einen beſondern Fall bildet, und jeder iſt ſo ſchön, daß ich nicht weiß, welchem ich den Vorzug geben ſoll. Sie ſind beide im größten Style und machen vortreffliche Gemälde, wie ich auf dem fürſtlichen Schloſſe zu Salzburg ſahe. Das Waſſer kommt mit ſolcher Wuth herab, daß es den ganzen Ort mit ſeinem Gebrülle füllt, welches Anfangs eine nicht angenehme Störung macht, weil man dem Getöſe nirgends entgehen kann.

Sonſt theilte ſich dieſer Fluß; allein man hat ihn an der einen Seite des Fürſtlichen Hauſes eingedämmt, und nur ſo viel davon durchgelaſſen, als zu einem kleinen, allerliebſten Waſſerfalle nöthig iſt, der durch ſeine Nähe die Speiſekammer des Fürſten kühlt, und ſeinem Waſſer und Weine eine Kälte geben muß, wie nur immer die Wirkung des Eiſes ſie hervorbringen kann. — Das Haus ſelbſt iſt ein ſteinernes, anſehnliches Gebäude, wo der Erzbiſchof gelegentlich einige Zeit im Sommer zubringt. 8)

8) Die Aufſchrift an dieſem Hauſe ſcheint der ganzen Badegeſellſchaft eine angenehme Hoſpitalität zu verſprechen! Sotiferis Gastuni Fontibus utentium commodo et prosperitati Hieronymus Archiep. 1794. Ich conſtruirte nun die Worte „utentium commodo“ durch „commodo eorum qui utuntur, Scil. Fontibus Gastuni.“ — Dieß alſo, ſagte ich, iſt für die Badgäſte von Gaſtein! Hier wird der Saal ſeyn, wo ſie ſich zu Frühſtück, Thee, Spiel und Unterhaltung verſammeln; oder vielleicht finden wohl gar gewiſſe Leute ihre Wohnung hier, wenn der Eigenthümer nicht gegenwärtig iſt. Der Erzbiſchof aber conſtruirt das ganz anders! Er meint „commodo utentium, i. e. commodo eorum, qui utuntur, Scil. hac domo;“ mit andern Worten: „für-ſich und ſeine Leute!“ — Die

Es liegt in der menſchlichen Natur eine gewiſſe Neugierde, die uns immer über das gegenwärtige hinaustreibt, und die ſich bey Kleinigkeiten, ſo wie bey wichtigern Gegenſtänden, äußert. Wenn wir das ſcheinbare Ende einer Sache ſehen, ſo möchten wir gern wiſſen, was darüber hinaus iſt. So ſehe ich nie ein Waſſer von einem Berge ſich herabſtürzen, daß ich nicht wünſchte, das ſcheinbare Ende des Berges zu erſteigen, und den Fluß weiter zu verfolgen. Im gegenwärtigen Falle ſchien dieß etwas ſchwer zu ſeyn, denn ich ſahe nichts als ſchroffe Felſenwände um mich her. Noch ſtand die Sonne hoch, und ich wünſchte die obern Regionen zu ſehen. Man zeigte mir einen kleinen Fußweg, der ſich in einem Zickzack nahe an dem Fürſtenhauſe in die Höhe zieht. Ich befand mich ſehr bald über dem Waſſerfalle, entdeckte mehrere andere, die unten in einer ſchau-

Ellipſis, durch die hac domo weggelaſſen iſt, dünkte mich etwas hart und unclaſſiſch. — Da denn das Puplikum ganz und gar keinen Antheil an dieſem Hauſe und keine Art von Genuß davon hat, warum ſtehet denn da, fragte ich den Wirth, dieſe Aufſchrift, die ich denn nach *meiner* Art verdeutſchte? — „O ich weiß recht gut, war die Antwort, was ſie bedeutet; ſie iſt ſchon von mehreren Fremden auf die nehmliche Art mißverſtanden worden.“

dervollen Tiefe brüllten, und ging an ſchroffen Felſen immer weiter, bis ich mich auf einmal in einem ganz ebenen, recht artigen Thale fand, in welchem ich eine Menge Häuſer, eine anſehnliche Kirche und einen ſehr guten Fahrweg entdeckte. Wirklich geht hier eine Brücke über den Fluß, und eine gemachte Fahrſtraße auf der andern Seite des Waſſerfalles hinab. Das Dorf heißt an der Beck, und enthält die Poch- und Waſchhäuſer der Bergwerke, die weiter hinauf auf den Höhen liegen.

Das berühmte Waſſer von Gaſtein iſt heiß, und hat überaus wenig Geſchmack. Sein großes Verdienſt iſt jene außerordentliche Feinheit und Leichtigkeit, die man nur in den Waſſern der hohen Alpen findet, wie z. E. zu Pfeffers. Man rühmt es in allen Arten von Glieder- und Nervenkrankheiten, alten Wunden, Krämpfen und Lähmungen. Es wird getrunken; noch häufiger aber badet man. — An öffentlichen Anſtalten fehlt es hier ganz! Der Bäder ſind nur wenige, ſo daß mehrere Perſonen im nehmlichen Waſſerbehälter ſitzen müſſen, wie im Leukerbade im Walliſerlande. — An öffentliche Beluſtigungen iſt nicht zu denken, und am ganzen Orte iſt nicht einmal ein Saal, in dem die Geſellſchaft ſich verſammeln könnte. Ja es fehlt ſogar an einem anſtändigen Platze, an welchem diejenigen, die das Waſſer trinken, es ſchöpfen können. Mode-

geſellſchaft findet ſich alſo hier ſehr wenig, und zum bloßen Vergnügen bleibt wohl niemand über ein paar Tage.

Hof, den 3ten July, eine
Meile von Gaſtein.

Vier Stunden Wegs von Gaſtein finden ſich Gold- und Silberbergwerke auf einer Höhe, von der ich nicht glaubte, daß ſolche Metalle da reiſen könnten.

Unſer Weg zu dieſen Bergwerken führte uns durch das Dorf an der Beck, das ich geſtern von ungefähr entdeckte, und von dem ich Ihnen geſchrieben habe. Es liegt eine Stunde von Gaſtein an dem Fuße jener hohen Alpen, welche Salzburg von Oberkärnthen trennen, und gehört unter die höchſten in Europa. Von da gingen wir beynahe drey Stunden unausgeſezt bergauf. Kaum hatten wir eine Stunde Weges den Berg hinauf gemacht, als ich ſchon Schnee unter mir bemerkte. Allmählich nahm er zu; wir fanden unſern Weg rechts und links reichlich damit verſehen, und mußten endlich ſelbſt über beträchtliche Schichten gehen.

Hier iſt man ſchon in einer Region, wo keine Bäume, keine Geſträuche mehr wachſen! Nichts, als ein wenig mageres Gras, nackter Felſen und, mehr als beides, Schnee, tiefer, unabſehbarer Schnee. — In dieſer traurigen

Gegend arbeiten mehr als zwey hundert Menſchen in den Bergwerken. — Man empfängt die Fremden in einer Hütte, über welche hinaus die Schächte einige hundert Schritte höher liegen. —

Auch auf der entgegengeſetzten Seite dieſer Alpenhöhen wird etwas Erz gewonnen, und, um es nicht über den ganzen Rücken herüber zu bringen, hat man einen Berg, auf eine Stunde Weges lang durchgraben, und mit Waſſer gefüllt, ſo daß man mit niedrigen Booten darin fährt. — Reiſende beſehen gewöhnlich dieſes Werk, und das war auch unſere Abſicht; allein wir hätten faſt den ganzen Weg bis an den Canal über Schnee machen müſſen, und der, welchen wir ſchon vorher gemacht hatten, und welchen wir auf unſerm Rückwege nicht vermeiden konnten, war uns ſo beſchwerlich geweſen, daß wir nicht auch dieſe zweyte Reiſe im Schnee und eine Waſſerfahrt im Berge damit verbinden wollten.

Ja wohl! „Wenn ein Theil der Menſchen wüßte, wie der andere lebt!" Das iſt oft geſagt worden, und es iſt gut, daß man es ſich bisweilen wiederholt. Stellen Sie ſich das Leben dieſer Menſchen vor, die einen Theil ihrer Zeit unter der Erde, und den übrigen auf und unter dürren Felſen zubringen, wo ſie jetzt, im Monate July, noch von allen Seiten von Schnee umgeben ſind, und ſich nicht aus einer Hütte in die andere bewegen können, denn viele wohnen auf dieſen

Höhen, ohne auf dieſem Elemente zu wandeln. — Alle Bedürfniſſe des Lebens müſſen heraufgebracht werden, wie es ſich von ſelbſt verſteht; ja ſogar das Holz und die Kohlen, die man in den Gruben braucht, kommen aus der Tiefe, wozu man ſich einer großen und ſchwerfälligen Art von Pferden bedient, die, wie ich höre, im Lande fallen.

Sonderbar iſt die Art, wie dieſe Bergwerke bearbeitet werden. Auf der Höhe, nicht weit von den Gruben, iſt ein Haus, wo das Erz mit dem Hammer zerſchlagen, geleſen, und dann in Haufen bis zum nächſten Winter hingelegt wird. Kommt dieſe Jahreszeit, ſo packt man es in Säcke, die unten mit Schweins- oder Hundefellen benäht ſind, und ſo wird es von Menſchen den Berg hinab auf dem Schnee in das Dorf an der Beck geſchleift. Hier wird es gepocht und gewaſchen und dann volle vier Meilen weiter, nach Lendt geſchaft, wo die Schmelzöfen ſind, deren ich geſtern gedachte. — Das Gold wird gleich zu Beck ausgebracht. —

Dieſe Verfahrungsart iſt koſtſpielig! Man iſt alſo auf eine neue gefallen, zu der ſchon alle Vorbereitungen fertig ſind, und die man unverzüglich in Ausübung bringen wird. Sie iſt wirklich bemerkenswerth! Man hat von dem Stollen den Berg hinab bis nach Beck Röhren gezogen, in welchen jetzt Waſſer läuft, woran es oben auf den

Bergen nicht fehlt. Von nun an wird denn alles Erz gleich auf den Höhen gepocht und gewaſchen, und dann in dieſe Röhren geſtürzt, in denen es, durch Hülfe des hineingelaſſenen Waſſers, bis nach Beck getrieben werden ſoll.

Das Hüttenwerk, oder die Arbeitshäuſer in dieſem Dorfe ſchienen mir alle ſehr wohl eingerichtet, reinlich und zweckmäßig. — Man wollte eben etwas Gold abheben, als wir von den Gruben herabkamen, das wir denn mit anſehen ſollten. Allein man wartete auf jemanden, und in der Ungewißheit, wie lange das dauern möchte, gingen wir herab, nachdem wir vorher die ſehr hübſche Kirche, die eine Art von Rotunda iſt, genauer beſehen hatten. —

Die höchſte der Gruben ſoll, nach Herr von Moll, 8233 Schuh über der Meeresfläche ſeyn. — Das Gold, das man gewinnt, iſt ſehr unbeträchtlich. — Das Silber muß acht Loth im Centner Erz halten, ſonſt wird es nicht ausgebracht. Ungeachtet dieſe Bergwerke ſo entlegen und ſo ſchwer zu erſteigen ſind, ſo werden ſie doch, ihrer Seltenheit wegen, von den Neugierigen beſucht. Man hält ein Buch, worein man den Fremden ſeinen Namen zu ſchreiben bittet. Das, welches man uns vorlegte, war den 24ſten Juny dieſes Jahres angefangen, und mein Name war der ſiebzehnte oder achtzehnte. Einige hatten Sinnſprüche dazu geſchrieben, worunter der „Auri

Sacra Fames, quo non mortalia cogis pectora“ hier gewiß im höchſten Grade paſſend und buchſtäblich anwendbar war.

Die ſüdliche, ſüdöſtliche und ſüdweſtliche Grenze des Erzbisthums Salzburg iſt durch eine hohe Alpenkette eingeſchloſſen, wovon der Berg, in welchem ſich die Gruben finden, einen Theil macht, und zwar den, welchen man die Rauriſerkette nennt. Sie ſind noch ſehr wenig beſucht worden, und ihre Höhen ſind nicht bekannt; doch hat man Urſache, zu glauben, daß die höchſten Spitzen nicht viel weniger als zehn tauſend Schuh über der Meeresfläche ſeyn können. Einige darunter mögen ſogar dieſe Höhe merklich überſteigen! So ſoll z. E. das Hochhorn, oder der hohe Nan über zehn tauſend ſechs hundert ſeyn. Sie ſind zum Theil ganz unwegſam und mit ewigem Schnee bedeckt. Jetzt laſſen ſich die eigentlichen Schneeberge von ihren niedrigern Brüdern nicht wohl unterſcheiden, denn in dieſem Augenblicke ſind alle Berge dieſes Landes auch von der zweyten Größe noch mit dieſem Elemente bedeckt, wovon nur der geringſte Theil dieſes Jahr ſchmelzen wird. Dieß wird auch wohl der Fall mit denen ſeyn, auf welchen man ſonſt in dieſem Monate keinen mehr bemerkt. Selbſt um die Stadt Salzburg herum ſieht man noch viele Berge im weißen Gewande.

So unwirthbar auch dieſe Höhen ſind, ſo giebt es doch einige Fußpäſſe, die über dieſelben gehen. So hat man z. E. einen beſchwerlichen Weg, der von dem Dorfe an der Beck nach Kärnthen, und einen andern, der in das Zillerthal führt, deſſen ich letzthin auf meinem Wege von Innſpruck nach Salzburg gedacht habe. Der nach Kärnthen geht auf die Straße, die von Klagenfurt durch das Puſterthal läuft.

Die Waſſerfälle ſind in dieſen Bergen eben ſo gemein, als in der Schweiz, beſonders jetzt, da die Hitze des Monathes July einen Theil der ungeheuern Schneemaſſe ſchmelzt, die vergangenen Winter gefallen. In dem Thale, in welchem Beck liegt, bemerkte ich ihrer drey, die alle von hohen Bergen herabkamen und wovon einer höchſt mahleriſch war. Ich ſah dieſen letztern, als ich von dem Bergwerke auf einem ſteilern Wege herabkam, als der iſt, auf welchem wir hinaufſtiegen. Es iſt der eigentliche Weg der Bergleute, die ihn vorziehen, weil er näher iſt. Der andere iſt ziemlich wohlgemacht und gut unterhalten, und, ſo lange wir nicht über Schnee zu gehen hatten, fand ich dabey keine Beſchwerde, als was man bey dem Erſteigen aller hohen Berge fühlt. —

Der ſteilere Weg iſt zu gewiſſen Zeiten wegen der Lauwinen ſehr gefährlich. Man hat deßwegen an den Orten, wo ſie gewöhnlich herabkommen, eine Mauer an der Bergſeite aufgeführt, von

welcher ein Dach hervorläuft, über welches die Lauwinen wegglitſchen, während daß die Menſchen ſicher unter demſelben gehen.

Der ganze Strich von dem Dorfe an der Lendt bis an das Bad und weiter hinauf heißt das Gaſtein. Es giebt darin keinen Weg zum Fahren, als den, durch welchen wir gekommen ſind. Das iſt nun eben nicht auffallend; aber bewundernswürdig iſt es, daß man den großen und kühnen Gedanken faßte, den zu machen, den ich Ihnen geſtern beſchrieben habe, und der für ein kleines Land wirklich eine ſehr große Unternehmung iſt.

Da es uns geſtern im Wirthshauſe zu Hof ſehr gefiel, und es nur eine Meile von Gaſtein entlegen iſt, ſo fuhren wir noch dieſen Abend hierher.

Zell, den 4ten July.

Mit vielem Intereſſe ging ich dieſen Morgen noch einmal den merkwürdigen Weg, der von Hof nach der Lendt führt. Man theilt dieſen letztern Ort in den obern und untern. In dem untern ſind die Schmelzwerke, deren ich letzthin gedacht habe und welche die wichtigſten im Lande ſeyn ſollen; im obern ſteht ein anſehnliches Haus, das dem Fürſten gehört und vom Bergverweſer bewohnt wird.

Von der Lendt gehet ein Fußpfad über die hohen Alpen nach Kärnthen, über Rauris und Heiligenblut. Man rechnet von hier zwölf ſtarke Stunden bis an den letztern Ort, der zwiſchen dem Rauriſer und Fuſcher Taurn liegt. — Eine Menge Berge im ſüdlichen Salzburg führen den Namen Taurn, welcher eine anſehnliche Spitze oder Giebel, etwa was man in der Schweiz Horn nennt, bedeuten muß. Hier iſt, außer den genannten, der Krümbler⸗ der Windiſch⸗ der Gaſteiner⸗ der Radſtadter⸗Taurn und andere mehr.

Die mehreſten dieſer Berge halten Gold, Silber, Kupfer, Eiſen, Bley, Schwefel. Auch giebt es, außer den Bergwerken die ich geſtern beſuchte, verſchiedene andere. — Gemſen finden ſich hin und wieder auf den Höhen; an manchen Orten ziemlich häufig.

Von Lendt wandten wir uns weſtlich, und kamen, an einem ſchaudervollen Berge hin, in ein großes und ſchönes Thal, das man den Pinzgau nennt, und das über ſechs Meilen lang iſt. Die Höhe dieſes Thales, das mehr als zwey tauſend Schuhe über dem Meere erhaben iſt, macht ſein Clima etwas rauh, und läßt die feinern Früchte und Pflanzen nicht fortkommen; ſonſt aber iſt es überaus fruchtbar, und ſeine Einwohner gehören unter die reichern Landleute des Erzſtiftes. Es iſt ſehr angebaut, und trägt, in guten Jahren, ſo viel Getreide, als ſeine Ein⸗

wohner bedürfen; in ſchlechtern aber muß man einführen. Der hauptſächlichſte Ertrag iſt die Viehzucht. Man macht wenig Käſe, und dieſen nicht gut, weil man die Milch erſt abrahmt; aber deſto mehr Schmalz, oder ausgelaſſene Butter, welche in großen Maſſen in das Ausland geht. Kurz, man verfährt hier mit der Milch wie in Tyrol. Niemand verſucht, beſſern Käſe zu bereiten, als ſeine Vorfahren und ſie zu einen Ausfuhrartikel zu machen. Die Antwort iſt immer: „Wir ſind es einmal ſo gewohnt.“ Manche ſetzen noch hinzu: „Unſere Fütterung iſt nicht ſo gut wie die in der Schweiz, und ſo würden unſere Käſe jenen nie beykommen.“ — Gleichwohl iſt das Rindvieh in allen dieſen Thalhöhen ſehr ſchön, nicht ſo groß wie in der Schweiz, aber wohl gebaut, fleiſchig und von einer ſchönen, glänzenden Haut. Die Farbe iſt mehrentheils roth.

Der vorzüglichſte Reichthum der Pinzgauer aber beſteht in der Pferdezucht, die die beſte im Lande iſt. Dieſe Pferde werden ſehr geſucht, und drey hundert Gulden auf der Stelle, iſt kein ungewöhn. Preis für ein ſchönes Thier von vier Jahren, zwey hundert Gulden iſt ein Mittelpreis; was für hundert und funfzig Gulden verkauft wird, betrachtet man als eine ſchlechtere Art.

Die Salzach durchfließt die ganze Länge des Pinzgaues, empfängt zu Lendt die Gaſtein und bleibt der beſtändige Gefährte des Reiſenden, der

über St. Johannes und Werfen nach Salzburg geht. Selbſt da, wo wir dieſen Fluß heute verließen, bey Fiſchhorn, iſt er noch immer ein anſehnliches Bergwaſſer, das mit reißender Schnelle herabbrauſt, und das Land umher mit ſeinem Getöſe füllt. Ueberhaupt werden alle dieſe Thäler durch ihre Waſſer ſehr lebhaft; denn außer den großen Flüſſen kommt man ohne Unterlaß an kleine Bäche, die auf allen Seiten ſich von den Bergen herabſtürzen, und zum Theil ſehr mahleriſche Fälle machen.

Hätte ich die Schweiz nicht geſehen, nicht mehrmals und in allen ihren Theilen durchwandert, ich würde von dieſer ganzen Reiſe durch das Land Salzburg mit Entzücken ſprechen. Es iſt wirklich eine Art von Alpenreiſe, und nichts gleicht ſo ſehr den Schweizerthälern, als dieſe. Auch die Bauart der Häuſer, die mehrentheils ſehr gut ſind, iſt die nehmliche. Die Beſitzungen ſind theils durch grüne Hecken, theils durch hölzerne Geländer eingeſchloſſen, und alles hat ein Anſehen von Bequemlichkeit und Wohlſtand.

Wenn man eine gewiſſe Zahl von Landwirthen im Pinzgaue, und hin und wieder in einigen andern Strichen ausnimmt, die ein Vermögen haben, wie man es ſelten unter Landleuten findet, ſo ſind die übrigen nicht reich; denn ſie haben weder Handel, noch Fabriken, und ſelbſt ihre Landeserzeugniſſe können ſie, wegen ihrer Lage,

nicht mit Leichtigkeit und auf die vortheilhafteſte Art abſetzen; aber ſie haben, was ſie bedürfen, vielleicht mehr als die Schweizer der kleinern Cantone, 9) und nirgends ſieht man eine Spur von Elend. Sie ſind freundlich, gefällig und ſo höflich, daß es mir oft wehe thut, wenn ich ſehe, wie jedermann, ſo wie wir vorbeyfahren, von ſeinem Sitz aufſteht, und die Männer mit entblößtem Haupte eine lange Weile uns nachſehen.

Ihre Häuſer haben faſt durchaus ein oberes Stockwerk, ſind mehrentheils von Holz, und ſcheinen ſehr warm zu ſeyn. Eine, auch zwey, ja wohl gar drey Seiten haben oben Gallerien, welche hervorſpringen, und unten einen bedeckten Platz laſſen. Dieſer Platz iſt hier zu Lande, ſo wie in dem ganzen Striche zwiſchen Innſpruck und Salzburg, mit kleingehacktem Holze angefüllt. Sie wiſſen es ſo künſtlich und präcis zu ſchichten, daß es dem Hauſe zu einer doppelten, ja dreyfachen Mauer dient, weil man es öfters in meh-

9) Ich rede von Zeiten, die nicht mehr ſind! Die grünen lieblichen Thäler von Unterwalden, das romantiſche Land Uri und mehrere andere Striche der einſt glücklichen Schweiz ſind in Wüſteneyen verwandelt, wo die wenigen übrig gebliebenen Einwohner ſich mit Mühe des Hungers erwehren und gegen die erſten Bedürfniſſe kämpfen.

reren Schichten hinter einander ſtellt. Für die Fenſter läßt man gerade ſo viel Platz, als die Größe eines jeden Fenſters beträgt, wodurch freylich die untern Zimmer ſehr dunkel werden, weil ſie, auf dieſe Art in einer Wand ſtehen, die oft mehrere Schuhe dick iſt. — Dieſer Artikel des Holzvorrathes ſcheint den Salzburgiſchen Bergländern, ſo wohl als denen in Tyrol, von großer Wichtigkeit zu ſeyn, und ich bemerkte mit Vergnügen, daß, ungeachtet des letzten ſtrengen Winters, die mehreſten Familien noch vorjähriges Holz hatten. (Sie wiſſen, daß man es an der Schwärze des Anſchnittes erkennt.) Uebrigens iſt der Winter die Jahreszeit, in der man vorzüglich ſeinen Holzvorrath einlegt.

So wie in mehreren Gegenden der Schweiz, hat man auch hier keine großen Scheunen, oder Heuböden in der Nähe des Wohnhauſes. Man errichtet dafür eine Menge kleiner Gebäude, die in den Feldern, und zum Theil auch auf den Bergen umher zerſtreut ſind, und welche dem Lande ein lebhaftes und bevölkertes Anſehen geben. — Dieſe Hütten ſind ſehr einfach. Man legt ganze Tannenſtämme ſo über einander, daß ſie ſich in den vier Winkeln kreuzen; auf dieſe Art bleibt zwiſchen jedem Stamme und ſeinen zwey Nachbarn ein leerer Raum, welchen die Luft durchſtreichen kann. Kurz, ſie ſind gerade ſo gemacht, wie die Meiſenkaſten, in denen die Kna-

ben auf unſern Dörfern dieſe Vögel fangen, nur daß dieſe einen Deckel, jene ein Dach haben. In dieſen Hütten wird das Heu, ſo wie es getrocknet iſt, aufgehoben, wo es bis zum Winter liegen bleibt. In der rauhen Jahreszeit, wenn alle Beſchäftigungen im Felde aufhören, iſt es eine der regelmäßigen Winterarbeiten, die Früchte des Sommers auf Schlitten nach und nach in die Häuſer zu bringen. Ein anderer Theil dieſer Zeit wird angewandt, Holz zu hauen, und es von den Höhen herabzuſchleifen. Der Holzaufwand iſt ſehr groß, denn dieſe Leute, wie alle ächte Bergbewohner, heitzen den größten Theil des Jahres hindurch. Auf dem einen der Bergwerke, die ich geſtern in den Rauriſer Alpen beſuchte, wurden wir in die ſogenannte Herrenſtube geführt, welche eigentlich für Fremde iſt, und ich fand ſie geheitzt. Ich ging nachher in die Knappenſtube, welche noch heißer war.

Bald nachdem wir die obere Lendt verlaſſen hatten, fuhren wir an dem Abhange eines Berges herum, deſſen eine Seite vor wenig Jahren herabgeſunken iſt. Man nennt die Gegend die Embacher Plaike. Die Cataſtrophe muß fürchterlich geweſen ſeyn, denn noch jetzt ſieht man einen entſetzlichen Greuel der Verwüſtung. Ein Theil des Berges löſte ſich ganz oben ab, überwältigte alles umher bis in die Tiefe, und füllte ſelbſt das Bette des Fluſſes. Dieſer mag freylich ſeitdem vieles wieder

weggewaſchen haben; indeſſen iſt doch noch bis jetzt ein Damm geblieben, der dreyßig bis vierzig Schuh höher seyn mag, als das ehemalige Bette des Fluſſes. Die Folge davon iſt, daß dieſer beynahe eine viertel Meile aufwärts geſchwellt, und drey oder vier Mal ſo breit geworden iſt, als er vorher war. Dabey fließt er, auf dieſer Strecke ſo ruhig, daß er einem kleinen See gleicht. Eine Menge Fichten, die ſonſt am Ufer ſtanden, ſieht man jetzt weit hinein im Fluſſe; ſie ſind alle verdorrt. Viele hat man ſeitdem abgehauen. Durch dieſen Damm hat der untere Theil des Fluſſes einen größern Abfall bekommen, und ſo brauſet er in einem langen Falle herab. Das Schlimmſte von dem Bergfalle iſt jetzt, daß bey anhaltendem Regen noch dieſen Augenblick Erde und Steine herabkommen, und dieſe Straße, welche auf jeden Fall, gefährlich iſt, ſehr unſicher machen. Ein Pferd, das ausglitſcht oder ſcheu wird, ein Zufall am Wagen, — und Sie ſind unwiederbringlich verloren. Der Boden unter Ihnen iſt weich und locker, giebt ohne Unterlaß nach, und Ihnen zur Seite iſt der jähe Abhang, der in dem Fluſſe endiget.

Noch muß ich von dieſem Fluſſe anmerken, daß die Einwohner ſeinem ſchnellen Laufe und ſeiner Wuth faſt im ganzen Lande durch ihre Induſtrie Grenzen geſetzt haben, ſo daß er ihnen nur wenig Schaden thut. Wie würde der Anwohner des Tagliamento erſtaunen, wenn er dieſen Bergſtrom

ſähe, der regelmäßig größer iſt, als jener in gewöhnlichen Zeiten. Aber hier zu Lande wird kein Stückchen guter Erde ungebraucht gelaſſen, und Alles, was des Anbaues fähig iſt, gleicht einem Engliſchen Garten.

Wir kamen um elf Uhr nach Däxenbach, auch Taxenbach, einem romantiſch gelegenen Flecken, wo wir im Gaſthoſe in einem einfachen, aber reinlichen Zimmer eine erträgliche Mahlzeit fanden. Drey Stunden weiter kamen wir hierher nach Zell, einem Flecken, welcher dem daran liegenden See ſeinen Namen giebt. — Wir hatten unſere Tagereiſe ſo zugeſchnitten, daß wir ſchon um vier Uhr hier ankamen, um den übrigen Theil des Tages auf dem See zuzubringen, der wirklich außerordentlich ſchön iſt. Allein es regnete, und ich habe meine Zeit mit Schreiben zugebracht, bis vor einer Stunde, da das Wetter ſich aufklärte.

Dieſer See gehört durchaus unter die ſchönern, die ich geſehen habe! Ich möchte oft Vergleichungen anſtellen; aber es giebt nicht zwey Gegenſtände in der Natur, die einander auf einen hohen Grad ähnlich wären. Ich würde dieſen See mit dem Sempacher vergleichen; aber die Berge, die den von Zell umgeben, ſind ungleich höher, ſo daß er ein Anſehen von Großheit hat, das jenem fehlt. Dafür ſieht man am Sempacher wieder andere Züge, die dieſem hier fehlen. Der hieſige mag etwas über eine Meile lang und höchſtens eine halbe

Meile breit ſeyn. Dieß iſt gerade der Umfang, der einen See intereſſant macht, weil man auf allen ſeinen Ufern jeden größern Gegenſtand deutlich ſehen kann. — Als wir von Däxenbach heraufkamen, fuhren wir durch eine lange, ſumpfige Ebene, ſo daß ich wenig Schönheit von dieſer Seite des Sees erwartete, indem ſeine Ufer da ganz flach ſind. Als ich ihn aber von Zell aus ſahe, fand ich dieſe Ufer rings um von Bergen umgeben, die ſo groß und majeſtätiſch ſind, daß die Ebene vollkommen zu Nichts verſchwindet, und die Berge, auch auf der flachen Seite, gerade vom Ufer des Sees ſich zu erheben ſcheinen. Die, welche ihn zunächſt umgeben, ſind ſchön angebaut, bis auf ihre höchſten Spitzen grün und mit Waldung bewachſen, und in der Ferne ſieht man die beſchneyten Alpen.

Sie werden lachen, daß ich immer wieder auf die Wirthshäuſer komme; aber da ſehe ich ſo häufig etwas, das ſich mit dieſen Gegenden nicht zuſammen reimt. Ich ſchreibe jetzt in einem großen Zimmer, wo drey ungeheure Betten ſtehen; nebenan ſitzt Herr ** in einem andern, wo auch ein Paar aufgeſchagen ſind, und das Nehmliche findet ſich noch in einem dritten. Die Bettſtellen, Schränke, Thüren, Fenſter — alles iſt mit bäuriſchem Schnitzwerk verziert und vergoldet, und auf den Commoden ſteht Glas, Zinn und Porcellan. — „Aber was macht man, fragte ich, mit allen den Zimmern und Betten, da ich weiß, daß wenig Reiſende hier

durchgehen?" — O! Hierher kommt niemand! Das Alles hat die Frau vor vielen Jahren zugebracht, und das iſt ſeitdem ſo ſtehen geblieben. — Dieſe Liebe zum Vorrathe ſcheint den Bewohnern hoher Bergländer eigenthümlich zu ſeyn, und mehr oder weniger haben alle Landleute etwas davon. In der Schweiz habe ich häufige Beyſpiele davon gefunden, und zu Däxenbach ſahe ich von ungefähr einen Schrank, der mit großen Ballen von Leinwand, Zwillich, Stoffen zu Kleidern und was weiß ich angefüllt war. — „Meine Mutter hat mir es hinterlaſſen, ſagte der ziemlich junge Eigenthümer, und ich hoffe nun, bis an meinen Tod genug zu haben." — Zu Zell gab man uns eine Mahlzeit von vielen Schüſſeln, worunter ein Pudding, Ragout u. ſ. w. waren. — Woher kommen den Leuten dieſe Begriffe, wenn ſie auch reich genug ſind, den Stoff dazu im Hauſe zu haben? — Und dabey ſind ſie ſo ängſtlich, zu gefallen und alles recht zu machen, wie ſie ſich ausdrücken, als wenn der Erzbiſchof bey ihnen eingekehrt wäre, oder als ob ſie durch unſere Durchfahrt mehrere Ducaten zu gewinnen dächten. — Gleichwohl war die Rechnung von unſerm letzten Nachtlager, mit Mahlzeit und Frühſtück, nicht mehr als zwey Fl. ſechs und funfzig Kreuzer, d. h. ein Thaler, funfzehn Groſchen, Conventionsgeld; und das Stubenmädchen küßt Ihnen für ſechs und dreyßig Kreuzer die Hand und, wenn Sie die zurückziehen, den

Rock. — Bisweilen erinnern einen dieſe Leute an einen Luxus, der orientaliſch iſt. So ſtand der Wirth zu Hof mit einer großen Maſchine an unſerm Tiſche, und wedelte die Fliegen weg, während daß wir ſpeiſten. Man iſt bey dieſen Leuten wie ein Gaſt in den Zeiten der Patriarchen.

Uncken den 6 July.

Wir verfolgten heute früh den Zillerſee bis an ſein Ende, und kamen, auf einer ziemlich ebenen Straße, drey Stunden Weges, nach Saalfelden. Auch dieſes Thal iſt von hohen Gebirgen umgeben, doch fruchtbar, angebaut und mahleriſch ſchön. Ich bin wirklich an Ausdrücken verlegen, um Ihnen einen Begriff von dem Lande zu geben, durch das wir ſeit ſechs Tagen gegangen ſind! Es iſt überall ſchön, aber ich finde hauptſächlich zwey Arten von Landſchaft. Die eine beſteht aus ziemlich breiten, fruchtbaren und angebauten Thälern, deren Berge an den Seiten mit Wieſen, Weiden und Waldung gekleidet, und oft bis auf eine beträchtliche Höhe bewachſen ſind. Nur die höchſten Berge beſtehen in dieſen Thälern aus ganz nackten Felſen, deren Steile und Wildheit jeden Verſuch der Induſtrie vereiteln würde. Die zweyte Art von Landſchaft beſteht aus ganz engen, von faſt ſenkrechten Felſen eingeſchloſſenen Päſſen, und Thälern, die mehr romantiſch und groß, als angenehm, oder gefällig ſind. Unter dieſe Rubrik gehören die Striche

zwiſchen Golling und Werfen, zwiſchen der Lendt und Hof, und ein Theil des Landes zwiſchen Saalfelden und Uncken, durch das wir heute gekommen ſind. Beſonders iſt der Strich zwiſchen Golling und Werfen eine der wildeſten und erhabenſten Scenen, die ich irgendwo geſehen habe. Das Wüthen der Salzach in der engen Tiefe iſt grauſenvoll, wenn man von der Straße hinabſieht, die ſenkrecht darüber hängt. Die Felſen ſind eine Art von weißgrauem Marmor. Mitten an der Straße kommt man an einen Paß, dergleichen ich in dieſem Lande noch zwey andere geſehen habe, und die alle drey Lueg heißen. Es iſt ein Gebäude, das den ſchmalen Raum zwiſchen dem Fluſſe und dem ſchroffen Felſen einnimmt, und durch welches man alſo fahren muß. Bey dem erſten kam ein Mann heraus, und fragte — nicht nach unſerm Paſſe, nicht nach unſerm Namen, auch nicht, was die Abſicht unſerer Reiſe wäre; ſondern — nach unſerm Charaktör. Am zweyten dieſer Päſſe, zwiſchen Lendt und Hof, zeigte ſich ein Invalide, zog den Schlagbaum auf, und blieb mit entblößtem Haupte ſtehen, bis wir durchgefahren waren, ohne irgend eine Frage zu thun, oder etwas zu verlangen. — Ich kann nicht erfahren, wozu dieſe Päſſe eigentlich nützen, einen ausgenommen, durch den wir heute kamen, und der ganz nahe an der Tyroler Grenze liegt. Er ſoll die Ausfuhr ſolcher Artikel verhindern, die zu gewiſſen Zeiten geſperrt ſind. — Solcher Päſſe

giebt es auch mehrere in Tyrol. Auf den Specialkarten ſind ſie angezeigt, und heißen häufig ebenfalls Lueg, welches ein altes Deutſches Wort ſeyn muß, das die Lage und die Natur eines ſolchen Paſſes anzeigt. — Vielleicht kommt es von dem alten luegen (ſehen, aufſchauen.) Auch das Schloß in dem Felſenloche, eine Meile von Adelsberg, heißt Lueg.

Sollten Sie wohl glauben, daß ein Theil dieſer Berge ſelbſt dem daran wohnenden Landvolke unzugänglich iſt! Die Gegend um Saalfelden iſt von dem obern See im Ländchen Berchtolsgaden bloß durch eine Bergreihe getrennt, die gar nicht breit, oder tief iſt; gleichwohl können ſie nicht anders als durch einen langen Umweg, der volle acht Stunden beträgt, dahin kommen: und auch ſelbſt dieſer iſt ein höchſt beſchwerlicher Paß. Für uns, die wir der Fahrſtraße folgen, iſt es ein Umweg von zehn Meilen.

Ueberhaupt giebt es aus den ſüdlichen Theilen des Erzſtiftes Salzburg nicht mehr, als zwey Fahrſtraßen; die eine, die wir nach Gaſtein genommen haben, und unſer Rückweg von der Lendt hierher, welcher uns bey Lofers auf die große Tyroler Landſtraße brachte, und dann über Uncken und Reichenhall geht. Ueber die beiden letztern Orte gingen wir auch vor acht Tagen, als wir von Inſpruck kamen. Dieß alſo iſt die Urſache, warum

wir uns wieder in dem nehmlichen Hauſe finden, in welchem wir kürzlich übernachteten.

Von Saalfelden kommt man durch das Thal Frauenwieſe, gewöhnlicher Frauenwies, in welchem ein unbedeutender Ort gleiches Namens liegt. Dicht am Wirthshauſe macht ein Bergbach, den ſie, glaube ich, den Dießbach nennen, zwey überaus ſchöne Fälle, wovon der obere groß und prächtig, der untere lieblich und mahleriſch ſchön iſt. — Einen ungleich größern hatten wir kurz vorher dicht an der Landſtraße geſehen, eine Stunde, ehe wir Frauenwieſe erreichten.

Kurz, dieſes ganze Land iſt äußerſt reich an Waſſerfällen und Ausſichten, die ſammt und ſonders ſo ſchön ſind, daß ſie gezeichnet und geſtochen zu werden verdienten, weit mehr es verdienten, als ſo manche der unzähligen Gegenden, die man uns von der Schweiz geliefert hat. Es iſt ſo ganz das Land für den Mahler. Aber ich erinnere mich nicht, Kupferſtiche aus dieſen Gegenden geſehen zu haben, zwey Blätter ausgenommen, die vor kurzem nach Dies geſtochen worden ſind, und die gerade keinen Begriff von den innern Theilen dieſes Landes geben. Das eine iſt die Stadt Salzburg; das andere der Leopoldskrone, ein Landſitz des Grafen von Firmian, eine halbe Stunde von der Stadt.

Der gegenwärtige Fürſt beſitzt eine Menge Oehlgemälde von dieſem Lande; aber er ließ ſie durch ſeinen Hofmahler, Neſſelthaler, machen,

einen Künſtler, der keineswegs ohne Verdienſt iſt, der aber das Unglück hat, alles machen zu müſſen. Er hat ſich lange zu Rom aufgehalten, und auch mit der Encauſtik abgegeben. Der Erzbiſchof hat eine ganze Gallerie von ihm, Portraits, hiſtoriſche Stücke, eine Menge Copien nach Italieniſchen Gemälden, und dann viele Ausſichten aus dem Erzſtifte. Einen Mann, der ſo vielerley zu machen genöthiget iſt, muß man nicht einer ſtrengen Critik unterwerfen; aber ich muß geſtehen, daß mir an den Landſchaften, die ich im fürſtlichen Pallaſte geſehen habe, das Colorit ganz vorzüglich mißfällt.

Wenn die Landſchaftsmahler mit dem Innern von Salzburg ſich wenig beſchäftiget haben, ſo ſcheint es von andern Reiſenden nicht viel mehr beſucht worden zu ſeyn. Nach Salzburg geht man freylich, von da nach Hallein, und über Berchtolsgaden zurück; aber das Innere, der ſüdliche, und noch mehr der weſtliche Theil, iſt gewiſſermaßen ein unbekanntes Land. Selbſt die Einwohner von Salzburg, die das Bad, oder die Bergwerke von Gaſtein beſuchen, gehen faſt durchaus über St. Johannes und Werfen, den Weg wieder zurück, den ſie gekommen ſind. Außerdem, daß der andere durch das Pinzgau über Zell, Saalfelden und Uncken weiter iſt, iſt auch die ganze Straße ſo verſchrien, daß der Poſtmeiſter zu Salzburg, bloß um dieſes Umſtandes willen, täglich auf einen Gulden mehr beſtand, als er verlangte, wenn wir über

St. Johannes und Werfen zurückgehen wollten. Eine Weile zweifelte er ſogar, ob man auf der andern Seite würde durchkommen können, wobey er beſonders an den Erdfall dachte, und erklärte, daß es ihm ſchwer ſeyn würde, ſichern Bericht darüber einzuziehen. Die Straße iſt freylich nicht ſonderlich; aber ſie iſt doch überall gemacht, und, den Strich an der Embacher Plaike ausgenommen, erträglich unterhalten; und kurz, ich bin über viele große Landſtraßen in Norddeutſchland gekommen, die weit ſchlechter ſind. — Manche halten auch den Weg in der Gegend von Frauenwieſe für gefährlich, weil man dort an hohen Felſenwänden hinfährt, wovon ſich bisweilen große Stücke ablöſen. Wirklich kann ich dem nicht widerſprechen, denn die Felſentrümmern, die an vielen Orten herabgeſtürzt ſind, und die in allen Richtungen umherliegen, beweiſen es genugſam. Ich empfehle aber die ganze Reiſe einem jeden, der die ſchöne Natur liebt, und beſonders denen, die jetzt, da die Schweiz geſperrt iſt, ein Alpenland zu ſehen wünſchen.

Die Landleute ſcheinen hier ſehr an naſſe Sommer gewöhnt zu ſeyn, denn überall bemerke ich die Gewohnheit, ihr Heu auf eine Art zu trocknen, die ſchon ihrer Einfachheit wegen zu empfehlen iſt. In Krain hat man beſonders dazu gemachte Maſchinen, und in Schweden auch, obſchon von etwas verſchiedener Art. Hier hin-

gegen ſteckt man eine Menge Stäbe in die Erde, wozu man gewöhnlich ganz junge Fichten, oder Kiefern gebraucht. Die Zweige werden ſo von dem Stamme abgehackt, daß von jedem ein kleiner Stumpf, oder Stift gelaſſen wird. Obſchon dieſe ſehr kurz ſind, ſo weiß der Landmann doch, durch lange Uebung, ſein Heu ſo darum zu winden, daß weder die Luft noch der Regen es herabbringen können, ob es ſchon einen Wulſt von ein paar Ellen im Umfange macht, beſonders unten. Er fängt von unten an, und umwindet den ganzen Stab bis an die Spitze, die er endlich ſo bedeckt, wie die Bauern in einigen Ländern einen Feim, ſo daß, wenn es darauf regnet, das Waſſer gröſtentheils abläuft, und das Innere nicht berührt. Das ganze Geſchäft geht ſehr ſchnell, und das heute geſchnittene Heu liegt am Abend ſchon nicht mehr auf der Erde. Ich erinnere mich, in dem Sächſiſchen Erzgebirge oft die Klage gehört zu haben, daß das Heu auf dem naſſen Boden verfaule.

Wie ſpäte dieſes Jahr alles iſt, können Sie auch daraus abnehmen, daß heute, den 6 July, in dieſem ſüdlichen Striche von Deutſchland, die Leute noch überall mit der Heuerndte beſchäftiget ſind. — Die Kirſchen in den hohen Salzburgiſchen Thälern ſind entweder noch ganz grün, oder fangen nur ſo eben an, ihre Farbe zu ändern.

Zwiſchen Frauenwieſe und Lofers fand ich wieder große Verwüſtungen, die die ſteilen Felſenberge angerichtet hatten. Die Zeit arbeitet ohne Unterlaß an ihrer Auflöſung, und ſo kommen ſie nach und nach herab. An der friſchen Farbe einiger der obern Felſen ſah ich klar, daß mehrere der unten liegenden Bruchſtücke ſich nur ganz kürzlich herabgeſtürzt haben: und die Ausſage der Leute aus dieſer Gegend beſtätiget es.

Ein großer Theil der niedern Salzburgiſchen Felſen beſteht aus Marmor, deſſen man ſehr vielerley Arten hat; allein der Berg, den ich von Gaſtein aus erſtieg, um das Bergwerk zu ſehen, war ganz Granit, größtentheils weiß und ſchwarz geſprenkelt, und ungleich feiner, härter und reiner, als der, welchen ich in Sachſen und Böhmen geſehen habe.

Salzburg, den 8 July.

Bey Reichenhall verließen wir geſtern früh die Landſtraße, welche nach Salzburg führt, wendeten uns rechts, und hatten von da noch zwey Meilen bis Berchtolsgaden, oder Berchtesgaden auf welchem Wege wir durch große, romantiſche Scenen kamen, wobey aber doch die niedern Theile des Landes ſehr angebaut ſind.

Die Salzwerke beſtehen hier aus zwey und ſiebzig Sälen, oder Sinkwerken, deren einige eine Länge von fünf hundert Schuh haben, und in

denen die Sohle auf die nehmliche Art gewonnen wird, wie in Hallein. Man ſagte mir, daß von dieſer Sohle zwey hundert Pfund Salz jährlich gemacht würden, das Pfund zu zwey hundert und vierzig Centnern gerechnet, alſo acht und vierzig tauſend gemeine Centner. Allein es giebt Leute, welche behaupten, daß man jetzt gar viel mehr mache.

Die neueſte Geſchichte dieſes Salzwerkes iſt in ein ſonderbares Dunkel gehüllt. Man ſagt, es wäre eine ſo ſchlechte Wirthſchaft damit geführt worden, daß der Probſt und das Capitel es vortheilhaft gefunden hätten, es auf eine gewiſſe Zeit (welche niemand beſtimmt zu wiſſen ſcheint) an den Churfürſten von Bayern zu überlaſſen, oder zu verpachten. Der Churfürſt, wie man ſagt, zahlt dafür jährlich funfzig tauſend Gulden, und übernimmt noch überdieß allerhand Laſten, die ſeit langer Zeit darauf haften, und welche jährlich andere fünf und zwanzig tauſend Gulden betragen ſollen. Dafür hat er volle Gewalt über das Salzwerk, und das Recht, ſo viel Holz im Ländchen zu ſchlagen, als man braucht. Die Bayerſche Regierung brachte ſogleich eine neue Thätigkeit in das ganze Werk, läßt eine ungeheure Quantität Salz machen, und dazu ſo viel Holz ſchlagen, daß manche Leute behaupten, es werde eine Zeit kommen, wo man gar keins mehr haben werde. — So weit gehen meine Sagen. Folgendes aber iſt bekannte hiſtoriſche

Gewißheit. So bald der Erzbiſchof von Salzburg dieſe Salinenverpachtung erfuhr, kam er bey dem Kaiſer und Reichshofrathe mit einer förmlichen Klage ein, weil die Rechte, die das Erzſtift auf dieſe Salzwerke hat, bitterlich dadurch gekränkt ſind. Darauf erließ der Reichshofrath ſchon im Jahre 1796 ein hartes Decret wider den Probſt von Berchtolsgaden, und befahl ihm, unverzüglich alles in den alten Stand zu ſetzen. Die Sache blieb aber, wie ſie war, und Bayern arbeitete immer fort. Zwey Jahre nachher erhielt Salzburg von dem Reichshofrathe ein zweytes Decret, wodurch dieſer Vertrag zwiſchen Bayern und Berchtesgaden in aller Form aufgehoben, und vernichtet wird. Auf dieſes folgte noch ein drittes vom kaiſerlichen Fiscal, des nehmlichen Inhalts, und die Folge davon iſt, — daß Bayern jetzt, im Monate July 1799, im ruhigen Beſitze iſt, eine ungeheure Quantität von Salz macht, und das dazu nöthige Holz ohne Barmherzigkeit niederhauen läßt. Und dabey, ſagt man mir ins Ohr, wird es bleiben. —

Ich überlaſſe es Ihnen, Ihre Auslegungen darüber zu machen, und merke nur noch an, daß Bayern jetzt einen ungeheuern Handel mit Salz treibt, nicht nur im Lande, und, durch Schleichhandel, mit Oeſtreich, ſondern auch mit Franken, Schwaben und der Schweiz. — Das rohe Steinſalz allein, das jetzt hier gegraben wird, ſoll ſich jährlich auf hundert tauſend Centner belaufen. Von

dieſem letztern, welches Sie mit dem Salze nicht verwechſeln müſſen, das durch die Sinkwerke gewonnen wird, findet man hin und wieder Gänge, die ganz weiß ſind; häufiger aber iſt es röthlich und rothgelb. Es hat alſo auf den Tafeln, wo man an weißes Salz gewöhnt iſt, ein unreinliches Anſehen, und daher liebt man es nicht; aber zu Küchenſalze und für das Vieh wird es mit Vortheil gebraucht, weil es wohlfeiler und ſtärker iſt, als das geſottene. Der größte Theil davon aber geht in die Bayeriſchen Salzwerke von Reichenhall und Traunſtein, wo man die ſchwache Sohle damit verſtärkt. — Ich begegnete vielen Wagen, die es verführten, und ſahe eine Menge anderer, die geladen zu Berchtesgaden ſtanden.

Das Holz, das man am Königsſee der auch Bartholomeusſee genennt wird, zum Behufe der Salzwerkt ſchlägt, wird an mehreren Orten zuſammengebracht, und auf eine zweyfache Art in den See geſtürzt. Man häuft drey bis vier hundert tauſend Klaftern oben über dem jähen Abhange irgend eines Berges auf, und läßt dann einen Bach los, der es von der Höhe hinab in den See ſtürzt, und ein Schauſpiel giebt, das ich wohl geſehen haben möchte, da die mehreſten Berge, die dieſen See umgeben, entweder ſehr ſteil, oder ſenkrecht ſind. Dieß heißt der naſſe Sturz. Der trockene Sturz kommt auf das nehmliche heraus, nur daß man kein Waſſer dabey gebraucht, ſondern

das Holz an der Jähe des Berges mit einer Umzäunung von ganzen Bäumen verrammelt, welche, ſo bald eine hinlängliche Maſſe dahinter aufgehäuft iſt, nieder gehauen wird; wodurch denn das Holz durch ſeine eigene Laſt den ſteilen oder ſenkrechten Felſen herabſtürzt.

Eine ſolche Ladung von Holz wird auf dem See mit Balken umzingelt, welche es wie einen Rafter zuſammen halten, den man, vermittelſt eines großen daran geſpannten Fahrzeuges vorwärts rudert, bis in die Gegend, wo er ſeinen Auslauf hat, und wo das Waſſer einen natürlichen Zug bekommt. Um dieſen Zug zu vermehren, hat die Bayerſche Regierung da, wo ſich der See ausladet, ſehr ſchöne Schleußen bauen laſſen. Dieſe werden geſperret, bis der See beträchtlich angelaufen iſt; man öffnet ſie dann; das Waſſer bekommt einen heftigen Zug, läuft mit dem Holze, das man nun nicht länger zuſammen hält, brauſend ab, und ſchwellt es nach Berchtolsgaden und Schellenberg, wo das Salz geſotten wird. Dieſes Waſſer, das aus dem Königsſee kommt und bald nachher einen beträchtlichen Zufluß aus dem Hinterſee erhält, heißt die Albe, oder, wie die Leute hier ſagen, die Albn, welche zu Salzburg in die Salza fällt. Ihr Lauf iſt überaus ſchnell und gewaltſam, und gewährt den Bergwerken zu Berchtesgaden noch den Vortheil, daß ſie alle unnütze Thon- und Erdarten wegſchwemmt, die in den Sinkwerken liegen bleiben, wenn das

zur Sohle gewordene Waſſer wieder abgelaſſen wird. Dicht an der Mündung des Hauptſtollen gehet über den Fluß eine Brücke, die in der Mitte mehrere Löcher hat. Man führt den Unrath in Karren auf die Brücke, ſtürzt ſie um, und überläßt es dem Fluſſe, die Ladung fortzuſchaffen, oder ſeinem Nachbar früher oder ſpäter damit beſchwerlich zu werden.

Die angeführten Schleußen verdienen gar wohl geſehen zu werden, um ſo mehr, da ſie zugleich zu einem ſehr artigen Spaziergange Anlaß geben. Von den Häuſern, in welchen die Fahrzeuge aufbewahrt werden, geht längs dem See ein hübſcher, romantiſcher Fußweg um eine Anhöhe herum, der gerade zu den ſechs Schleußen führt, die die Bayerſche Regierung am Ausfluſſe des Sees hat bauen laſſen. Die Aufſchrift daran iſt eben ſo geſchmacklos, als ſie ſchlecht gearbeitet iſt. Die Schleußen aber ſind ſehr gut gebaut, und haben eine Nettigkeit und Präciſion, die mich hier überraſchte. Der Fleck ſelbſt, wo ſie ſich befinden, iſt romantiſch und mahleriſch. Waldung, Waſſer, hohe Berge, ſchöne Formen — alles finden Sie hier beyſammen.

Als ich geſtern aus dem Bergwerke kam, machte ich noch einige Spaziergänge in die herrliche Gegend umher, bis meine Aufmerkſamkeit durch einen Calvarienberg angezogen ward, der eine ſchöne Ausſicht verſprach. Ich erſtieg ihn, und ging dann noch höher einem Hauſe zu, das ehemals dem Capi-

tel gehörte, das aber jetzt ein Herr von Haſel beſitzt, der hier Pfleger iſt, wodurch man eine Art von Richter verſteht. Wir nahmen uns die Freyheit, in einem ziemlich geraumigen Parke, den wir offen fanden, umher zu gehen, bis wir auf den Eigenthümer ſtießen, der uns anredete, und umherführte. Er öffnete uns ein ſogenanntes Belvedere, ein unbedeutendes Gebäude, von dem man aber das herrliche Thal von Berchtesgaden aus dem vortheilhafteſten Geſichtspunkte überſieht. Wir betrachteten mit einander den Watzmann, der ſich von den Ufern des Königsees erhebt, und unter die höhern Berge dieſer Provinzen gehört. Man ſagte mir, daß er 8667 Franzöſiſche Schuhe (pieds de roi) hätte; allein die Leute ſind hier ſo wenig an richtige Ausmeſſungen gewöhnt, daß man mir nicht einmal angeben konnte, ob man von dem See an, oder von der Meeresfläche gerechnet habe. Nach einem andern Ausmeſſer ſoll er 9058 Schuhe über dem Meere ſeyn. — Er erhebt ſich ſehr ſteil aus dem Königſee und endiget ſich in zwey Spitzen, die faſt immer mit Wolken umgeben ſind. Wenn ſie ganz rein und ſichtbar ſind, ſo betrachtet man das als das ſicherſte Zeichen von gutem Wetter; allein in den zehn Tagen, die ich im Erzſtifte Salzburg und Berchtesgaden zugebracht habe, ſind ſie nur wenige Augenblicke ganz ſichtbar geweſen. Zwiſchen den beiden Spitzen liegt ewiger Schnee bis auf eine beträchtliche Tiefe herab.

Geſtern früh fuhren wir an den See, der eine kleine Meile von Berchtesgaden liegt, und an Schönheit und großem Style den ſchönſten Seen in den hohen Schweizergebirgen nichts nachgiebt. Hier hat der Schiffer des Fürſten die Aufſicht über eine Menge Fahrzeuge, die alle in Häuſern, die auf dem Waſſer ſtehen, ſorgfältig aufbewahrt werden. Fremde bekommen gewöhnlich ein bedecktes Boot von vier Rudern, mit denen man ohne Wind in ein und einer halben Stunde das Bartholomeus Schloß erreicht. Hier beſtellt man gewöhnlich einen Eyerkuchen, den dieſe Leute beſonders gut zu machen wiſſen, und ein Gericht von Lachsforellen, die man hier ſchwarze Reiter nennet und die vortrefflich ſind. Das Pfund wird mit vierzig Kreuzern bezahlt, und enthält elf, zwölf bis dreyzehn Stück. Da aber der ganze See und ſeine Ufer dem Fürſten gehören, ſo muß man ſich zu Berchtesgaden vorläufig mit einem Befehle verſehen, ohne welchen der Fiſchmeiſter nichts abliefern ſoll.

Während daß dieſe kleine Mahlzeit zubereitet wurde, fuhren wir bis an das Ende des Sees, wozu eine halbe Stunde erfordert wird. Man gehet dann zehn Minuten zu Fuße, um den obern See zu erreichen. Die Ufer dieſes letztern ſind fürchterlich wild! Felſen, die ſich faſt ſenkrecht erheben, und über welche man doch alle Jahre Herden von Rindvieh treibt, um auf den noch

höhern Alpen den Sommer über zu weiden. — An dem obern ſowohl als an dem untern See findet man weder Dörfer noch einzelne Häuſer, und ſelbſt das Bartholomeusſchloß iſt nur ein unbedeutendes Gebäude.

Die kleine Ebene zwiſchen dem obern und Königſee iſt traurig! Dicht an den Ufern des erſtern ſteht eine elende Hütte, die von einem einzelnen Manne bewohnt wird, deſſen Geſchäft iſt, Fiſche in dem kleinen See zu fangen. Man ſollte denken, ein Mann müſſe gut bezahlt ſeyn, um ſich hier lebendig zu begraben, denn er iſt von der ganzen übrigen Welt rein getrennt, und ſeine Hütte nur zu Waſſer zugänglich; [10]) allein ſein Leben iſt ſo elend wie ſeine Behauſung; die Hütte beſteht aus einem einzigen Zimmer, in dem ich kein Bett bemerkte. Auf Anfrage zeigte mir der Mann eine hölzerne Bank, und ſagte,

10) Um derer willen, welche einem Schriftſteller die geringſte auch anſcheinende Unrichtigkeit ſo gern zur Laſt legen, will ich anmerken, daß man von dem Königſee freylich auch zu Lande an den obern kommen kann; allein der Weg auf der öſtlichen Seite iſt lang und äußerſt beſchwerlich, vom Bartholomeus Schloſſe aber, welches auf der weſtlichen Seite liegt, geht niemand dahin, als Holzhacker und Gemsjäger, die ſich, zu dem Zwecke, die Füße mit eiſernen Haken bewaffnen.

daß er nun ſchon über vierzig Sommer darauf geſchlafen habe. Ich wäre gern in eine lange Unterredung mit ihm eingetreten; allein die Landleute dieſer Gegenden, ſo wie ungefähr im ganzen Erzſtifte Salzburg, ſprechen ein Deutſch, das ich, ungeachtet meiner Bekanntſchaft mit ſo vielen Provinzialſprachen, doch nur zur Hälfte verſtehe. Wenn ich die Perſonen ausnehme, die ich in den Wirthshäuſern finde, die an Fremde gewöhnt ſind, und etwas mehr wiſſen, als ihren Jargon, ſo verſtehen mich dieſe Leute eben ſo wenig, als ich ſie.

Die ungeheure Maſſe von Schnee, die dieſes Jahr bis hieher auf allen Bergen ſich erhalten hat, iſt Urſache, daß eine Menge Bäche jetzt ſehr beträchtlich ſind, die ich bey einem frühern Beſuche in dieſen Ländern wenig, oder gar nicht bemerkte. Die Schönheit der Landſchaft gewinnt dadurch unendlich, und ich habe bloß auf dem Königſee drey Waſſerfälle bemerkt, wovon der wichtigſte ſo ſchön iſt, daß wir, von verſchiedenen Händen, ein halbes Dutzend Kupferſtiche davon haben würden, wenn er ſich in der Schweiz befände.

Wir ſahen, als wir auf dem See fuhren, ſechs Gemſen, die ziemlich tief in die untern Baſen herabgekommen waren, auf denen der Watzmann ruht. Sie hatten eben ein mageres Futter eingenommen, und lagen auf dem Schnee,

um ſich abzukühlen, ob ich ſchon ſo wenig Wärme fühlte, daß ich einen großen Theil des Vormittags, ohne mich zu erhitzen, ruderte. Aber die Natur hat dieſem Thiere, das beſtimmt iſt, unter Eis und Schnee zu leben, ein überaus warmes Blut gegeben.

Unſere Schiffer ſetzten uns dem Bartholomeus Schloß ſchief gegen über ans Land, um uns Anlagen zu zeigen, die ein Holzhändler in der Nähe eines Waſſerfalles gemacht hat, der ſonſt ſo gut wie ganz unbekannt war. Er iſt in einiger Entfernung vom Ufer, und in einer ſo beſondern dunkeln Felſengruft, daß er mir als etwas ganz Neues merkwürdig war. In der Schweiz habe ich keinen geſehen, der ihm auch nur einiger Maßen ähnlich wäre, und ich wüßte nichts damit zu vergleichen, (wenn denn durchaus verglichen werden muß) als einen Theil des Falles, den die Liffey in der Grafſchaft Wicklow in Irland macht. Der Zugang iſt beſchwerlich, und, wenn Sie wollen, etwas gefährlich, weil das Waſſer, das ohne Unterlaß den Felſenweg benetzt, jeden Tritt ſchlüpfrig und unſicher macht. Aber man wird reichlich belohnt durch die Anſicht einer engen Felſengruft, in welche nie die Sonne dringt, und wo ſich ein Bach in mehreren Richtungen über ſenkrechte Felſen ſtürzt. — Der gutmüthige Verehrer dieſer Gegend hat eine kleine Einſiedeley angelegt, und einige Verzierungen angebracht, welche ein geläuterterer Geſchmack ihm

nicht erlaubt haben würde zu machen. Indeſſen iſt hier ein Fleckchen, das diejenigen ſehr bequem finden werden, die den ganzen Tag auf dieſem See zuzubringen wünſchen. Sie ſpeißen auf dem Schloſſe zu Mittage, und trinken alsdann hier ihren Kaffee, wozu ſich hier ein Herd und andere Bequemlichkeiten finden.

Wir wohnten zu Berchtesgaden in dem ſogenannten neuen Wirthshauſe, wo man ungleich beſſer iſt, als in dem, in welchem ich auf einer frühern Reiſe einkehrte.

Der Weg nach Salzburg geht über Schellenberg, wo die Salzkothen ſind, durch ein ſehr romantiſches Thal. Man kommt bald nachher aus den engen Bergen heraus in eine offnere Gegend, welche zum Theil die nehmliche iſt, durch die wir zwiſchen Salzburg und Hallein gegangen waren.

Ich beſuchte heute noch einmal den ſchönen Landſitz Leopoldskrone, der eine halbe Stunde von Salzburg liegt, und einem Grafen von Firmian gehört. Die zu ſehr gerühmte Gemäldeſammlung, die hier aufbewahrt wird, hat ihren vorzüglichſten Ruf wohl dem Umſtande zu danken, daß ſie ſich eben hier befindet. Doch verdient der große Saal Aufmerkſamkeit, der nichts als Portraits von Künſtlern enthält. Manche ſind bloß Copien; aber viele ſind doch von der Hand der Meiſter ſelbſt, die ſie vorſtellen, und in dieſer

Rückſicht alſo ſehr intereſſant. — Ueberdieß findet ſich hier eine Sammlung von Abgüſſen in Gyps, einige Schnurrpfeifereyen, einige ausge= ſtopfte Thiere, eine kleine Sammlung von Inſek= ten und was weiß ich. Aber die große und reitzende Ausſicht, die man aus den verſchiedenen Theilen dieſes Hauſes genießt, wird jeden Mann von Geſchmack und Gefühl anziehen. — (Die= ſer ſchöne Sitz ſoll im Jahre 1800 geplündert und zum Theil verheert worden ſeyn.)

Erlauben Sie mir noch einige Bemerkungen über die Salzburger, wobey ich hier auch die Be= wohner der Probſtey Berchtesgaden mit begreife! — Die Menſchen ſind im Ganzen ſchöner, als im Tyrol, kommen aber den Bewohnern mehre= rer Provinzen von Deutſchland nicht gleich. Gute Zähne, die man ſonſt ſo häufig unter dem Landvolke findet, ſind ziemlich ſelten bey ihnen, und viele werden durch Kröpfe entſtellt, die lei= der auch in dieſen Provinzen nur zu allgemein ſind.

Schon andere haben die Offenheit der Salz= burger gerühmt, und ich muß ſagen, daß alle diejenigen, mit denen ich in einige Unterredung kam, nichts von dem ſcheuen Weſen hatten, das ich oft an andern Bergländern gefunden habe, die wenig von Fremden beſucht werden. Alle empfingen mich ohne Zurückhaltung, ja mit einer Art von Zutraulichkeit, waren durchaus höflich,

und ſchienen ſich zu freuen, daß ein Reiſender ihre entlegenen Gegenden beſuchte.

Mit einer gewiſſen Art von Luxus ſind die Bewohner dieſer Provinzen keineswegs unbekannt, und der Artikel der Kleidung fordert auch unter den ganz gemeinen Landleuten, und ſelbſt unter den Knechten und Mägden einen Aufwand, der ſehr weit gehen ſoll. Dieſer Umſtand hat gewöhnlich großen Einfluß auf einen Theil der Sitten, und ſo ſoll der Umgang der beiden Geſchlechter unter einander ſehr frey ſeyn. Man ſagt, daß zu Hallein beynahe ein Drittel aller Geburten unehelich wäre.

Daß das Landvolk ziemlich wohl lebt, ſollte ich ſchon aus der Art ſchließen, mit der wir überall in den Wirthshäuſern empfangen wurden; wo es nie an Mannigfaltigkeit von Lebensmitteln fehlte, die man gewiß nicht um der wenigen Reiſenden willen hält, die gelegentlich dahin kommen. Schon weiter oben habe ich des vortrefflichen Brotes gedacht, das man uns überall aufſetzte; auch bemerkte ich, daß man unſerm Kutſcher mehrentheils das nehmliche gab. Und ſchon der Umſtand, daß ich es überall friſch fand, zeigt genugſam, daß man es täglich bäckt. Bedenkt man nun, wie geringe die Zahl der Fremden iſt, die in dieſe Berge kommen, ſo iſt es klar, daß die Einwohner dieſes Brot für ſich ſelbſt, und nicht für die Herren aus der Stadt halten.

Der gegenwärtige Probſt von Berchtesgaden, und der nehmliche, der die Salzwerke an Bayern überlaſſen hat, iſt ein Baron von Schroffenberg, und zugleich Biſchof von Regenſpurg und Freyſingen. Gewöhnlich bringt er einen Theil des Sommers zu Berchtesgaden zu, und beluſtiget ſich bisweilen mit der Gemſenjagd, die hier ſehr merkwürdig und unterhaltend ſeyn ſoll. Sie iſt von der Art, wie man in der Schweiz dieſes Thier verfolgt, ganz verſchieden, denn hier werden die Gemſen von den Höhen ſo herabgetrieben, daß ſie den Schützen nicht entgehen können.

Achter Brief.

Land zwiſchen Salzburg und München — Waſſerburg — allgemeine Bemerkungen über Bayern — München — die Reſidenz — Bibliothek — ehemahliges Jeſuiten = Collegium — Kirchen — Fabriken und Handel — der Churfürſt — die neue Regierung — Schleisheim — Künſtler — der Stahrenbergerſee — Tracht der Weibsperſonen aus den niedern Ständen — Bevölkerung — Land zwiſchen München und Augſpurg — Augſpurg — Waſſermaſchine — Einlaß — Zitz = und Cattunfabriken — Haidiſche Kunſtfabrike — Silberarbeit — Rathhaus — die Weinſtraße — die Pfalz — Land zwiſchen Augſpurg und Ingolſtadt — Pfalz = Neuburg — Ingolſtadt — Land zwiſchen Ingolſtadt und Regenſpurg — Regenſpurg — Geſandtengaſſe — Säle der Reichsverſammlung — die Schotten — die Brücke —

Stadt am Hof — Land zwiſchen Regenſpurg und Nürnberg — gegenwärtige Lage von Nürnberg — in Rückſicht auf Preuſſen — ſein Verfall.

München, den 11ten July 1799.

Wir verließen vorgeſtern Salzburg, und machten zehn Meilen bis Waſſerburg, womit wir über dreyzehn Stunden zubrachten. Die Straße iſt nicht ſonderlich, und bey dem Pferdewechſeln wird man nicht ganz ſo ſchnell befördert, als in den Oeſtreichiſchen Staaten.

So wie man ſich allmählich von den erhabenen Salzburgiſchen Scenen entfernt, ſo verliert ſich auch die ſchöne Landſchaft und der wohlangebaute Boden. — Gegen Mittag behält man noch immer die Ausſicht auf eine lange Reihe hoher Gebirge, die die Grenze — erſt von Salzburg und Bayern, dann von Tyrol und Bayern machen; das übrige Land aber verliert ſich allmählich in eine Ebene, die nur hin und wieder durch mäßige Anhöhen unterbrochen wird. — Ehe wir Waging erreichten, hatten wir zur Rechten einen kleinen See, deſſen Ufer durch mäßige Anhöhen, Waldung und einen wohl angebauten Boden angenehm ſind. Man nennt ihn von dem obigen Flecken den Wagingerſee; von einem

andern Orte aber, der ebenfalls daran liegt, hat er den bekanntern Namen Tachenſee.

Waſſerburg, wo wir übernachteten, iſt kein ſchlechter Ort. Von den Höhen, die auf der einen Seite daran ſtoßen, fand ich eine hübſche Ausſicht. Die Lage dieſes Städchens iſt merkwürdig. Stellen Sie ſich einen langen und ſchmalen Strich Landes vor, welchen der Inn ſo umgiebt, daß er nur durch eine kleine Erdenge mit dem feſten Lande zuſammenhängt. Auf dieſer mehr als Halbinſel liegt Waſſerburg mit einigen Gärten und Spaziergängen. Von der Salzburger Seite glaubt man, auf eine Inſel zu kommen, denn man paſſirt den Fluß auf einer guten, anſehnlichen Brücke. Der Inn hat hier nichts von der Farbe, wodurch andere Waſſer, die ihren Urſprung in den Alpen haben, ſich ſo vortheilhaft auszeichnen. Er iſt immer trübe und ſchlammig, hat auch darum ſehr wenig Fiſche. Indeſſen bekamen wir einen zu unſerer Mahlzeit, der ſehr merkwürdig iſt, im Inn nur ſelten, wohl aber in der Donau, obſchon auch nicht im Ueberfluſſe gefunden wird. Im Wellerſee kennt man ihn auch, und gelegentlich fängt man einen im Stahrenbergerſee. Hier und zu München nennen ſie ihn Waller. Sein ungeheurer und breiter Kopf iſt mit ſeinem übrigen Körper außer allem Verhältniſſe; ſein Geſchmack gut, ſein Gewicht zehn, zwanzig auch dreyßig Pfunde.

Den 10ten July blieben uns noch ſieben Meilen zu machen übrig, die uns durch ein ganz flaches Land nach München brachten. Ich bemerkte einige beträchtliche Striche ziemlich ſchlechten Landes und andere, die man wohl anbauen könnte, die mir aber vernachläſſiget ſchienen. Bey dem allen aber iſt dieſer Strich von Bayern, ſo wohl als die beiden, die ich auf einer frühern Reiſe ſahe, keinesweges das elende Land, wozu es einige Reiſebeſchreiber herabgewürdiget haben. Auch auf dieſer Seite, ſo wohl als zwiſchen München und Tyrol und in dem Striche nach dem Chiemſee, den ich zu einer andern Zeit durchreiſte, habe ich mehrere gute, ziemlich wohl gebaute Dörfer geſehen, und die Landleute zeigen in ihrem Aeußern nichts weniger, als drückende Armuth und Elend. Im Gegentheile weiß ich, daß ſich der Bauer hier ziemlich wohl ſteht.

Ich bemerkte auf dem Lande eine eigene Art, Häuſer zu bauen. Man vollendet zuerſt den obern Stock und das Dach, und ſtellet dieſe ſo auf Balken, daß der untere Theil, oder der Erdſtock erſt nachher darunter gebaut wird, welches denn gewöhnlich von Steinen und Holz, oder auch bloß von Steinen und Lehm geſchieht. Ich hatte die nehmliche Verfahrungsart ſchon im Salzburgiſchen bemerkt.

München, den 14ten July.

Wenig Städte von Europa ſind ſo fähig verſchönert zu werden, als München, weil es kaum eine von dem Umfange giebt, deren Gaſſen im Ganzen ſo weit wären. München gilt für eine ſchöne Stadt, und die Menge guter Häuſer, die man hier ſieht, berechtiget es einigermaßen zu dieſem Titel. Indeſſen kenne ich kaum einen Ort von dem Umfange, der ſich ſo wenig durch die Schönheit der Baukunſt empföhle. Selbſt der große Churfürſtliche Pallaſt, oder, wie man hier ſagt, die Reſidenz, gleicht mehr einer Caſerne, einem Arbeitshauſe, oder einem anſehnlichen Hoſpitale, als der Wohnung eines Fürſten, der zwey Millionen Unterthanen hatte. Das Innere dieſes Gebäudes wird unter der gegenwärtigen Regierung beträchtliche Veränderungen erhalten, denn der Churfürſt läßt die eine Seite ausbeſſern und neu meubliren. Die gemeinen Leute hier bedauern die Herrlichkeit von Vergoldung und Stuccaturarbeit, die ſich in einigen Zimmern befanden, beſonders in dem ſogenannten Schimmelſaale, der von einigen weißen Pferden den Namen hatte.

Die Gallerie, das Intereſſanteſte, das dieſer Pallaſt einſchließt, wurde zu Anfange des erneuerten Krieges eingepackt, und iſt ſeitdem nicht wieder aufgeſtellt worden. Man ſagt, man wolle die Manheimer Gallerie damit vereinigen (manche reden auch von der Düſſeldörfer) und eine neue

Einrichtung treffen. Was die Düſſeldörfer betrifft, ſo behaupten viele, daß ſie dem Lande Jülich gehöre, und daß der Churfürſt kein Recht habe, ſie von dort wegzuſchaffen. Darüber ließe ſich ſehr vieles ſagen, und am Ende möchte der Umſtand die geringſte Schwierigkeit ſeyn. Ich habe dieſe drey Gemäldeſammlungen zu verſchiedenen Zeiten geſehen, habe viel ſchönes in der Münchner gefunden und die Düſſeldörfer immer als eine der vorzüglichſten in Europa betrachtet. Was würde eine Gallerie ſeyn, in der alle drey vereiniget wären, beſonders wenn man eine weiſe Auswahl träfe, und aus der Münchner, noch mehr aber aus der Manheimer eine gewiſſe Zahl von Gemälden entfernte und irgend ſonſt wo aufſtellte, ungefähr wie man es zu Dresden gemacht hat, wo die Stücke, die man in der großen Gallerie auswarf, auf die Brühlſche Terraſſe verwieſen wurden!

Der fürſtliche Schatz iſt nicht eingepackt, und ich habe ihn wieder geſehen. Sie wiſſen, daß er eine große Maſſe von Koſtbarkeiten enthält, ob er ſchon dem Dresdener nicht gleich kommt. Dennoch höre ich, daß jetzt eine Menge Dinge darin fehlen, weil ſie nicht wieder wären ausgepackt worden, ſeitdem man ſie den Franzoſen aus dem Wege ſchaffen wollte. Das mag ſeyn; aber ich habe ſo wenig Gedächtniß für Dinge dieſer Art,

daß ich nichts vermißte, wohl aber das Mehreſte mir ſo neu war, als hätte ich es nie geſehen.

Aber ein Kunſtwerk von großem Werthe findet ſich in dieſer Sammlung von Koſtbarkeiten, auf dem ich mit vorzüglichem Vergnügen und Wohlgefallen weilte: es iſt eine genaue Copie der Trajaniſchen Säule zu Rom. Der Grund iſt von Laſurſtein, und die Basreliefs von Bronze. Levadier, ein Franzöſiſcher Künſtler von Rufe, den ich zu Rom kannte, hat das Werk veranſtaltet und ſeinen Namen mit dem Jahre 1780, darauf geſetzt. Die Basreliefs aber, welche hier eigentlich die Hauptſache ausmachen, ſind von Bartolom. Hecker, der auf eine faſt nicht zu bemerkende Art ebenfalls ſeinen Namen, mit der Jahreszahl 1774, eingegraben hat. Wenn das unſer berühmter Steinſchneider iſt, der vor einigen Jahren ſtarb, ſo iſt die Sache ſonderbar genug, denn dieſer Mann war in ſeinem Fache ein weit größerer Künſtler, als Levadier in dem ſeinigen. Aber vermuthlich hatte der arme Hecker im Jahre 1774, noch keinen Namen und Levadier war ein Unternehmer, und hat den Guß beſorgt.

Außer dieſem Schatze bewahrt man auf dem Schloſſe auch einen geiſtlichen Schatz in der ſogenannten kleinen Capelle. Ich ſage kein Wort von den Reliquien, die man hier zeigt, und ihren koſtbaren Einfaſſungen; wohl aber muß ich eines

kleinen Basreliefs gedenken, das häufig überſehen wird, und das doch von großem Werthe iſt, eine Abnehmung vom Creuze, von M. A. Buonarotti, in Wachs. Es iſt unbegreiflich, wie dieſer Künſtler ſeine große Manier in einer ſo kleinen Arbeit beybehalten konnte! Die größten Figuren haben nicht vier Zoll Höhe. Vermuthlich war es das Modell zu einem Altare, der in Marmor ausgeführt werden ſollte. Es iſt ein vortreffliches Werk.

Auch die Antikenſammlung habe ich wieder geſehen; allein ob ich ſchon jetzt nicht aus Rom und Florenz komme, ſo hatten doch dieſe Alterthümer eben ſo wenig meine Bewunderung, als ehemals. Unter einer ſolchen Ladung von Dingen muß ſich freylich das und jenes finden, das gut iſt; es iſt aber in ſehr geringer Zahl, wenn man die Menge betrachtet, die in dieſem großen Saale aufgeſtellt iſt.

In den ſogenannten Kaiſerzimmern verdienen die Tapeten in Haute lice wegen ihrer Schönheit bemerkt zu werden, und beſonders auch darum, weil ſie im Lande gemacht ſind. Freylich muß man dabey über die kleine Eitelkeit lächeln, mit der ein Fürſt von Bayern eine Fabrike einführt, die ſelbſt in dem prächtigen Paris nur durch Aufopferungen ſich erhalten konnte, die der König zu machen genöthiget war. — Da dieſe Fabrike wirklich noch beſteht, ſo beſuchte ich ſie in der Folge,

und fand einen ſehr geſchickten Künſtler, Sentini, der an der Spitze davon iſt. Ich kann wirklich zwiſchen ſeiner beſten Arbeit und dem, was ich zu Paris geſehen habe, wenig Unterſchied finden. Ich erkundigte mich nach dem Preiſe eines Stückes, woran man arbeitete, und erfuhr, daß hier alles höher zu ſtehen kommt, als zu Paris. Dort koſtete im Jahre 1788 die Quadratelle von fünf hundert bis ſieben hundert und funfzig Livres, welche zwey Summen den niedrigſten und höchſten Preis einſchloſſen. Uebrigens beſtehet dieſe ganze Fabrike hier aus nicht mehr als zehn Perſonen.

Die Churfürſtliche Bibliothek ſteht nicht auf dem Schloſſe, ſondern dem ehemaligen Jeſuitencollegium, wo ſie ein ſchönes Gebäude einnimmt, und ſehr gut eingerichtet iſt. Sie ſoll an hundert tauſend Bände halten, hat eine große Menge von ſogenannten Ausgaben von 1400, und auch einige gute Handſchriften. Ich ſahe hier die erſte Ausgabe von Ptolomäus mit Karten, die überaus ſelten iſt, und mehrere andere Werke, die mir wichtig waren. Der Unterbibliothecar, Herr Reiſchel, ein Ausländer, iſt ein ſehr intereſſanter Mann. — Die Leſeſäle, deren es mehrere giebt, und die täglich etliche Stunden lang für jedermann offen ſtehen, ſind geräumig und bequem. Ich wunderte mich, ſie ſo voll zu finden, denn ich zählte in der Geſchwindigkeit über dreyßig Perſonen, die da ſaßen und laſen. Da erfuhr ich, daß die meh-

reſten davon Franzöſiſche Emigrirte waren. Von dieſer Menſchenclaſſe giebt es zu München eine beträchtliche Zahl, obſchon nicht ſo viele, als man glauben ſollte, wenn man ſie im Schloßgarten und auf andern öffentlichen Plätzen ſieht. Die Sache iſt, daß die Franzoſen, die ſich an einem Orte befinden, ſehr bald ſichtbar werden, weil ſie wenig zu Hauſe bleiben, überall viel und laut reden, und überdieß ſich auch häufig durch ihre Kleidung auszeichnen. — Unter der jetzigen Regierung kann ein jeder auf dieſer Bibliothek bekommen, was er verlangt. Ehemals war das mancherley Schwierigkeiten unterworfen, die ſich auch bisweilen in einer gänzlichen Verweigerung endigten.

Die eigentliche Jeſuiten Bibliothek iſt von der obigen verſchieden. Sie ſtehet noch jetzt in einem beſondern Saale, in welchem ſich auch einige unbedeutende Modelle finden.

In dieſem ehemaligen Jeſuitencollegium ſind noch einige Säle mit allerhand Sammlungen. In einem derſelben hält die Academie der Wiſſenſchaften, oder die gelehrte Bayerſche Geſellſchaft ihre Sitzungen. In einem andern ſtehen phyſiſche Inſtrumente, mechaniſche Maſchinen und Modelle, eine Sammlung von Mineralien und etwas Naturgeſchichte überhaupt. Auch für die Zwecke der Zergliederungskunſt iſt einiges wenige hier. Ein vorzügliches Ganzes aber findet ſich in keinem Fache, doch etwas, mehr oder weniger, von

allem, und zu Vorleſungen immer brauchbar. Manches darunter iſt intereſſant genug, und kann auch einen Mann, der Beſſeres geſehen hat, auf eine oder ein paar Stunden beſchäftigen.

Auch ſah ich den Schatz, der zur Jeſuitenkirche gehört, und ich muß geſtehen, daß es meine Gefühle beleidigte, eine ſolche ungeheure Maſſe von Gold, Silber und Edelſteinen ohne Nutzen und ohne Zweck aufgehäuft zu ſehen. Einige wenige Stücke, als Kelche und dergleichen Kirchengeſchirre, empfehlen ſich durch die Vollendung der Arbeit; alles übrige iſt geſchmacklos. Ich ſah ganze Schränke mit ſilbernen Statuen angefüllt, deren einige von der Größe der Natur ſind. Und doch iſt dieſer Schatz bey weitem nicht mehr, was er einſt war. Er iſt ſchon vor mehreren Jahren von einem Malteſer-Ritter geplündert worden, und erlitt kürzlich wieder einen Verluſt, als der letztverſtorbene Churfürſt eine beträchtliche Summe Geldes von Kirchengütern bezog. — Der Menge von koſtbaren Meßgewändern und Prieſterkleidungen will ich gar nicht gedenken. Die Regierung wird ſich freylich von dem allen, früher oder ſpäter, einen Theil ausbitten, ſo wie von den reichen Klöſtern, die dieſes Land im Ueberfluſſe hat. Allein jetzt iſt der Bayer noch kaum genugſam dazu vorbereitet, und ein Angriff, wie ihn Joſeph II auf die geiſtlichen Stände und Güter machte, könnte hier unangenehme Folgen haben.

Unter den hieſigen Kirchen ſind hauptſächlich fünfe, die ich der Aufmerkſamkeit des Reiſenden empfehle. Die Kirche unſerer lieben Frauen iſt ein altes, großes Gebäude, nicht ohne Verdienſt. St. Peters iſt anſehnlich und enthält Einiges, das geſehen zu werden verdient. — Die Kirche der Gaetaner würde wirklich ein ſchönes Werk der Baukunſt ſeyn, wenn das Innere nicht ſo mit Zierrathen überladen wäre, daß die Größe der Anlage und des Styls, in welchem ſie gebaut iſt, dadurch vernichtet wird. — In der Sacriſtey hängt ein ſchöner Pomarancio. — In dieſer Kirche iſt auch das Churfürſtliche Begräbniß, aber ohne Denkmähler. — Die Jeſuitenkirche, die jetzt den Malteſern gehört, iſt ein ſchönes Gebäude, deſſen Inneres durch ſeine Größe und eine gewiſſe Einfalt Ehrfurcht einflößt. Aber ich kann nicht das Nehmliche von ſeinem Aeußern ſagen, auch nicht die metallene Bildſäule oder vielmehr Gruppen über der Thüre bewundern. — Endlich iſt in der anſehnlichen Auguſtinerkirche ein großes Gemälde von Tintoretto, und unter der Menge der übrigen ſind noch ein paar andere, die Aufmerkſamkeit verdienen.

Dieſem Lande fehlt es ſehr an Fabriken; aber Hautelice und Porcellan wird gemacht. Ich ging kürzlich in die Niederlage vom letztern, und fand ſie, mit denen zu Berlin, Dresden und Wien verglichen, ohne Bedeutung. Da war weder viel

Großes, noch viel Geſchmackvolles, eine beträchtliche Menge von Taſſen ausgenommen, die wirklich ſehr artig ſind, und unter denen ich viel Mannigfaltigkeit fand. Ihr Preis iſt von fünf bis zwölf Gulden das Paar. (Sie wiſſen, daß man hier den vier und zwanzig Guldenfuß hat.) Die Fabrike ſelbſt iſt zu Nymphenburg, und beſchäftiget, wie ich höre, funfzig und etliche Perſonen. Als ein Erwerbzweig und Handlungsartikel iſt ſie nicht zu betrachten.

Ueberhaupt iſt der Handel zu München noch immer unbedeutend, und Fabriken wollen in dieſem Lande durchaus nicht gedeihen. Das Wenige, was hier gemacht wird, iſt theuer, und die große, privilegirte Fabrike, nicht weit von der Reſidenz, iſt eingegangen, und die Gebäude dienen jetzt zu einer Caſerne.

Die berühmten Münchner Kartenfabriken beſchäftigen nur wenig Hände. Ich beſuchte die von Höbl, wo ſechs und dreyßig Menſchen arbeiten, und in die man uns als in die anſehnlichſte führte. Für ihren niedrigen Preis ſind dieſe Karten wirklich ſehr gut. Das Dutzend gewöhnliche Franzöſiſche Spielkarten von zwey und funfzig Blättern wird hier für 1 Fl. 24 Kreuzer — 1 Fl. 48 Kreuzer bis 2 Fl. verkauft. Für ſieben leichte Kreuzer, oder achtzehn Pfennige Conventionsgeld kann man alſo ein Spiel von zwey und funfzig Blättern haben. Alle

dieſe Karten haben bunte Rücken. Wer weiße verlangt, muß ſie beſtellen, und dann iſt der Preis etwas höher.

Selbſt in dem vom Grafen von Rumford geſtifteten Arbeitshauſe erſtaunte ich über den hohen Preis mehrerer Artikel, die man da für den allgemeinen Verkauf macht. Ich beſah auf einem Stuhle den gewebten wollenen Stoff zu Beinkleidern, und hörte, daß das Paar zehn Gulden koſtete. Ich bezeigte meine Verwunderung über den hohen Preis, und, ſtatt aller Antwort, langte der Mann ein anderes Paar hervor, und ſagte: „Dieſe ſind noch theurer. Die koſten zwölf Gulden, ſind aber von Spaniſcher Wolle.“ Ich fand ſie ſtark, aber nichts weniger, als fein, und ſelbſt die Spaniſche Wolle entſchuldiget den hohen Preis dieſes Artikels nicht, den man aus den Engliſchen Fabriken beſſer und um mehrere Gulden wohlfeiler bekommt. — Uebrigens verſichert man mich, daß dieſes Arbeitshaus noch auf dem nehmlichen Fuße ſey, auf welchem ich es vor einigen Jahren ſah, da mir der Graf von Rumfort ſelbſt es zeigte. Mich dünkt aber, ich ſahe nicht mehr ſo viel Menſchen, die da geſpeiſt werden, als damals.

Die Erziehungsanſtalt, die dieſer Graf zu München ſtiftete, beſtehet zwar noch, doch ſagt man mir, daß ſie das Auge ihres Stifters ſehr vermiſſe. Beſonders ſoll ein auffallender

Unterſchied in der Nahrung ſeyn, welches aber vielleicht auch daher kommen kann, daß ſeit einigen Jahren die Preiſe aller Dinge ſehr beträchtlich geſtiegen ſind, während daß die beſtimmten und feſtgeſetzten Summen in Gelde die nehmlichen bleiben.

Die ſchönen Engliſchen Anlagen, die auf der einen Seite an die Stadt ſtoßen, und die man ebenfalls dem Grafen von Rumford zu danken hat, werden gut unterhalten, und ſcheinen mir ſogar um etwas erweitert zu ſeyn.

München den 16 July.

Der Hof wohnt jetzt zu Nymphenburg, und wir haben nichts davon geſehen. Ueberdieß iſt auch in dieſem Augenblicke kein Engliſcher Miniſter hier. Vor einigen Tagen kam der Erbprinz von Baden an, der Schwiegervater des gegenwärtigen Churfürſten. Seitdem hat der Hof einige Feſte gegeben, worunter die Beleuchtung eines kleinen Theiles des Nymphenburger Gartens war. Wir fuhren hinaus, und fanden eine zahlreiche Wache, die der Geſellſchaft, die aus der Stadt dahinſtrömte, und in Erwartung der Beleuchtung ſpazieren ging, auf mancherley Art in ihren Bewegungen Zwang anlegte. Nachdem in einem Theile des Gartens, den man verſperrt hielt, alles beleuchtet war, erhob ſich der Hof aus dem Schloſſe, und verfügte ſich durch eine

doppelte von Soldaten geſchloſſene Reihe, an den Ort ſeiner Beſtimmung. Jedermann glaubte nun, daß man bald nachher würde folgen können; allein der beleuchtete Theil des Gartens blieb verſchloſſen, und mehr als tauſend Menſchen von jeder Art von Range und Stande warteten, bis die Thüre geöffnet werden würde. Eine Stunde verging, in der ich mich ſehr über dieſes Verfahren eines Fürſten wunderte, der in ſeinem ganzen Benehmen eine ausgezeichnete Popularität ſucht. So gar wenig iſt man noch in den mehreſten Theilen von Deutſchland gewohnt, für das Achtung zu haben, was man in England das Publikum nennt. Wir kehrten endlich nach München zurück, und erfuhren den folgenden Tag, daß das Publikum erſt eine halbe Stunde nachher eingelaſſen worden war. Merken Sie hierbey wohl, daß dieſe Beleuchtung in der ganzen Stadt als etwas Oeffentliches betrachtet wurde, und daß keinem Menſchen dabey einfiel, daß es bloß ein Familienfeſt ſeyn könnte. Auch konnte es das nicht wohl ſeyn, denn eine Beleuchtung verlangt Zuſchauer, und würde einen traurigen Anblick gewährt haben, wenn ſonſt niemand dabey erſchienen wäre, als die dreyßig Perſonen, die zur Mahlzeit eingeladen waren.

Sie wiſſen, daß der gegenwärtige Churfürſt ein jüngerer Bruder des letztverſtorbenen Herzogs von Zweybrücken iſt, und der nehmliche, der

einſt Obriſt eines Deutſchen Regiments in Frank- reich war. — Kluge Leute verſprechen ſich man- cherley weiſe und gute Veränderungen von der neuen Regierung. Mit einigen hat man ſchon den An- fang gemacht; allein ich höre, daß der große Theil des Volkes nicht damit zufrieden iſt, gerade darum, weil ſie zu ſeinem wahren Beſten ſind. — Klug war es immer, daß der Churfürſt den Maltheſer- händeln in ſeinem Lande dadurch ein Ende machte, daß er alle die Kommenden, die ſein Vorgänger geſtiftet hatte, wieder einzog. Allein der Ruſſiſche Kaiſer denkt darüber anders, und hat den Churfür- ſten genöthiget, ſie wieder herzuſtellen. Man hat die Sache indeſſen ſo weit vermittelt, daß der jetzige Churprinz von Bayern zum Groß-Prior des Ordens gemacht worden iſt: eine Stelle, die vorher der Fürſt von Brezenheim hatte, natürlicher Sohn des letzten Churfürſten, und um deſſen willen die Kommenden zum Theil geſtiftet worden waren.

Der letzte Churfürſt hatte drey natürliche Kin- der. Zwey Töchter und den genannten Fürſten, für die er ſehr reichlich geſorgt hat. Ein großer Theil der Gelder, die er mit Erlaubniß des Pab- ſtes, von den Kirchen und Klöſtern zog, ſollen dahin verwendet worden ſeyn. Unmöglich konnte der neue Churfürſt dieſe Kinder ohne Mißfallen ſehen, und ſchon hat der Fürſt von Brezenheim das Land verlaſſen, und ſoll in kaiſerliche Dienſte getreten ſeyn. — Glücklicherweiſe iſt das ausge-

ſchriebene Geld unter dem letzten Churfürſten nicht ganz eingegangen, ſo daß der gegenwärtige auch einen Theil davon beziehen wird, den er ſehr bedarf, denn die Finanzen dieſes Landes ſind in der äußerſten Zerrüttung. Der letzte Fürſt war kein Oekonom, und vernachläſſigte dabey die Armee auf eine unverantwortliche Art. Man behauptet, daß bey ſeinem Abſterben nicht funfzehn tauſend Mann in den ſämmtlichen Landen geweſen wären.

Auch in Rückſicht auf Cenſur und Denkfreyheit ſcheint der neue Churfürſt ganz andere Begriffe zu haben, als der vorige, und in dieſen Artikeln ſind ſehr wichtige Veränderungen getroffen worden. Zwar bleibt die Büchercenſur; allein ſie hat ganz andere Anweiſungen erhalten, als die, nach welchen ſie ſonſt verfuhr.

Carl Theodor war ſo delicat, und ſo äußerſt ängſtlich, daß er nie ein National-Schauſpiel wollte aufführen laſſen. Alles, was auf die Bayerſche Geſchichte gegründet war, wurde von der Bühne ausgeſchloſſen; folglich durfte auch Agnes Bernauerin nie gegeben werden, ob man ſchon dieſes Stück ſehr wohl hier kannte und gern geſehen hätte. Unter dem gegenwärtigen Fürſten iſt es erlaubt worden, und ſchon ſeit mehreren Wochen arbeiten eine Menge Hände für dieſes Drama. Es werden viele neue Scenen dafür gemahlt, und künftige Woche ſoll es mit einem Pompe gegeben werden, mit dem es noch nirgends in Deutſchland

erſchienen iſt. — Kurz, der Anfang der neuen Regierung iſt, in großen und kleinen Rückſichten, das Widerſpiel der alten.

Ich war geſtern in Schleisheim, einem prächtigen Landſitze, drey Stunden von hier, der einſt auch durch eine wichtige Gallerie berühmt war, die aber ſchon vor achtzehn Jahren nach München gebracht worden iſt. Seitdem hat man dieſes Schloß allmählich aufs neue behangen, und man könnte die Sammlung ſchon jetzt wieder beträchtlich nennen, wenn der Werth einer Gallerie bloß in der Zahl der Gemälde beſtände. Allein man ſieht hier wenig mehr, als was zu München von Zeit zu Zeit ausgeſtoßen worden iſt, und dann eine Menge Copien und mehrere Originale von ganz neuen, zum Theil Münchner Meiſtern. — Seit zwanzig Jahren iſt dieſes weitläuftige Gebäude nicht mehr bewohnt worden, und doch fand ich es anſtändig und ſehr reinlich unterhalten, und die mehreſten Zimmer ſo, daß ſie ohne viele Koſten und Mühe bewohnbar gemacht werden könnten. —

Die Architektur iſt kein Meiſterſtück der Baukunſt, aber doch unendlich dem übel verbundenen und geſchmackloſen Haufen von Häuſern vorzuziehen, aus welchen das Schloß Nymphenburg beſteht. Aber dieſes letztere hat anſehnliche Gärten und Waſſerwerke, die in ihrer Art ſchön ſind; während daß jenes von Anlagen dieſer Art faſt ganz entblößt iſt. Die Lage dieſer Luſtſchlöſſer hat nichts

vorzügliches, denn ſie ſtehen beide in der ungeheuern Ebene, die München umgiebt, und die weder durch Natur, noch durch Anbau ſich empfiehlt. Es iſt auffallend, wie wenig alles um München herum einen Ort anzeigt, der doch bis kürzlich die Hauptſtadt von zwey Millionen Menſchen war! Aeußerſt wenig Landhäuſer irgend einer Art, große Wälder von Nadelholz, ungeheure und nicht eben fette Weiden, hin und wieder ganz dürrer Sandboden und wenige und uneingeſchloſſene Kornfelder machen die flache Gegend um München aus, die durch nichts unterbrochen wird, als durch die große, aber entfernte Alpenkette, welche Bayern von Tyrol trennt. Dieſe zum Theil mit ewigem Schnee bedeckten Felſenrücken ziehen einen intereſſanten Vorhang gegen Süden, ſind aber nur bey ganz heiterm Wetter ſichtbar. Geſtern ſah ich ſie vortrefflich, nachdem ich ſie ſchon mehrere Tage vergebens geſucht hatte.

Alſo auch wenig Landhäuſer findet man um München. Bürgerliche Familien, die welche haben könnten, giebt es nur wenige, denn es fehlt dieſer Stadt, mehr noch als Dresden, an reichen Mittelſtänden; daß aber der Adel nicht wenigſtens einige anſehnliche Gartenhäuſer in der Nähe hat, wundert mich.

Bey Herrn Strombel, einem Buchhändler, der ſonſt Profeſſor war, habe ich eine Gemäldeſammlung geſehen, in der ſich einige gute Stücke befinden. Da iſt unter andern ein großes hiſtori-

ſches Gemälde von Seidel, einem lebenden hieſigen Künſtler, der nicht ohne Verdienſt iſt. Ein ganzes Zimmer iſt mit Portraits von Männern behangen, die ſich um Bayern auf eine, oder die andere Art verdient gemacht haben.

Von lebenden Künſtlern, die ich geſehen habe, ſind hier noch der ältere und jüngere Quaglio, beide gute Theatermahler. Der, welchen man hier den Jüngern nennt, hat noch einen jüngern Bruder, der ſich zu Mannheim aufhält, und den nehmlichen Zweig der Kunſt verfolgt. Herr Klotz iſt auch noch hier. Er hat zwey erwachſene Söhne, die beide Künſtler ſind. — Herr Dillis iſt ein guter Landſchaftsmahler und Zeichner.

München den 18ten July.

Wir fuhren geſtern früh nach Starnberg, um den See dieſes Namens, den man auch den Wurmſee nennt, zu ſehen, um dort zu übernachten und dann an den Ammerſee, der nicht weit davon iſt, zu gehen. Allein das Wetter war uns nicht günſtig, und da die Seeleute, die ſich gewöhnlich darauf verſtehen, uns für heute nichts Gutes verſprachen, ſo kamen wir geſtern Abends zurück. Im Grunde gehört dieſer See keinesweges unter die vorzüglichern, die ich geſehen habe, und er hat vermuthlich den großen Ruf, in dem er zu München ſteht, dem Umſtande zu danken, daß er in der Nähe einer Hauptſtadt liegt. In wenig mehr als

drey Stunden fährt man dahin. Man macht alſo häufig Partien von München an ſeine Ufer, und ſetzt auf die Rechnung ſeiner Schönheiten einen Theil des Vergnügens, das im Grunde die Geſellſchaft gewährt.

An ſeinen Ufern liegen neun Schlöſſer, wovon das zu Starnberg dem Churfürſten gehört, aber ganz vernachläſſiget iſt. Ich fuhr eine Stunde weit in den See hinaus, und fand, was ich ungefähr von ſeiner Lage erwartete. Die Ufer ſind angenehm und ſanft, beſtehen aus lauter kleinen Hügeln, haben aber nichts Großes. Nur am ſüdlichen Ende erheben ſich hohe Berge, die aber in einer beträchtlichen Ferne ſind, denn ſchon die Länge des Sees beträgt fünf Stunden. Die Breite iſt von einer halben bis ein und eine halbe Stunde.

Wenn man von Starnberg aus fährt, liegt am linken Ufer, in einer mäßigen Ferne, Berg, ein Landhaus, das jetzt die verwitwete Churfürſtinn bewohnt, oder vielmehr, wo ſie eine Art von Kloſterleben führt. Sie iſt hier mit ſehr wenig Perſonen, und ſogar ohne Kutſche und Pferde. Auf dem See fährt ſie häufig ſpazieren, in einem Boote, das ſie von einem der neun und neunzig Schiffer miethet, die, wie man ſagt, dieſe Ufer bewohnen. Dieſe Leute, die aus Aberglauben und andern Urſachen alle mögliche Mühe anwenden, nie den hundertſten aufkommen zu laſſen, ſind verbunden, dem Hofe die nöthigen Fiſche für einen feſtgeſetzten, nie-

drigen Preis zu liefern. Dafür haben ſie das Recht, unter gewiſſen Verordnungen und Einſchränkungen, auf eigene Rechnung zu fiſchen und ihren Fang zu verkaufen. Sie ſind arm, wie es dieſe Menſchenclaſſe gewöhnlich iſt, ob ich ſchon die Fiſche zu München nichts weniger, als wohlfeil fand.

Der Strich zwiſchen München und Starnberg beſtehet größtentheils aus Waldungen und Weiden und ſehr wenig angebautem Lande. Nicht ein einziges beträchtliches Dorf konnte ich auf dem ganzen Wege entdecken. — Das Wirthshaus zu Starnberg hat eine Menge reinlicher und anſtändiger Zimmer, und Alles zeigte, daß man in der Gewohnheit iſt, Fremde zu empfangen.

Die Mädchen der mittlern und niedern Stände in Bayern haben eine Tracht, die ſie in meinen Augen ſehr anziehend macht. Ihre kleine rückwärts geſchobene Haube giebt ihnen ein cokettes Anſehen, und öffnet die ganze Fülle eines mehrentheils wohlgebildeteten Geſichts mit feinen Zügen, das aber leider! nur zu oft durch die Blattern verderbt iſt, indem die Einimpfung hier noch immer eine unbekannte Erfindung zu ſeyn ſcheint. Die ſtrenge Schnürbruſt, welche den Körper über den Hüften einengt, muß der Geſundheit ſchädlich ſeyn; aber ſie giebt dieſen Mädchen ein ſo eigenes Anſehen von Nettigkeit, Friſche und Präciſion, daß auch die häßlichſten etwas Anziehendes dadurch bekommen. Die Gewohnheit, ihren Bruſtlatz unten

mit einer ſilbernen Kette ſechs, acht und zehnfach zu ſchnüren, läßt ihnen überaus wohl, und giebt oben ein Anſehen von Fülle, das jedoch bisweilen trüglich iſt. Man ſagt mir, daß dieſe Ketten oft funfzig, ſechzig Gulden und drüber koſten, je nachdem ſie lang und ſchwer ſind. Auch den Hals beladen ſie ſich mit einer ſechs, ſieben und achtfachen ſilbernen Kette, die das Anſehen von Perlen hat und das ganze übrige Coſtume hebt. Die Schnürbruſt iſt gewöhnlich von einer andern Farbe, als das Corſet, von welchem man nur die Aermel ſieht. — Weibsperſonen über dieſen Stand hinaus tragen nicht die Kette an der Bruſt, aber doch die Bayerſche Haube. Dieſe Tracht iſt den ſogenannten Bürgermädchen eigen, und beide Claſſen dünken mich anziehender, als die Damen in der Kleidung, die man überall ſieht. Joſeph II, ſoll an dem ſchönen Geſchlechte ein großer Bewunderer der Bayerſchen Nationaltracht geweſen ſeyn.

Profeſſor Weſtenrieders Beſchreibung von München, die 1783 auf vier hundert und neun und zwanzig Seiten erſchienen iſt, wird geſchätzt und verdient es. Freylich findet der Fremde, daß es, zu ſeinen Zwecken, etwas zu viel über eine einzige Stadt iſt. Indeſſen lieſt ſich das Werk ziemlich angenehm, weil des Verfaſſers Sprache wirklich nicht ſchlecht iſt. Gleichwohl ſchreibt er nur ſehr unvollkommen Deutſch und mit einer Menge Provinzialismen, die ſich beſonders in ſei-

ner Art zu decliniren und zu conjugiren zeigen. Die Summe aller nach München gehörigen Menſchen giebt er (im Jahr 1783,) zu 40,379 an. Da rechnet er aber die Churfürſtlichen Schlöſſer Nymphenburg, Schleisheim und Fürſtenried mit dazu. Ziehet man dieſe ab, ſo bleiben von Menſchen, die ſich wirklich innerhalb der Stadt befinden, 37,840 Perſonen. — Seitdem ſoll ſich die Bevölkerung ſehr vermehrt haben, beſonders, ſeitdem, durch den Krieg am Rheine, eine Menge Pfälzer aus mancherley Gegenden ſich hierher gezogen haben. Daß aber, mit dem allen, die gegenwärtige Bevölkerung über funfzig tauſend ſey, wie mehrere Perſonen hier behaupten, kann ich unmöglich glauben. Man gründet ſich dabey auf die Theurung der Miethe und die Schwierigkeit, Wohnungen zu bekommen; man bedenkt aber nicht, daß in einer Stadt, die nur 1488 Häuſer hat, eine Vermehrung von einigen tauſend Menſchen ſchon einen großen Unterſchied macht, beſonders bey dem immer zunehmenden Luxus in unſerer Art zu wohnen. München iſt eine Reſidenzſtadt und der Aufenthalt der Großen des Landes; eine Menge ſehr anſehnlicher Gebäude werden von einer einzigen Familie bewohnt.

Augſpurg, den 19ten July 1799.

Die Straße von München hierher iſt gut, und wird wohl bedient. Wir machten die neun Meilen in ungefähr neun Stunden, und kamen heute zei-

tig genug hier an, um die Stadt noch in allen Richtungen zu durchwandern und bey dem und jenem zu verweilen. — Das Land zwiſchen München und Augſpurg iſt kaum ſo gut angebaut, als das auf der Salzburger Seite, oder wie zwiſchen München und Tyrol. Dörfer trifft man auch nicht in großer Menge an, und die Häuſer dünkten mich ſchlechter und kleiner, als die, welche ich in andern Strichen von Bayern geſehen habe. Das Land könnte auf dieſer ganzen Strecke weit beſſer angebaut ſeyn, als ich es fand. Man kommt auf dieſen neun Meilen nur durch zwey Städtchen, Dachau und Friedberg, die ziemlich wohl gebaut ſind aber wenig Verkehr haben. Im erſteren iſt ein großes Churfürſtliches Schloß, das aber leer ſteht, und deſſen Inneres ſchon längſt nicht mehr aufrecht erhalten worden iſt.

Augſpurg, den 20ſten July.

Alle Reiſebücher ſind voll der Denkwürdigkeiten, die in dieſer Stadt zu ſehen ſind, und in der That beſitzt ſie einige, die es verdienen, daß man darnach geht; durch andere verliert man bloß ſeine Zeit, und noch andere finden ſich ganz und gar nicht. So habe ich z. E. nach den fünf Gemäldeſammlungen gefragt, die in einem meiner Bücher angezeigt ſind, und gefunden, daß von dreyen kein Menſch hier etwas wiſſen wollte, auch Herr Haid nicht, der doch gewiß die Kunſtſamm-

-lungen ſeiner Vaterſtadt kennt; die zwey andern aber ſind zerſtreut, verkauft, kurz, hier nicht mehr zu ſehen.

Die Maſchine, durch die eine ungeheure Maſſe von Waſſer in die Stadt getrieben wird, nicht nur in die öffentlichen Springbrunnen, ſondern auch in die Privathäuſer, zeichnet ſich durch ihre Anlage, Größe, Arbeit, und eben ſo ſehr durch die Nettigkeit und Reinlichkeit, mit der ſie unterhalten wird, aus. In drey Thürmen wird das Waſſer mehr als hundert Schuhe in die Höhe getrieben, auf jedem hundert und achtzig bis hundert und neunzig Eimer in einer Stunde. Es iſt ein kleiner Fluß reinen, guten Waſſers, der aus einiger Ferne nach Augſpurg geleitet wird. Der Abfall davon geht in einen andern Theil der Stadt, wo ein zweytes Waſſerwerk iſt. Außerdem ſieht man in dieſen Thürmen eine Menge Modelle von Brücken, Geſtängen, Flußdämmen, und einige Gemälde von dem Waſſerwerke ſelbſt.

Der bekannte Einlaß, der für den Kaiſer Ferdinand I gemacht wurde, verdient wirklich geſehen zu werden, denn das Maſchinenwerk iſt einfach, obſchon von ſo viel umfangender Wirkung, daß man eine Zugbrücke und drey große ſtarke Thore, die in einiger Ferne von einander ſind, öffnen und zuſchließen kann, ohne daß man ſich von der Stelle bewegt. Eine einzige Perſon verrichtet das Ge-

ſchäft, vermittelſt eines Rades, ohne Anſtrengung. Selbſt das vierte Thor, welches ein Paar hundert Schritte von den übrigen entfernt iſt, läßt ſich ohne Mühe und ohne Rad handhaben.

Von den bekannten Zitz- und Cattunfabriken habe ich nur eine beſucht. Es iſt die des Herrn Schiele, welche die wichtigſte ſeyn ſoll. Sie befindet ſich nahe bey der Stadt in einem Gebäude, das über ſechs hundert Fenſter hat, und mehr einem Pallaſte, als einer Fabrike ähnlich ſieht. Es hat die Form eines Hotels von drey Seiten, wovon die vierte, die offen iſt, mit einem ſchönen Thorwege und Gatter verſehen iſt, durch welches man im Innern einen wohlangelegten Garten ſieht. — Hier wird gefärbt, gedruckt, geglättet, gewalzt, gepreßt u. ſ. w. Die Zeuge ſelbſt aber werden nicht hier, ſondern von Webern gemacht, die in der Stadt und ſonſt umher wohnen. Das verſteht ſich aber nur von den ſchlechtern Cattunen, wovon die, welche mir als die beſten gezeigt wurden, den Engliſchen nicht gleich kommen. Die feinern Arten aber zieht man aus Oſtindien roh, und behandelt ſie hier, wie die übrigen.

Die Augſpurgiſchen Fabriken ſind im Verfalle und machen, verhältnißmäßig gegen die vergangenen Zeiten, wenig Geſchäfte. Die Stadtweber ſind darüber vor einigen Jahren in Unruhen ausgebrochen, zu deren Unterdrückung man

eine Menge Bürgercompanien errichtete, welche noch jetzt beſtehen. Die Weber klagten, daß die Fabrikanten ſehr viel Waare auf dem Lande aufkauften, welches denn zum Theil auch der Fall geweſen ſeyn mag, denn ein jeder kauft gern da, wo er eine Sache am wohlfeilſten bekommt. Allein ich ſuche die Abnahme dieſer Fabriken überhaupt in andern und wichtigern Urſachen, und unter andern darin, daß die Engländer dieſe Waaren beſſer und wohlfeiler liefern. Zwar machen die letztern keine feinen Zitze aus Oſtindiſchem Gewebe; allein es iſt eine bekannte Sache, daß die feinſten und theuerſten Artikel nie den Hauptgewinn einer Fabrike machen.

Die alte Haidiſche Kunſtfabrike beſteht noch immer, iſt aber auch nicht mehr, was ſie einſt war, und vielleicht hat auch ſie Urſache, über die Engländer zu klagen. Ich beſuchte Herrn Haid, den gegenwärtigen Inhaber, der eine hübſche Sammlung von Kupferſtichen beſitzt, und noch immer eine gewiſſe Zahl von Künſtlern hält, die für ihn arbeiten, ſo wie er auch ſelbſt das Geſchäfte treibt.

Auch beſah ich eine Niederlage von Silberarbeit, ein Kunſtzweig, in welchem Augſpurg ſeit Jahrhunderten mit Vortheile gearbeitet hat. Ich fand einen großen Vorrath von ſilbernen Artikeln aller Art, und hörte von der Eigenthümerin, daß ſie zwey und zwanzig Menſchen

beſchäftige, und den ganzen Krieg hindurch fortgearbeitet habe. Beſonders gut gehen jetzt die Kirchengefäße, welches ich gerade in unſern Zeiten nicht erwartet hätte. — Der Augſpurger Geſchmack iſt ſprichwörtlich, und man verſteht gewöhnlich dadurch ſchlechte Formen und eine Art von Verzierungen, die ſich im höchſten Grade von der Einfalt der Alten entfernen. Ich bemerkte daher mit Vergnügen, daß man in dieſem Puncte mit der Zeit fortgeſchritten, und daß der ehemalige Styl merklich verändert und verbeſſert worden iſt. Zwar iſt die Arbeit, die ich hier ſah, noch ſehr von der verſchieden, die man in der Niederlage eines Engliſchen Silberſchmids findet; aber ich bemerkte doch eine Menge ziemlich guter Formen und Verzierungen, die in einem recht artigen Geſchmacke waren.

Das Schönſte zu Augſpurg iſt das Rathhaus, eins der beſten Gebäude dieſer Art in Deutſchland. Wenn ich bedenke, daß es um das Jahr 1620 gebauet worden iſt, ſo muß ich, für dieſe Zeit, die Simplicität der Architektur und den großen Styl des Innern bewundern. Der ſogenannte goldene Saal, der durch drey Stockwerke läuft, gehört unter die beſſern, die ich irgendwo geſehen habe. Freylich iſt er nicht ganz ohne das Gepräge ſeiner Zeit, und der Vergoldung iſt bey weitem zu viel. Dabey wird die-

ſes Gebäude mit einer Reinlichkeit unterhalten, dergleichen man oft nicht einmal in großen Privathäuſern findet. Sicher iſt es, daß ich manche Fürſtenwohnung kenne, die nicht ſo ſorgfältig gehalten wird. Die Gemälde ſind von Matthias Kager, einem Augſpurger Künſtler, wenn ich nicht irre.

Augſpurgiſche Künſtler erinnern mich an vorige Zeiten. Wie gemein einſt die Kunſt hier war, zeigen noch jetzt die vielen Häuſer, deren ganzer Aufriß gemahlt, und oft nicht ſchlecht gemahlt iſt. Außer architektoniſchen Verzierungen ſieht man auch an vielen Häuſern hiſtoriſche Gemälde, die ihnen ein lebhaftes und nicht unangenehmes Anſehen geben. Einige ſind darunter, die wirklich ein beſſeres Schickſal verdienten, als Wind und Wetter ausgeſetzt zu ſeyn. — Jetzt giebt es keinen Mahler von Namen hier. Die Stadt iſt nicht mehr, was ſie war, und ein guter Künſtler findet hier ſeine Rechnung nicht. — Was die Augſpurger ſonſt auf Kunſtſachen wendeten, ſieht man aus mehreren ihrer öffentlichen Denkmähler. Die großen Brunnen z. E. ſind durchgehends anſehnlich, und vier darunter ſind weit beſſer, als was man gewöhnlich der Art in Deutſchen Städten ſieht. — Auch unter den Kirchen giebt es mehrere, deren Inneres in Norddeutſchland für ſchön gelten würde. Dabey werden ſie ſehr reinlich gehalten. Die meiſten

ſind reichlich mit Gemälden verſehen, deren Charakter im Ganzen — Mittelmäßigkeit iſt. Einige verdienen Aufmerkſamkeit und Achtung, worunter ich denn einen ſchönen Lanfranco rechne, der einen Altar in der Dominicanerkirche ziert. — Die Orgel in der Barfüßerkirche kommt der Görlitzer an Größe und Stärke nicht gleich.

Alles zuſammengenommen, ſo iſt Augſpurg eine ſehr hübſche Stadt. Es giebt der guten, anſehnlichen und wohlgebauten Häuſer eine große Zahl, Häuſer, die immer eine Stadt verzieren, wenn ſie auch gerade von Seiten der ſchönen Baukunſt kein beſonderes Verdienſt haben. Dabey zeigt ihr reinliches, wohl unterhaltenes Anſehen von dem Wohlſtande und der Ordnung ihrer Bewohner. Die Weinſtraße iſt eine Gaſſe, die in jeder Stadt ſchön genannt werden würde, und die ſo breit iſt, daß ſie für einen Markt, oder öffentlichen Platz gelten müßte, wenn ſie nicht zugleich die Länge einer anſehnlichen Straße hätte.

Die Reſidenz des Biſchofes von Augſpurg, oder, wie man ſie hier nennt, die Pfalz, iſt ein beträchtlicher Theil der Stadt, der nicht nur aus den Wohngebäuden des Fürſten, ſondern auch aus einer Menge anderer beſteht, über die er die Gerichtsbarkeit hat. — Hier war der Saal, in welchem das Augſpurgiſche Glaubensbekenntniß einſt verleſen wurde;

aber das Gebäude iſt ſo abgeändert, daß man ihn nicht mehr ſehen kann.

Ingolſtadt, den 21ſten July 1799.

Von München nach Regenſpurg iſt gerade ſo weit, als von Augſpurg dahin. Um die letztere Stadt zu ſehen, haben wir alſo einen Umweg von neun Meilen gemacht. — Von Augſpurg geht ein doppelter Weg nach Regenſpurg, wovon der eine über Neuburg und Ingolſtadt führt, der etwas weiter als der gerade Weg iſt, auf welchem man aber die genannten zwey Städte findet, auch beſſer fährt, weil jene Straße durch die vielen Armeewagen, die ohne Unterlaß Zufuhr nach Schwaben und in die Schweiz führen, ſehr gelitten hat.

Wer aus Salzburg und den ſüdlichen Oeſtreichiſchen Provinzen kommt, kann Bayern im Ganzen nicht ſchön finden. Zwar gingen die neun Meilen, die wir heute gemacht haben, durch ein Land, das nicht ganz und durchaus eben iſt; es bietet aber doch wenig Abwechſelung dar, und iſt nicht zum Beſten angebaut. Ueberall ſah ich beträchtliche, ganz vernachläſſigte Stücken Landes, und der Brachfelder iſt verhältnißmäßig auch zu viel. Die Dörfer ſind ungefähr wie zwiſchen München und Augſpurg, d. h. nicht ſo gut, wie die auf der Salzburgiſchen Seite.

Durch Neuburg, zum Unterſchiede anderer, Pfalz Neuburg, ſechs Meilen von Augſpurg,

wurde ich angenehm überraſcht. Der obere Theil iſt eine überaus artige, heitere Stadt, mit ſehr guten, überaus wohl und reinlich unterhaltenen Häuſern. Sie wiſſen, daß es einſt die Reſidenz einer Pfälziſchen Nebenlinie war. Das Schloß iſt, für einen kleinen Fürſten, anſehnlich, und in ſehr gutem Stande. Seit einigen Jahren wird es von der verwitweten Herzogin von Zweybrücken bewohnt. Am Schloſſe iſt eine niedliche, kleine Terraſſe, von der man eine hübſche Ausſicht hat. Die Stadt ſoll höchſtens vier tauſend Seelen halten. Hier hat die Donau eine hölzerne Brücke, über welche der Weg nach Ingolſtadt führt.

Dieſe letztere Stadt befindet ſich jetzt in einer ſonderbaren Lage! Seit einiger Zeit wird ſie als eine Reichsfeſtung betrachtet, und der Churfürſt hat in dieſem Augenblicke wenig darüber zu ſagen. Sie iſt ganz von Oeſtreichiſchen und Reichstruppen beſetzt, und der Commendant iſt ein kaiſerlicher Offi-cier. Man arbeitet viel an den Feſtungswerken, die ſeit funfzig Jahren ſehr vernachläſſiget worden ſind. Aber jetzt wird dieſer Ort als wichtig betrach-tet, (nehmlich zur Deckung der Oeſtreichiſchen Staaten) und ſo hat man eine Reichsſache daraus gemacht. Seit mehreren Monaten haben täglich tauſend (manche ſagen funfzehn hundert Menſchen, und beide Zahlen ſind vermuthlich übertrieben) daran gearbeitet, und alles geſchieht von Bayerſchen Unterthanen, die bisher noch nicht dafür bezahlt

worden ſind. Wer nicht ſelbſt arbeiten will, oder kann, muß den Tag mit dreyßig bis ſechs und dreyßig Kreuzern bezahlen. Die Bürger ſind von dieſer Arbeit nicht ausgeſchloſſen. Ueberdieſes müſſen ſie der Garniſon unentgeldlich Quartier geben, weil in den Caſernen bey weitem nicht Platz genug für ſie iſt: und dabey erwartet der Soldat auch etwas zu eſſen, welches ihm gleichfalls ohne Zahlung gereicht werden muß, wenn man mit ihm, dem jetzigen Herrn des Ortes, in Frieden leben will. Endlich müſſen auch die Bürger noch gewiſſe Wachen auf dem Schloſſe thun, welches dem Churfürſten gehört, und wo ſonſt der Stadtcommendant, oder Gouverneur wohnte, während daß jetzt bloß ſeine Gemahlin einen Theil deſſelben einnimmt, der andere hingegen Soldaten beherbergt. Durch alles das müſſen denn die armen Einwohner dieſes Ortes entſetzlich leiden; allein das iſt jetzt das unglückliche Loos auch ſo vieler anderer Bewohner von Süddeutſchland. So erliegen z. E. die Augſpurger unter der Laſt von Abgaben aller Art. Noch iſt die Summe nicht abgetragen, die dieſer kleine Staat vor drey Jahren den Franzoſen bezahlen mußte. Seit einigen Monaten muß er zwey hundert Arbeiter an dem Feſtungsbaue von Ulm halten, die täglich zwey hundert Gulden koſten. Ueberdieß ſoll er auch das rückſtändige Reichscontingent ſtellen. Die verſchiedenen Abgaben werden von den Bürgern auf mancherley Art erhoben, hauptſächlich

aber nach ihrem Vemögensbetrage, wie zu Hamburg. Findet es ſich nach jemandes Tode, daß er ſein Vermögen zu niedrig angegeben hat, ſo müſſen ſeine Erben dem Staate Erſatz thun. —

Durch die Gelder, die an Frankreich bezahlt worden ſind, durch den Verluſt, den man bey Gelegenheit von Moreau's Rückzuge erlitt, durch die ungeheuern Summen, welche man auf die Reichsfeſtung Ulm gewandt hat, und noch wendet, und endlich durch die ewigen Lieferungen und den beſtändigen Ankauf, die für die kaiſerliche Armee gemacht werden, iſt das einſt wohlfeile Schwaben zu einer ſehr theuern Provinz geworden. Ich erinnere mich der Zeit, da man für zwey Poſtpferde einen Gulden Reichsgeld bezahlte; als ich vor ſechs Jahren hier durchreiſte, fand ich den Preis 1 Fl. 15 Kreuzer, und ſeitdem iſt er auf zwey Gulden geſtiegen, auch gelegentlich noch höher geweſen. In Bayern bezahlt man 1 Fl. 30 Kreuzer.

Was die Einwohner von Süddeutſchland außerordentlich drückt, ſind die ewigen Durchmärſche der Truppen, und das Quartier, das man ihnen zu geben genöthiget iſt. Ich habe überall gefunden, daß es eine durchaus angenommene und bekannte Sache iſt, daß der gemeine Soldat nichts bezahlt, ſondern von den Bewohnern des Hauſes, in welchem er einquartiert iſt, durchaus freygehalten wird. Der Erzherzog Carl verlangt das freylich nicht; aber die Leute ſagen: „Man iſt froh, wenn man

nur etwas zu geben hat, und nicht gemißhandelt wird." — Man verſichert mich, daß arme Bürger zu Ingolſtadt einen Theil ihrer Habſeligkeiten verkauften, um ihre Einquartierung zu befriedigen. — Von den Ruſſen iſt es eine allgemein bekannte Sache, daß ſie an keinem Orte, durch den ſie gingen, bezahlten. Dabey haben ſie auch manches weggenommen, Schränke erbrochen, und die Leute gemißhandelt: welches denn zum Theil die Folge von Mißverſtändniſſen geweſen ſeyn mag, da der Wirth und der Soldat keine gemeinſchaftliche Sprache hatten.

Ingolſtadt iſt im Ganzen ein hübſcher Ort, mit einer Menge guter Gebäude, worunter ſehr anſehnliche Kirchen und Klöſter ſind. Vorzüglich fiel mir die erſte Pfarrkirche auf, in welcher ich 1425 als das Jahr ihrer Erbauung las. Es iſt ein großes Gebäude von edler Einfalt, in einem ſehr guten Gothiſchen Style. — Das Franciscanercloſter mit ſeiner Kirche und ſeinen Gärten verdient wohl, daß man einen Gang durch daſſelbe macht. — Der ſogenannte Congregationsſaal iſt ein anſehnliches, reich verziertes und ganz ausgemahltes Gebäude, das der Univerſität zu öffentlichen Feierlichkeiten dient. Der Geſchmack der Verzierungen iſt ſchlecht, denn man hat mehr auf Glanz und Schimmer, als auf wahre Schönheit geſehen; indeſſen iſt es immer ein Gebäude, wie Sie auf keiner Proteſtantiſchen Univerſität eins

finden. Noch giebt es einen andern Saal, wo man allerhand ſcientifiſche und Kunſtſachen aufbewahrt, den ich aber nicht geſehen habe, weil der Profeſſor abweſend war. — Uebrigens iſt die hieſige Univerſität ſehr wichtig, ob ich ſchon die Zahl von zwey tauſend Studenten, die mir hier jemand angab, für höchſt übertrieben halte. Auch glaube ich kaum, daß die Bevölkerung des ganzen Ortes, in gewöhnlichen Zeiten, zwiſchen ſieben und acht tauſend Menſchen ſey, wie einige behaupten.

Unſer Führer zeigte uns eine Menge Bilder, die durch die Wunder berühmt ſind, die ſie gethan haben, — eine ſteinerne Marie in der erſten Pfarrkirche; einen elenden hölzernen Chriſtus, den der Künſtler in die Donau warf, weil er mit der Arbeit unzufrieden war, der aber nachher gegen den Strom ſchwamm, öffentlich aufgeſtellt wurde und einem Studenten, welcher beichtete, eine Ohrfeige gab, vermuthlich weil dieſer eine oder ein paar Sünden verheimlichte; endlich eine Madonna, die die Juden in die Donau warfen, nachdem ſie ihr den Kopf abgeſägt hatten. Allein ſie ſchwamm ſammt dem Kopfe, auf dem Fluſſe aufwärts, bis ſie mit vielen Feierlichkeiten herausgefiſcht wurde. Man ſtellte ſie nun auf, und erbauete ihr eine Capelle. —

Sie können leicht denken, daß ich ſolche Poſſen nicht niederſchreiben würde, wenn ich nicht

bemerkt hätte, daß ſie der allgemeine Volksglaube ſind. In einer der Kichen iſt die ganze Decke mit der letztern Geſchichte in vier Abtheilungen, welche die verſchiedenen Incidenzen derſelben vorſtellen, bemahlt. Aus der Neuheit und dem Glanze der Farben ſehe ich, daß dieſe Gemälde nur erſt vor wenig Jahren gemacht, oder doch erneuert worden ſind. Solche Dinge muß man auch darum bisweilen anführen, oder wiederholen, weil viele Proteſtanten, welche nicht reiſen, ſich wenig träumen laſſen, wie ſo gar dunkel es noch hin und wieder in Süddeutſchland ausſieht.

Regensburg, den 22ſten July 1799.

Die Poſten in Bayern werden, im Ganzen, ſehr gut bedient, ſo wie man das faſt von allen Provinzen ſagen kann, wo die Poſt unter dem Fürſten von Thurn und Taxis ſteht. Die Straßen ſind größtentheils gut gebaut und unterhalten. Wir haben heute in neun Stunden neun und eine halbe Meile gemacht, und geſtern machten wir neun und kamen um vier Uhr zu Ingolſtadt an.

Zwiſchen Saal und Regenſpurg richtete die Donau vor fünf Jahren die Straße zu Grunde, worauf ſie der Churfürſt prächtig wieder bauen, und die Arbeit durch ein ſchönes Denkmahl verewigen ließ. An einem ſenkrechten Felſen ſteht eine Lateiniſche Aufſchrift, mit großen

metallenen Buchſtaben, welche ſagt, was ich eben angeführt habe. Auf der andern Seite der Straße ruhen, auf großen Fußgeſtellen, zwey ungeheure Löwen, ſehr gut in Stein gehauen. Ich muß mich ſehr irren, wenn ſie nicht über zwölf Schuhe lang ſind. Das ganze Denkmahl iſt wirklich in einem großen und edlen Style.

Von Ingolſtadt geht man zuerſt zwey Meilen am nördlichen Ufer der Donau, die man bey Vohburg auf einer elenden hölzernen Brücke paſſirt. Dieſes Städtchen iſt, ſo wie das zunächſt darauf folgende, unbedeutend, ohne Handel, ohne Betriebſamkeit, und von Leuten bewohnt, die größtentheils vom Landbaue leben. Zu Neuſtadt wird jedoch etwas Flanell gemacht. — Das Land verliert allmählich ſeine Einförmigkeit, und hin und wieder ſteigen mäßige Hügel empor. Zwiſchen Saal und Abbach ſind einige hübſche, romantiſche Partien, ſenkrechte Felſen, die ſich am Ufer der Donau erheben, Waldung und der Fluß, deſſen vorher flache Ufer nun etwas intereſſanter werden.

Regenſpurg, den 23ſten July.

Ich erwartete ſehr wenig von dieſer Stadt und fand weniger, als ich erwartete. Hier iſt keine einzige ſchöne Gaſſe, kein regelmäßiger Platz, kein Zeichen von Leben, Thätigkeit und Wohlſtand! In Regenſpurg wird nichts fabriciert,

das in Betrachtung käme, und der Handel ſcheint gerade ſo groß zu ſeyn, als es die Bedürfniſſe des bloßen Ortes erfordern. Man ſollte denken, ſchon die Menge der auswärtigen Geſandten müßte der Stadt ein gewiſſes Leben und etwas von Eleganz geben, wenigſtens einige Kutſchen in die Gaſſen bringen; allein wenn ich die des Fürſten von Thurn und Taxis ausnehme, von denen ich ein Paar umherfahren ſah, ſo glaube ich nicht, daß ich geſtern und heute einen herrſchaftlichen Wagen geſehen habe. Selbſt Livreebediente ſind mir nur wenige vorgekommen. — Die Bevölkerung wird auf vier und zwanzig tauſend Menſchen geſchätzt, die ſich aber wohl ſchwerlich hier finden möchten.

Die Geſandtengaſſe, die darum ſo genennt wird, weil viele Geſandte darin wohnen, iſt unanſehnlich, enge und menſchenleer. Alles hat hier ein todtes, vernachläſſigtes Anſehen, welches ſelbſt bey den Gebäuden Statt findet, die ſich am meiſten auszeichnen ſollten. — Das Haus des Fürſten von Thurn und Taxis iſt vor ſieben Jahren abgebrannt, und nicht wieder aufgebaut worden. Gleichwohl iſt der Platz, der dem Fürſten gehört, und den er nicht erweitern kann, (er iſt katholiſch, und dieſen Glaubensgenoſſen iſt hier der Grund und Boden zugemeſſen) ſo klein, daß ein neues Gebäude ſo gar große Summen

nicht erfordern würde. Der Vater hat indeſſen ein Haus von mäßiger Größe, nahe an dem abgebrannten Pallaſte, und der Sohn bewohnt eins auf der andern Seite, das er in der Abtey St. Emeran gemiethet hat. Aber der Vater hält ſich wenig in der Stadt auf; er lebt mehrentheils auf dem Lande, eine halbe Stunde von hier, wo er einen Theil eines Kloſters gemiethet hat. Der Sohn wohnt in der Stadt, und lebt einigermaßen wie ein Fürſt, wenigſtens zeugen davon eine gewiſſe Zahl von Pferden und eine große Menge von Kutſchen; aber alles um das Haus herum ſieht ſo öde und ſo vernachläſſiget aus, daß es einem großen Edelhofe gleicht, der von ſeinem Beſitzer ſeit vielen Jahren nicht bewohnt worden iſt.

Der Fürſt Abt von Emeran wohnt in einem andern Theile der Abtey, der ebenfalls ſehr vernachläſſigt ausſieht, und wo man ſo gar nichts bemerkt, das die Nähe eines Prälaten anzeigte, der ſehr beträchtliche Einkünfte hat. — Zu dieſer Abtey gehört eine zahlreiche Bücherſammlung, in der man aber wenig von den beſſern Werken der Neuern findet. Das Bibelfach, die Väter und Alles, was zur römiſch katholiſchen Religion gehört, iſt das wichtigſte. Von Claſſikern iſt hier nur wenig; doch finden ſich einige ſogenannte Principes, oder Ausgaben von tauſend vier hundert, und eine anſehnliche Sammlung von Handſchriften,

wovon viele zwiſchen dem achten und elften Jahr⸗hunderte geſchrieben ſeyn ſollen.

Brauchbarer und für das Publikum wichtiger iſt die Bücherſammlung des Fürſten von Thurn und Taxis, die in einem Gebäude ſteht, das in einer ziemlichen Ferne von ſeinem Wohnhauſe liegt. Sie iſt Montags, Mittewochs und Freytags mehrere Stunden für jedermann offen, und ſelbſt an den übrigen Tagen kann man ſie ſehen, wenn man ſich melden läßt. Unter einer großen Menge allgemein brauchbarer Bücher finden ſich auch viele ſtoſtbare Werke mit Kupferſtichen.

Die Cathedralkirche iſt ein ſehr altes, Gothiſches Gebäude, und gehört unter die ſchö⸗nern, die ich geſehen habe. Das Aeußere iſt etwas ſchwer, aber das Innere groß und erhaben. Das Basrelief, das das Wunder der vervielfältigten Brote vorſtellet, iſt berühmter, als es zu ſeyn verdient. Der größte Werth daran iſt Deutſcher Fleiß und hohe Vollendung einer ungeheuern Menge von Köpfen in der Ferne. Die übrigen Kirchen ſind mehrentheils gut, verdienen aber keine beſondere Bemerkung.

Die Säle, in denen die Reichsver⸗ſammlungen gehalten werden, ſind über alle Beſchreibung armſelig, traurig und altväte⸗riſch. Es ſind ihrer in allen ſechs, und alle ſechs haben kleine, runde, dunkle Fenſterſcheiben. Es ſcheint, daß nie eine zerbrochen wird, denn

ſonſt wüßte ich nicht, woher man ſie verſchreiben wollte, weil ſich jetzt auch in den ärmſten Bauerhütten nicht mehr dergleichen finden. Das Beſte, was ſich von dieſen Sälen ſagen läßt, iſt, daß ſich nichts darin befindet, das den übrigen Theilen widerſpräche. Die geräucherte Holzwand, die Tapeten, Tiſche, Stühle, Fenſter, Fußböden, — alles macht das vollkommenſte Ganze dieſer Art aus, das ich je geſehen habe. Es iſt ſo abgetragen, alt und verſchoſſen, wie die Verfaſſung des Deutſchen Reichs.

In dem ehemaligen Jeſuiten: Collegium lernte ich von ungefähr einen ſehr feinen Mann kennen, der Profeſſor am Seminarium iſt, wozu der Biſchof von Regenſpurg dieſes Collegium gemacht. Er heißt Oberndörfer, ein Name, der, wie mich dünkt, unter den Schriftſtellern bekannt iſt.

Bey den Schotten fand ich auch einen ſehr angenehmen Mann. Dieſe ſonderbare und ſehr merkwürdige Stiftung iſt bloß für geborne Schotten, welche junge Leute, mehrentheils Knaben, aus ihrem Vaterlande kommen laſſen und hier erziehen. Ich fragte nach der Zahl der Mitglieder, und erfuhr, daß ihrer jetzt nicht mehr als ſieben wären, weil einige da und dort ſich aufhielten, und eine gewiſſe Zahl derſelben beſtändig nach Schottland geſchickt würde, „to do the Service there,“ d. h. um dort die Römiſch Catholiſche Lehre

zu verbreiten. Mir ſcheint es, daß man beſtändig eine genaue Verbindung mit Großbrittannien unterhält, und ſo möchte wohl Herr Nicolai in dem, was er über dieſe Stiftung ſagt, nicht Unrecht haben. — Die Bücherſammlung dieſer Väter iſt weit beſſer gewählt, als man ſie gewöhnlich in Klöſtern findet. Ich ſahe hier eine Menge allgemein brauchbarer Bücher, viele der Neuern, und darunter auch mancherley Werke der Engländer. Man zeigte mir einige Principes, mit der Anmerkung daß ſie weit mehrere gehabt hätten, daß ſie ſie aber fleißig nach England ſchickten und Bücher dieſes Landes dafür eintauſchten. Dort ſtehen die Principes in einem hohen Werthe, und hier zu Lande konnte man ſie, bis ganz kürzlich, ziemlich wohlfeil bekommen. Die Bayerſchen und Schwäbiſchen Klöſter verkaufen freylich nicht, aber ſie tauſchen. Aber auch dieſe Leute ſcheinen allmählich mit dem Preiſe dieſer Werke etwas beſſer bekannt zu werden, und nun ſchlagen ſie ihren Werth lieber zu hoch, als zu niedrig an. So wurde vor kurzem ein Codex Psalmorum aus einem Kloſter verkauft, für den man Anfangs zwölf tauſend Gulden forderte, und den man, in der Folge, da zu Raſtadt ſo viel von Säculariſation geſprochen wurde, für drey tauſend ließ. Vor einiger Zeit verkaufte ein Karthäuſerkloſter die erſte lateiniſche Bibel von Fauſt ſehr wohlfeil, machte aber dabey die Bedingung, daß man die metallenen Ecken abnehmen dürfte,

womit der Band beſchlagen war, und die man für Silber hielt. Die Bodleyiſche Bibliothek zu Oxford bezahlte einſt für ihr Exemplar dieſer Bibel achtzig Pfund Sterling. Eine Mazariniſche Bibel ſoll einmal in hieſigen Gegenden für funfzig Gulden verkauft worden ſeyn. Den Oxfordern koſtete die ihrige hundert Pfund Sterling.

Die Brücke über die Donau, die von Stein gebaut iſt, über tauſend Schuh lang ſeyn ſoll, und unter den Gebäuden dieſer Art einigen Ruf hat, kommt mit der Dresdener in keine Art von Vergleichung, ja ſie ſteht ſelbſt gegen die Prager weit zurück. Ihre Bauart hat nichts Vorzügliches, und an der Seite, von welcher der Fluß herabkommt, iſt ſie geradezu häßlich. Die Steinlaſten, die man an ihre Pfeiler angeſetzt hat, ſichern ſie freylich gegen die Gewalt des Waſſers, und beſonders gegen den Eisgang, machen aber eine höchſt unangenehme Wirkung für das Auge. Dabey iſt ſie ſo enge, daß zwey Wagen kaum einander ausweichen können, und die Fußgänger müſſen auch auf dem Fahrwege gehen, weil der etwas erhöhte, mit Steinplatten belegte Weg ſo ſchmal iſt, daß eine einzelne Perſon nicht darauf gehen kann, ohne ihre Kleider gegen die Mauer des Geländers zu reiben.

So wie man über dieſe Brücke gegangen iſt, findet man ſich in Bayern. Der erſte Ort dieſes Landes, welcher an die Brücke ſtößt, und den man

natürlich für den nördlichen Theil von Regenſpurg, oder doch wenigſtens für eine Vorſtadt halten ſollte, heißt Stadt am Hofe. — Dicht daran liegt auf dem Hügel eine kleine Kirche, von der man eine feine Ausſicht hat, und die Stadt Regenſpurg ſehr gut überſieht.

Zwiſchen Regenſpurg und der Stadt am Hofe liegen in der Donau ein paar kleine Inſeln, die man hier, wie in mehreren Gegenden von Deutſchland, Wört, Wörth und Werth nennet. Auf der einen ſind mehrere Mühlen, auf der andern einige Häuſer, Spaziergänge, Gärten und Gartenhäuſer. Eins der letztern, das ſeit kurzem erbaut worden iſt, zeichnet ſich durch ſeine Größe, Nettigkeit und gutes Anſehen aus. Auch gehören einige Anlagen in Engliſchem Geſchmacke dazu, die aber überladen ſind, wie es gewöhnlich mit Anlagen dieſer Art auf dem feſten Lande von Europa der Fall iſt.

Nürnberg, den 26ſten July 1799.

Wir verließen Regenſpurg den 24ſten, und gingen bis Poſtbauer, neun Meilen, mit welchen wir dreyzehn Stunden zubrachten. Dieſer Weg iſt durch die kaiſerlichen Armeewagen, die ihre Ladungen aus Böhmen über Nürnberg bringen, ſehr ausgefahren und noch nicht wieder ausgebeſſert worden, obſchon auf beiden Seiten große Steinhaufen in Bereitſchaft dazu liegen. Gleich-

wohl bezahlt man auf dieſen neun Meilen 2 Fl. 8 Xr. Straßengeld. Dieß iſt ein abſcheulicher Mißbrauch in mehreren Provinzen Deutſchlands, wo man den Reiſenden theuer für Straßen bezahlen läßt, die erſt gemacht werden ſollen. Eben ſo nimmt die Preußiſche Regierung 48 Kreuzer auf den zwey Meilen von Feucht nach Nürnberg für eine Straße, die höchſt ſchlecht unterhalten iſt. Ich weiß nicht, warum man ſolche Dinge nicht öfterer öffentlich rügt, und warum es für kleinlich gehalten wird, wenn ein Reiſender aus ſeinem Tagebuche ſolche Zahlen abdrucken läßt.

Unſer Weg führte uns zuerſt durch ein kleines Stück von Pfalz-Neuburg, und bald nachher in die Oberpfalz. Dieſe Provinz iſt nicht beſſer angebaut, als ein großer Theil des eigentlichen Bayerns; aber ſie iſt ſchöner und intereſſanter als die flachen Striche von jenem, weil ſie durchaus bergig iſt, oder vielmehr aus mäßigen Hügeln beſtehet, die mehr oder weniger angebauet und mit Waldung bewachſen ſind. Hin und wieder fing ſo eben die Roggenerndte an. Man ſchneidet die Frucht nicht mit Senſen, ſondern mit großen Sicheln, und ſo, daß man ungefähr einen Schuh lang Stroh zu Stoppeln ſtehen läßt. Ich wunderte mich über dieſe Verwüſtung bey dem gegenwärtigen Preiſe des Strohes, fragte ein paar Landleute darüber, und erhielt zur Antwort, was ich freylich ſchon ohnedieß

wußte, daß dieſe langen Stoppeln eingepflügt werden und zu Dünger dienen. An dieſem letztern ſcheint es in ganz Bayern ſehr zu fehlen, und das kommt größtentheils daher, daß die Viehzucht ſchlecht beſtellt iſt. Auf den vielen und großen Strichen unangebauten Landes, durch die ich gekommen bin, habe ich nur ſehr wenig Vieh geſehen. Mit den Schafen mag es noch angehen, ob ich ſchon gewiß bin, daß man weit mehrere halten könnte; aber Rindvieh hat man offenbar zu wenig.

Schambach, Taswang und Teining, wo wir die Pferde wechſelten, ſind lauter Dörfer, und nicht von der erſten Claſſe der Deutſchen Dörfer, und Poſtbauer, wo wir übernachteten, iſt auch nur ein ſchlechter, unbedeutender Ort. Indeſſen fanden wir auf der Poſt hübſche Zimmer, eine ſehr gute Mahlzeit, und billige Rechnung. Auf dieſer ganzen Strecke kommt man nur durch ein einziges Städtchen, Neumarkt, das auf dem halben Wege zwiſchen Teining und Poſtbauer liegt; aber auch dieſes unterſcheidet ſich von den Dörfern durch wenig mehr, als ſeine Bauart.

Den 25ſten verließen wir, nach einer halben Stunde Weges, die Oberpfalz, und erkannten bald an dem Preußiſchen Adler das Land, in dem wir reiſten. — Zu Feucht wechſelten wir die Pferde. Dieſes Städtchen, auf Nürnberger

Boden gelegen, iſt jetzt, ſo wie der ganze Strich Landes auf dieſer Seite, von der Anſpachiſchen Grenze bis an die Stadt Nürnberg, in Preußiſchen Händen.

Ich weiß nicht, durch welchen Irrthum ich mir eingebildet hatte, daß der König einen Theil, oder das Ganze des vor drey Jahren von ihm beſetzten Nürnbergiſchen Landes, auf Verlangen des Reichs, wieder herausgegeben hätte. Ich mag wohl einen der Reichsbeſchlüſſe geleſen haben, die darüber abgefaßt worden ſind, und da dieſer ſehr entſcheidend war, bin ich in den Wahn gerathen, daß die Sache nun abgethan wäre. Die Wahrheit aber iſt, daß der Markgraf von Anſpach und Bayreuth von allem, was er vor drey Jahren beſetzte, nichts wieder herausgegeben hat. Und warum ſollte er? Hat er nicht ein eben ſo gutes Recht, ſeine Gründe gegen einen Reichsbeſchluß gelten zu machen, als der Probſt von Berchtesgaden, und der Churfürſt von Bayern? (Man ſehe die Geſchichte der Salinenverpachtung zwiſchen den beiden letztern Fürſten, deren ich weiter oben gedacht habe.) — Uebrigens iſt nur noch dieſen Monat ein neuer Beſchluß aus Wien gekommen, wodurch der Markgraf zu einer Strafe von zehn Mark Gold verurtheilt wird, wovon die eine Hälfte in die kaiſerliche Kammer, die andere an die Stadt Nürnberg bezahlt werden ſoll. Dabey wird dieſem Fürſten auferlegt, das

eingenommene Land unverzüglich zu verlaſſen und den der Stadt zugefügten Schaden zu erſetzen. — Da ich dieſen vier Seiten langen Beſchluß an allen Thoren von Nürnberg angeſchlagen fand, nahm ich mir die Mühe, ihn ganz zu leſen. Ihm zur Seite hängt ein anderes gedrucktes Blatt, worin der Rath von Nürnberg in ziemlich ſtarken Ausdrücken klagt, daß die Preußiſchen Uſurpationen und Bedrückungen noch immer fortdauerten, und daß man nur noch vergangene Nacht (das Ding war vom ſechzehnten dieſes Monats datirt) den Preußiſchen Adler dicht am Thore aufgepflanzt habe. In der That ſah ich dieſen Adler — nicht etwa in einer Vorſtadt, oder auf der äußern Seite des Stadtgrabens, ſondern an der innern Seite der Brücke und innerhalb ein paar Schuhe vom Thore. Die äußere Seite der ſämmtlichen Nürnberger Thore iſt ſchon längſt — nicht nur von Preußiſchen Adlern, ſondern — von einer Wache beſetzt. Man würde glauben, in eine Preußiſche Stadt zu kommen, wenn einem nicht innerhalb der Mauern die friedlichen Stadtſoldaten auffielen, die durch ihre ſehr unmilitäriſche Montur und durch die Nachtmütze, die ſie unter dem Hute tragen, mit jenen außerhalb der Mauern ſonderbar abſtechen. Indeſſen thun die letztern an den Thoren keine Fragen an die Fremden, ſondern

überlaſſen dieſes Geſchäft den Nürnbergern innerhalb.

Das alles erträgt nun der Nürnberger Rath, ſo gut er kann; allein das gemeine Volk hat den fremden Truppen ſchon ein paar Mal den Krieg erklärt. Einmal rottete ſich wirklich eine gewiſſe Zahl davon zuſammen, und ſchlug die Preußen (welche freylich Befehl hatten, nicht zu ſchießen) ſiegreich zurück, als dieſe die Nürnberger Caſernen, welche außerhalb der Stadt liegen, beſetzen wollten. Die Truppen Seiner Majeſtät kamen nach einigen Tagen verſtärkt und mit Artillerie verſehen, wieder, erklärten, daß ſie Gewalt brauchen würden, und da zog ſich der Nürnberger Pöbel, auf Zureden ſeiner Obrigkeit, großmüthig zurück. Indeſſen verließen die Preußen die Caſernen bald nachher, erlaubten aber den Nürnbergern nicht, Truppen hineinzulegen.

Sie werden öfters von Vorſtädten haben reden hören: eigentlich hat Nürnberg keine, denn außerhalb der Ringmauer der eigentlichen Stadt iſt alles offen; man verſteht aber dadurch einige Dörfer, einen Gottesacker, Gärten und Gartenhäuſer, die in der Nähe der Stadt liegen.

Daß alles das dem Nürnberger Rathe ſehr ſchmerzlich ſeyn muß, läßt ſich leicht begreifen; aber daß der gemeine Bürger ſich ſo unbändig dabey geberdet, würde mir auffallen, wenn ich

nicht die Verkehrtheit der menſchlichen Natur kennte. Der gemeine Bürger hatte von dem Lande, das der Stadt unterthan iſt, keinen Genuß; denn alle Einkünfte gehörten einer adeligen Ariſtokratie, einer gewiſſen Zahl von Familien, aus denen der Rath, ohne Zuthun der Bürgerſchaft, ſich ſelbſt erwählt, und welcher über Stadt und Land unbeſchränkt herrſchte. Die Bürger mußten überdieß ihre ſchweren Abgaben und Steuern bezahlen, ſo gut wie das Volk auf dem Lande. Auch haben ſie ſchon längſt über ihre Regenten laut geſchrien, und durch dieſes Geſchrey endlich eine Reichscommiſſion in ihre Stadt gebracht, welche denn ſeit Jahr und Tag die Wirthſchaft unterſucht, die die regierenden Herren von Nürnberg zeither geführt haben. Der Bürger klagte, daß die Stadt, die Fabriken und jede Art von Gewerbe immer mehr und mehr in Verfall kämen, daß der Staat Schulden mache, den Bürger mit neuen Abgaben belege ꝛc. — „Und was habt ihr denn für Vortheile erhalten, ſeitdem die Commiſſion hier iſt?“ — Ja, dieſe hat mancherley gethan, und das und jenes verkauft; aber das Verkaufte wird wohl bloß dienen, die ſehr koſtbare Commiſſion zu bezahlen, und übrigens bleiben unſere Abgaben die nehmlichen, und der Bürger kommt ſo in Verfall, daß er beynahe nicht mehr beſtehen kann. Auch haben manche Leute die Stadt verlaſſen, und die Bevölkerung nimmt täglich ab. — Daß Nürnberg offenbar im Verfalle

iſt, weiß längſt jedermann, und daß die Bevölkerung — nicht ſo wohl abnimmt, als ſeit vielen Jahren abgenommen hat, zeigt das Gras, das faſt in allen Gaſſen wächſt, die wenigen Menſchen, die ſich umhertreiben, und die wohlfeile Hausmiethe, während daß der Preis aller andern Artikel beſtändig ſteigt.

Indeſſen hat der Einwohner ſehr Unrecht, wenn er alles das bloß auf die Rechnung der ſchlechten Regierung ſetzt. Die Uebel von Nürnberg liegen tiefer, und ſind zum Theil in Urſachen zu ſuchen, für die ſich keine Hülfe finden läßt. Dieſe Leute hatten einſt über einen Hauptzweig ihrer Erzeugniſſe, ich meine die hunderterley Arbeiten in Metall, ſo zu ſagen einen Alleinhandel. Allmählich haben ſich andere Länder mehr civiliſirt, und einen großen Theil dieſer Artikel macht jetzt der Gürtler und Rothgießer in jeder Deutſchen Stadt. Indeſſen arbeiteten die Nürnberger theils beſſer, theils wohlfeiler, und ſo erhielt ſich dieſer Handel noch immer bis auf einen gewiſſen Grad. Aber allmählich überſchwemmten die Engländer halb Europa mit ihren Waaren, und die mehreſten Menſchen ziehen jetzt lieber aus Birmingham, was ſie ſonſt den Nürnbergern abkauften. — In den kaiſerlichen und einigen andern Staaten von Europa ſind eine Menge Waaren verboten, weil die Einwohner gelernt haben, ſie ſelbſt zu verfertigen; ob eben ſo gut, oder eben ſo wohlfeil, kommt in keine Betrach

tung. — Auch rückten die Nürnbürger nicht mit ihrem Zeitalter fort, ſondern behielten ihre Formen bey, während daß die Welt entweder etwas eleganteres, oder bloß etwas anderes verlangte. Viele Arbeiten dieſes Ortes ſtehen in der Schätzung eines Mannes von Geſchmack ſo niedrig, daß Nürnberger Arbeit und Nürnberger Geſchmack ſprüchwörtlich ſind. — Endlich hat ſich unſere ganze Lebensweiſe geändert, und eine Menge Artikel, die dieſe Stadt ſonſt an halb Europa verkaufte, ſind jetzt aus den beſſern Häuſern geradezu verbannt. Wo ſieht man noch eine meſſingene Kaffeekanne, eine Zuckerſchachtel, einen Leuchter, ein Kaffeebret und hundert andere metallene Artikel, an denen ſich unſere Vorfahren müde putzten? Vieles iſt durch Glas und Porcellan, manches durch Mahagony und anderes zierliches Holz, durch papier maché, oder ſchön lakirtes Blech, und noch anderes durch Wedgwoods Arbeiten und das Staffordſhire Steingut verdrängt worden, des Silbers, und mehr noch der plattirten und Stahlarbeiten nicht zu gedenken.

So viel von ihren mannigfaltigen Metallarbeiten! Ich könnte auf die nehmliche Art ſo manche andere Zweige ihrer Kunſtproducte durchgehen, und zeigen, wie ein beſſerer Geſchmack oder eine andere Weiſe ſie verdrängt, veränderte Bedürfniſſe ſie unnöthig gemacht haben, und Dinge einer andern Art an ihre Stelle geſetzt

worden ſind. Aber die ganze Unterſuchung würde am Ende immer darauf herauskommen, daß der Zeitgeiſt ſich geändert hat, daß die Nürnberger ſich nicht darnach zu wenden und zu drehen wußten, und daß ganz Europa ſich in den Künſten, die unmittelbar auf das tägliche Leben wirken, ſehr verfeinert hat.

Endlich haben die Nürnberger Handwerker das Nachtheilige gegen ſich, daß ſie ihre Arbeit zu wenig, oder gar nicht theilen. Ein jeder Meiſter arbeitet für ſich ſelbſt, und macht hunderterley Dinge vom Anfange bis zum Ende. Das Nachtheilige dieſer Verfahrungsart iſt in Artikeln, die mit den Waaren anderer Länder, concurriren ſollen, ſo offenbar, daß es jedem denkenden Menſchen einleuchten müßte, auch wenn Adam Smith nicht auf alle Art und Weiſe es dargethan hätte.

Was die feinere Kunſt in Metallgüſſen betrifft, ſo iſt dieſe wenig mehr in dem Geſchmacke unſerer Zeiten, und Nürnberger Arbeit dieſer Art iſt ſchon ſeit langen Jahren ſo wenig geſucht worden, daß die Stadt dergleichen Künſtler gar nicht mehr hat. Ich glaube, es würde den ſämmtlichen Nürnberger Metallarbeitern ſchwer fallen, einen einzigen großen Brunnen, mit allen den Statuen, Basreliefs, Verzierungen ꝛc. zu machen, dergleichen man zu Nürnberg und Augſpurg mehrere ſieht. — Das ſchöne Denkmahl dieſer

Art, das ſich in der Egidienkirche findet, hat für Ebenheit des Guſſes, Feinheit und Vollendung ſeines Gleichen nicht.

Bey allem Verfalle dieſer Stadt hat ſie noch ſo manches aus frühern Zeiten, das einen Reiſenden ein paar Tage angenehm beſchäftigen kann. Nirgends vielleicht kann man die alte Deutſche Kunſt ſo gut ſtudieren, als hier. Als eine neuere Kunſtſammlung iſt die des Herrn Frauenholz ſehr beträchtlich, und unter ſeinem neueſten Verlage finden ſich mehrere wichtige Artikel. Auch in ſeiner Gemähldeſammlung iſt manches ſchöne Stück. In den Häuſern Praun und Peller findet ſich, unter der Menge, auch manches gute Gemälde. Die Stadtbibliothek, mehrere Kirchen, einige Brunnen, die ſogenannte Stadtveſte, die Rothgießermühle, die Homanniſche Landkartenfabrike, der Stadtkeller, eine Menge anderer Gebäude, einige Niederlagen von Nürnberger Waaren aller Art, wozu ich denn auch die mechaniſche Beſtelmeierſche rechne, und ſo manche andere Dinge haben mir theils Unterhaltung, theils Belehrung gewährt. Man muß ſich aber auf dieſen Wanderungen durch die Stadt mit kleinem Gelde verſehen, oder ſein Herz mit dreyfachem Erz bewaffnen, denn überall wird man von Bettlern verfolgt. — Das einſt berühmte Zeughaus iſt beides von Franzoſen und Oeſtreichern ausgeleert worden. — Der rothe Hahn iſt ein ſehr guter

Gaſthof. — Die Bevölkerung von Nürnberg wurde mir mit ſechs und dreyßig tauſend Menſchen angegeben. Ich äußerte meine Zweifel darüber; aber mein Gewährsmann verſicherte mich, daß er es ganz genau durch jemanden aus dem Rathe wiſſe. Die Stadt iſt freylich groß; allein wenn ich bedenke, daß jetzt die Vorſtädte davon geriſſen ſind, und ſehe, daß in allen Gaſſen Gras wächſt, ſo bin ich überzeugt, daß innerhalb der Mauern nicht dreyßig tauſend Menſchen mehr zu finden ſind; ja ich habe meine Zweifel über acht und zwanzig tauſend.

Neunter Brief.

Erlangen — Land zwiſchen Nürnberg und Erlangen — und zwiſchen dieſem und Bamberg — Furchheim — Bamberg — das neue Hoſpital — die Engliſchen Fräulein — die Prälatur St Michaelis — Schiffahrt auf der Rednitz, oder Regnitz — Land zwiſchen Bamberg und Wieſentheit — das Kloſter Everach — Burgwinkheim — Wieſentheit — Land von da bis Würzburg — Kloſter Schwarzach — Dettelbach — Würzburg — Leiſten- und Steinwein — das Reſidenzſchloß — das Julius-Spital — der Calvarienberg — die Schotten — Weg von Würzburg nach Frankfurt — Aſchaffenburg — Hanau — Philippsruhe — Willhelmsbad — Frankfurt am Main — Darmſtadt.

Bamberg, den 28ſten July 1799.

Wir verließen Nürnberg geſtern früh, und machten zwey Meilen nach Erlangen, die man ſehr unbilligerweiſe für drey bezahlt. Die Straße zwiſchen den zwey Städten war ſehr ſchlecht, und ſo

wurde den Poſtmeiſtern die Bezahlung von drey Meilen zugeſtanden. Jetzt iſt ſie beſſer; dafür bezahlt man vierzig Kreuzer Weggeld, und die alten drey Meilen ſind auch geblieben.

Erlangen iſt eine ſehr hübſche Stadt, faſt ganz regelmäßig gebaut, und mit Gaſſen, die in rechten Winkeln auf einander ſtoßen. Einige ſind ſehr breit, und haben eine Menge guter Häuſer, unter denen ſich viele von gehauenen Steinen befinden. — Ihre Bevölkerung iſt ungefähr neun tauſend Menſchen. — Das Reſidenzſchloß iſt ein gutes Gebäude von einfacher Architektur ohne Anſprüche, und Alles um daſſelbe her ſieht reinlich und freundlich aus. Der Garten iſt groß und gut unterhalten. — Hier wohnt ſeit vielen Jahren die Witwe des letzten Markgrafen von Bayreuth.

Die Univerſitätsgebäude zu Erlangen ſind hier, wie auf ihren mehreſten Proteſtantiſchen Schweſtern in Deutſchland, ohne Bedeutung. Ich verweilte in dem Durchgange, wo die Anzeigen der Vorleſungen und einige öffentliche Befehle angeſchlagen ſind. Einige der letztern machten mich lachen, weil ich mich erinnere, daß ich ſie auch ſchon auf andern Univerſitäten gefunden habe. Einer war gegen diejenigen gerichtet, die das Sperrgeld, oder Thorgeld zu entrichten ſich weigerten, und ein anderer verbiethet, ſich in der Nähe eines

Frauenzimmerbades nackt zu zeigen, oder das ſchöne Geſchlecht zu necken.

Zwiſchen Nürnberg und Erlangen iſt das Land, mit wenigen Ausnahmen, flach; am letztern Orte aber fängt es an, ſich in ſanften Hügeln zu erheben, und ſo ungefähr bleibt es bis in die Gegend von Bamberg. — Die Station von Erlangen nach Furchheim gehet über eine elende Sandſtraße, für die man gar nichts zu thun ſcheint. Ueberhaupt hat dieſer Strich von Bayreuth viel ſchlechtes Land; noch mehr aber findet das von dem Theile des Gebiethes von Nürnberg Statt, welchen der König zwiſchen Poſtbauer und der letztern Stadt beſetzt hat. Der Strich zwiſchen Erlangen und Furchheim aber iſt, des undankbaren Bodens ungeachtet, ſehr wohl angebaut; beſonders bemerkte ich da, ſo wie auch im Bambergiſchen, viel Hirſe.

Furchheim iſt ein armſeliger, ſchmutziger Ort! — Die drey Meilen von hier nach Bamberg gehen durch ein wohl angebautes, liebliches Land, deſſen Hügel mit Waldungen bewachſen ſind, unter welchen ſich am Abhange die Dörfer ſehr artig zeigen. Hier iſt wieder eine gemachte Straße, aber jetzt nur mittelmäßig unterhalten.

Bamberg zeigt ſich in einer großen Ferne, und ſeine Thürme verſprechen einen ſehr wichtigen Ort. In der That iſt es eine recht hübſche Stadt, mit mehreren ſehr breiten Gaſſen und einer großen

Menge guter Gebäude, unter denen mehrere von gehauenen Steinen ſind. Die Reſidenz, obſchon unregelmäßig gebaut, die ehemalige Jeſuitenkirche, der alte Dohm, einige andere Kirchen, das ſchöne neue Hoſpital, das Bürgerſpital, das Seminarium und die große Benedictiner Prälatur, die man gewöhnlich den Mönchsberg, oder Michaelsberg nennt, das Rathhaus, mehrere Häuſer der Domherren, und ſo manches andere Haus ſind ſammt und ſonders Gebäude, die einer Stadt zur Zierde dienen.

Der ſogenannte Kaiſerſaal in der fürſtlichen Reſidenz und verſchiedene andere gute Zimmer verdienen wohl, daß man eine müßige Stunde darin zubringt. — Die Gemäldeſammlung iſt weder zahlreich, noch ſehr wichtig; indeſſen ſind einige gute Stücke hier; andere haben die Franzoſen weggenommen, und noch andere ſind, wie ich höre, eingepackt. Letztres findet auch von dem reichen Schatze Statt, der dem Dom gehört. Er ſoll in Böhmen ſeyn.

Das neue Hoſpital verdient beſondere Aufmerkſamkeit! Ich habe wirklich lange nichts in der Art geſehen, das mir ſo viel Vergnügen gemacht hätte. Immer findet man in dieſen belobten Stiftungen einen oder den andern Theil, über den man die Achſel zuckt, oder den man mit dem Mantel der Liebe zu bedecken hat; dieſe Anſtalt aber habe

ich durchaus ihres Stifters würdig und ihrem Zwecke angemeſſen gefunden. Der letzte Biſchof von Bamberg und Würzburg, der vortreffliche Erthal, ließ dieſes ſchöne, bequeme, feſte aber einfache Gebäude für hundert und funfzig Perſonen auf eigene Koſten errichten; ſeine Umſtände aber, faſt möchte ich ſagen — ſeine Armuth, die die Folge ſeiner Wohlthätigkeit waren, erlaubten ihm nicht, es zu begaben. Einige andere Wohlthäter haben der Stiftung ſeitdem etwas vermacht, oder geſchenkt, und die übrigen Einkünfte beſtehen aus einem Kreuzer, den alle Handwerksburſche, die zu Bamberg arbeiten, und alle Bediente und Mägde, die hier dienen, wöchentlich entrichten müſſen. Wird eine Perſon von dieſen drey Menſchenclaſſen krank, ſo erhält ſie in dieſem Hauſe, unentgeldlich und bis zur Geneſung — Pflege, Arzneyen, Wohnung, Nahrung und ſelbſt Kleidung. Alle Kranken nehmlich, die hierher gebracht werden, bekommen bey ihrem Eintritte alle nöthige Wäſche und Kleidung, die ſich für eine Perſon in dieſem Zuſtande ſchickt. Das Alles tragen ſie, ſo lange ſie hier bleiben, auch wird es ihnen unentgeldlich gewaſchen. — Man zeigte mir einen großen Vorrath von dieſer Wäſche und dieſen Kleidern. Die letztern ſind, für Mannsperſonen, eine Art von Schlafröcken, die ſich waſchen laſſen, und für Weibsperſonen ein ebenfalls ſehr bequemes Gewand. Nach ihrer Geneſung geben die Leute die

Kleider zurück, und erhalten ihre eigene wieder. — Perſonen, die veneriſche und andere anſteckende Krankheiten haben, ſind von den übrigen getrennt, und ihre Kleidung wird mit beſonderer Sorgfalt gewaſchen. — Jede kranke Perſon hat ihren eigenen Nachtſtuhl, zu dem eine beſondere Thüre innerhalb des Zimmers geht, welcher aber wirklich außerhalb demſelben ſteht, und von außen weggetragen wird. Dieſe Einrichtung dünkt mich vortrefflich, und ſollte in allen Krankenhäuſern beherzigt werden. — Alle Zimmer, die man uns zeigte, ſind ſehr gut und zweckmäßig, und haben über und unter den Fenſtern Luftzüge. Sie ſind groß und hoch, und halten acht Betten. Doch ſahe ich auch einige, die weniger hatten, und eins, in dem nur zwey Betten ſtanden.

Alle kranke Fremden, die ſich nicht ſelbſt erhalten können, werden hier ebenfalls aufgenommen, ohne Unterſchied des Vaterlandes, oder der Religion. — Endlich empfängt man auch Kranke für Geld: und der Ruf des Hauſes ſcheint ſo entſchieden zu ſeyn, daß ſchon mehrere Leute von Rang und Vermögen lieber hier, als in einem Gaſthofe, oder Privathauſe krank lagen, ungefähr wie zu Kopenhagen manche Frau von Stande in dem öffentlichen Entbindungshauſe ihre Wochen hält. Für den täglichen Aufwand von einem Gulden Reichsgeld im Sommer und 1 Fl. 12 Xr. (ein Conventionsgulden) im Winter, hat man

ein eigenes Zimmer, Nahrung, Wartung, den Arzt oder Wundarzt, Arzneyen und kurz, alles was ein Kranker bedarf.

Wenn eine Stiftung für Kranke zu gut ſeyn könnte, ſo würde ich ſagen, daß eine arme Dienſtmagd, oder ein gemeiner Handwerksburſche in dieſem Hauſe verwöhnt wird; denn beide finden hier zuverläſſig ein beſſeres Zimmer und reinere Wäſche, als ſie ſich je in geſunden Tagen verſchaffen können.

Die Engliſchen Fräulein (ſo genannt von ihrer Stifterinn, die eine Engländerinn geweſen ſeyn ſoll) machen hier auch eine ſehr gute Stiftung aus. Sie haben ihre Regel von den Jeſuiten und unterrichten unentgeldlich kleine Mädchen, deren ſie bisweilen, in verſchiedenen Claſſen, an drey hundert haben ſollen, im Leſen, Schreiben, in der Religion und Deutſchen Sprache. Sie ſind Nonnen, aber an keine ſtrenge Regel gebunden, können in der Stadt umhergehen und ihre Freundinnen beſuchen. Es ſind ihrer jetzt zehn. Vom Hauſe erhalten ſie nichts, als Wohnung und Nahrung; alles übrige, ſelbſt das Holz zum Heitzen, müſſen ſie ſich auf eigene Koſten ſchaffen. Sie müſſen alſo etwas Vermögen haben, und dann bekommen ſie gelegentlich Geſchenke, denn die Kinder, die ihre Schule beſuchen, ſind keinesweges bloß aus den Ständen der Armen. — Wir wurden von einer dieſer

Nonnen (und ſie war weder alt, noch garſtig) mit einer Art und einem leichten Tone empfangen, welche genugſam zeigten, daß dieſe Frauenzimmer gewohnt ſind, Fremde und Mannsperſonen zu ſehen. Ich bemerkte auch ein paar ganz junge Schweſtern, die nichts von der Steifheit, der Scheue und dem geheiligten Blicke hatten, die mir immer an Nonnen zuwider waren.

Die ehemalige Jeſuitenkirche iſt ſchön, wie die Gebäude dieſes Ordens es mehrentheils ſind; doch paßt dieſe Bemerkung gewöhnlich mehr auf das Innere, als auf das Aeußere. Auch ſind hier ein paar gute Gemälde unter mehreren ſchlechten. — Die Kunſtwerke der übrigen Kirchen, die ich geſehen habe, ſind von wenig Bedeutung; doch findet der, welcher die Deutſche Kunſt ſtudiert, hin und wieder etwas Intereſſantes.

Die große Prälatur von St. Michaelis liegt auf einer Anhöhe und macht, in einiger Ferne geſehen, eine der Zierden dieſer Stadt. Man muß hineingehen und ſich ein gewiſſes Zimmer mit zwey Ecken öffnen laſſen, um die ſchöne Ausſicht zu ſehen, die die Gegend um Bamberg gewährt. Freylich muß der Reiſende, der ſo eben die großen Scenen von Tyrol, Salzburg ꝛc. durchwandert hat, billig ſeyn, und die hieſigen, Schönheiten nicht mit dem erhabenen Style jener Länder vergleichen. Mieris und Gerhard Dow haben andere Schönheiten als Rubens, und Correggio iſt him-

melweit von Buonarotti verſchieden. Wo der größere Werth liegt, weiß ich freylich.

Es fiel mir auf, eine große Menge von Fahrzeugen auf der Rednitz zu ſehen, die durch dieſe Stadt fließt. Ich konnte den großen Handel nicht begreifen, den Bamberg treiben könnte, da ich weiß, daß die wenigen Erzeugniſſe dieſer Stadt ohne Bedeutung ſind, und daß die Ausfuhr aus dem übrigen Lande auch nicht ſehr beträchtlich iſt. Allein eine Menge dieſer Fahrzeuge ſind damit beſchäftiget, daß ſie Sächſiſche Güter nach Frankfurt führen. Da wir uns immer den Sächſiſchen Handel über Leipzig denken, ſo fällt dieſer Weg beym erſten Anblicke etwas auf; es iſt aber allerdings viel natürlicher und kürzer, daß man eine Menge unſerer Erzgebirgiſchen Erzeugniſſe an einen Fluß ſchickt, der kaum funfzehn Meilen von der Sächſiſchen Grenze entlegen iſt, und ſie von hier zu Waſſer gehen läßt, als den vierzig und funfzig Meilen weiten Landweg.

Die Rednitz, oder Regnitz iſt hier für ziemlich große Fahrzeuge ſchiffbar, und eine Stunde unter Bamberg fällt ſie in den Main. Auch aus den ſüdlichen Gegenden ziehet man mehrere Güter über Regenſpurg, und ſchifft ſie hier ein. Das Erzſtift Bamberg ſelbſt führt Hirſe, etwas Getreide, Talg, Gartengeſäme und andere Artikel

aus. Indeſſen iſt das alles für dieſe Stadt wenig mehr als Speditionshandel.

Betriebſamkeit und ein gewiſſer Wohlſtand finden ſich hier allerdings! Der letzte Biſchof lehrte die Bamberger ſo manches, was ſie vorher nicht wußten, gewöhnte ſie zu mehr Arbeitſamkeit und erweckte einen Kunſtfleiß, der ſonſt in Ländern, die unter Prieſterregierung ſtehen, eine Seltenheit iſt. Bamberg iſt lebhafter, als geiſtliche Hauptſtädte es gewöhnlich ſind, und ziemlich bewohnt; ob aber die Angabe von vier und zwanzig tauſend Menſchen nicht übertrieben iſt, getraue ich mich nicht zu entſcheiden. — Wir wohnen im Bamberger Hofe, einem vortrefflichen Wirthshauſe, dem jedoch das Lamm, wie man ſagt, nichts nachgeben ſoll.

Sie wiſſen, daß die Bisthümer Bamberg und Würzburg, nebſt den Erzſtiftern Maynz und Salzburg, für die aufgeklärteſten geiſtlichen Länder in Deutſchland gelten, und unter diejenigen gezählt werden, die durch eine ziemliche Reihe von Jahren am beſten regiert worden ſind. Die drey erſtern haben das großentheils zwey Brüdern zu danken, wovon der eine, der Churfürſt von Maynz, noch lebt. Noch iſt ein dritter, weltlicher Bruder da, aber unverheirathet, und mit dieſem ſtirbt die Familie Erthal aus. — Der Biſchof ſoll in allem nicht ſechzig tauſend Gulden hinterlaſſen haben, und dieſe ſind an Stiftungen

für Arme gekommen. Seinen Brüdern hat er nichts vermacht, denn dieſe, ſagt man hier, brauchen es nicht. —

Die Gegend unmittelbar um Bamberg herum iſt ſtark bewohnt, und das hauptſächlich von Gärtnern, deren Kunſt in einem großen Rufe ſteht, und die mit ihren Erzeugniſſen, beſonders mit Geſämen, einen nicht verächtlichen Handel treiben.

Ich weiß mich kaum einer Stadt von zwanzig tauſend Seelen zu erinnern, in der ich ſo gar wenig Menſchen elegant, oder modiſch gekleidet geſehen hätte. Gleichwohl war heute Sonntag, und ich bin den größten Theil des Tages umhergegangen, und habe die Kirchen und den öffentlichen Spaziergang beſucht. — „Deſto beſſer!" — wird hier mancher patriotiſche Bamberger ausrufen. Gleichwohl giebt es hier eine gewiſſe Zahl von adeligen Familien, einige Kaufleute und ein paar hundert Studenten. Die mehreſten, welche Stellen in der Regierung, oder Canzley haben, gehen in Haarbeuteln und ausgemachten Kleidern umher, wie man ſie vor fünf und zwanzig und dreyßig Jahren in den mehreſten Ländern von Deutſchland trug. Sie geben ſich durch dieſe Kleidung und durch ihr äußeres Benehmen eine gewiſſe Wichtigkeit, die ſie freylich durch ihre ſchlechte Beſoldung nicht erhalten können. Uebrigens iſt dieſer Schnitt den aller-

mehreſten Hauptſtädten geiſtlicher Regierungen eigen, und man findet ihn auch hin und wieder in den Reſidenzen kleiner weltlicher Fürſten. Durchaus bemerke ich hier wenig Mode und wenige äußerliche Fortſchritte mit der Zeit, und hiervon iſt ſelbſt das weibliche Geſchlecht nicht ausgenommen.

Wieſentheit, den 29ſten July, 1799.

Dieſer Sitz der Grafen von Schönborn liegt zwiſchen Bamberg und Würzburg, links von der Landſtraße, ſechs kleine Meilen von der erſtern Stadt. Wir machten dieſen Abſtich, weil wir ein paar Bekannte zu ſehen wünſchten. — Der Weg von Bamberg nach Burgwinkheim, der einſt ſehr ſchön war, iſt jetzt nur mittelmäßig unterhalten; das Land ungefähr wie auf der andern Seite von Bamberg, mehr eben, als bergig, doch angenehm durch mäßige Hügel abwechſelnd; übrigens vortrefflich angebaut. Man erndtet jetzt den Roggen, wovon aber der größte Theil noch ſteht. Auch hier bedient man ſich langer Sicheln, und nicht der Senſe.

Wenn man Burgwinkheim eine Meile im Rükken gelaſſen hat, kommt man an das Kloſter Everach, das durch den Umfang und den großen Styl ſeiner Gebäude eher die Reſidenz eines Fürſten, als die Behauſung frommer Mönche ankündiget. Es hat nur ſehr wenig von der Form eines Kloſters, und die Nebengebäude ſind die eines

großen Ritterguteſ. [11]) Dieſen Bernhardinern gehört auch das Städtchen Burgwinkheim, wo ſie ebenfalls ein großes, ſtattliches Schloß haben, welches von vier Vätern bewohnt wird. — Bald darauf verläßt man die Landſtraße, und kommt über einen abſcheulichen Weg hierher.

Wieſentheit hat ein altes, unregelmäßig gebautes Schloß von großem Umfange, das aber, ſo wie die Gärten, etwas vernachläſſiget iſt, vermuthlich, weil man ſchon ſeit einiger Zeit den Plan gehabt hat, Veränderungen damit zu treffen. Hier iſt eine gute Bibliothek. — Die Familie des Eigenthümers iſt eine der edelſten in Deutſchland, und zählt nicht weniger, als ſechs Männer aus ihrem Mittel, die den Fürſtenhut trugen. Drey waren Churfürſten von Maynz und Trier, und drey andere waren Biſchöfe von Bamberg, Würzburg und Speyer. — Zu Pommersfelden, einem andern Gute der Grafen von Schönborn, unweit Bamberg, iſt eine Gemäldegallerie, die durch Umfang und Werth unter die wichtigern von Deutſchland gehören ſoll.

11) Nach den öffentlichen Nachrichten ſoll dieſes Kloſter im Jahre 1800 größtentheils eingeäſchert worden ſeyn.

Würzburg, den 30 July.

Von Wieſentheit nach Dettelbach ſind zwey Meilen, und eben ſo viele von da nach Würzburg. Die Straße iſt, ſobald man einmal wieder auf die Chauſſee kommt, vortrefflich; das Land ſandig. — Ehe man den Main erreicht, kommt man, in einer kleinen Ferne, bey dem Kloſter Schwarzach vorbey, abermals eine von den geiſtlichen Beſitzungen, die durch ihren Umfang und großen Styl ſich auszeichnen. Die Mönche ſind Benedictiner, und ſollen, bey einem anſehnlichen Einkommen, große Schulden haben. Ich habe das Nehmliche auch ſchon von andern Klöſtern gehört, und mich dünkt, dieſe Leute haben nicht Unrecht. Je mehr ein Kloſter ſchuldig iſt, deſto weniger wird es den Landesherrn reitzen, in deſſen Staaten es liegt. — Ueber den Main geht man in einer Fähre, die darum ſehr ungeſchickt iſt, weil ſie jetzt und ſehr oft weder auf der einen noch auf der andern Seite ganz an das Ufer gebracht werden kann, ſo daß man auf beiden Seiten ein Stück Weges durch das Waſſer fahren muß.

Dettelbach, wohin man bald nachher kommt, iſt ein unbedeutender Ort, aber merkwürdig durch eine Menge Weinberge, die ſich gerade da herum finden, und nachher gleich wieder abnehmen.

So wie man ſich Würzburg nähert, nehmen die Weinberge zu, und die Gegend um dieſe Stadt beſtehet aus wenig anderm. Hier ſind

die beiden Berge, die die berühmteſten und beſten Weine des Frankenlandes liefern, den Leiſten- und Steinwein. Der erſtere wächſt an den Seiten des Hügels, auf welchem die Cidatelle ſteht, und gehört ganz dem Fürſten. Man kann ihn im fürſtlichen Keller kaufen, und unſer Wirth, welcher behauptet, daß er den ſeinigen da holt, läßt ſich für die Flaſche 2 Fl. 30 Xr. 2 Fl. 45 Xr. 3 Fl. und 4 Fl. bezahlen. Dieß ſind nun freylich hohe Preiſe für einen Wein, der ſo nahe bey dem Hauſe wächſt, wo ich ihn getrunken habe, daß nichts als der Fluß mich von dem Hügel trennt.

Der berühmte Steinwein wächſt auf einem Berge, der nahe bey der Stadt liegt, und den man von der Brücke abwärts faſt ganz überſieht. Der, wovon wir die Flaſche hier im Hauſe für 1 Fl. 30 Xr. haben, iſt vortrefflich, alt und ſehr ſtark. Dabey aber muß ich bemerken, daß einer der beſten und anſehnlichſten Striche dieſes Berges unſerm Wirthe gehört, welcher eine Ehre darin findet, ihn rein zu verkaufen. — Die übrigen Weine, die in hieſiger Gegend wachſen, gehen auswärtig unter dem Namen von Würzburger, noch häufiger aber unter dem von Steinwein, obſchon der Berg, der ausſchließlich dieſen Wein hervorbringt, nicht von ſo gar ungeheuerm Umfange iſt.

Würzburg, den 31ſten July.

Mit manchen Orten geht es einem ſonderbar, und man wird bisweilen von Dingen überraſcht, von denen man ſich da, wo man ſie findet, nicht hätte träumen laſſen. Ich habe doch manche Beſchreibung von Würzburg geleſen, kann mich aber auf keine beſinnen, die das fürſtliche Reſidenzſchloß in das Licht geſetzt hätte, in welchem es mir erſcheint. Man ſagt nur ſehr wenig, wenn man eine Sache groß, ſchön, prächtig nennt; alle dieſe Ausdrücke, deren man ſich freylich oft genug bedient, geben nie einen beſtimmten Gedanken, weil ein jeder ſeine eigenen, verhältnißmäßigen Begriffe damit verbindet. Wenn ich Ihnen aber ſage, daß ich umherdenken mag, wie ich will, und keine Stadtreſidenz finde, die ein ſo ſchönes und großes Ganze ausmacht, wie die des Biſchofes von Würzburg, ſo ſage ich Ihnen freylich etwas, das Sie befremden muß, und das doch buchſtäblich wahr iſt. Zuerſt muß ich die Reſidenzen zu London, Rom, Turin, Neapel, Dresden, München, Parma, ganz auf die Seite ſetzen, denn ſie kommen mit der hieſigen in keine Vergleichung, obſchon einige eben ſo groß, und ein paar noch größer ſind. Das Kopenhagner Schloß liegt jetzt in Ruinen; aber das ſchöne Stockholmer macht doch kein ſo liebliches Ganzes wie das hieſige, und iſt in ſeinem Innern vollends gar nicht damit zu vergleichen. Das Wie-

ner hat eine größere Anzahl von Zimmern, gleicht aber, wenn ich die Reichscanzley ausnehme, mehr einer Caſerne, als einer kaiſerlichen Reſidenz. — Das Berliner habe ich immer ſehr hoch gehalten, weil es einen ganz eigenen Styl von Würde und Größe hat; allein es iſt unregelmäßig, ſteht auf einer Seite nicht ganz frey und iſt auf mancherley Art verunſtaltet. Alſo blieb von den Reſidenzen, die ich kenne, die Pariſer übrig. Dieſe iſt freylich größer, hat auf der einen Seite die ſchöne Façade von Perrault, und die Thuillerien auf der andern, deren Architektur zwar nicht claſſiſch iſt, die aber doch ihr Verdienſt hat. Allein auch dieſes Gebäude iſt in ſpätern Zeiten entſtellt worden, iſt hin und wieder verbaut, und ſteht nur auf drey Seiten frey. Hier hingegen finden Sie ein vollkommenes Ganzes, das nach einem einzigen Plane ausgeführt und völlig regelmäßig iſt, deſſen Verhältniſſe unter einander ſchön ſind, das von allen Seiten frey ſtehet, und dabey mit einer Nettigkeit und Reinlichkeit unterhalten wird, die eines reichen Privathauſes würdig ſind.

Was ganz vorzüglich zur Schönheit dieſes Pallaſtes beyträgt, iſt der Garten, in welchem zwey Seiten deſſelben ſtehen, ein Garten, der recht eigentlich zum Plane des Ganzen zu gehören ſcheint, ob er ſchon ſpäter angelegt worden iſt. Er iſt Franzöſiſch: eine Art von Anlagen, die durch den beſſern Geſchmack der Engländer allmählich ver-

drängt worden ſind; aber dieſer hier iſt ſo ganz beſonders angenehm und lieblich, ſcheint ſo vollkommen zum Ganzen zu gehören und mit dem Pallaſte nur eins auszumachen, daß man ſagen möchte, er ſey beides von einem Mahler und Baukünſtler angelegt. Die Feſtungswerke der Stadt, die einen Theil des Gartens ausmachen, ſind vortrefflich benutzt, und der Theil, welcher der Hauptſeite des Pallaſtes entſpricht, erhebt ſich in einem prächtigen halben Amphitheater. Alles iſt vortrefflich unterhalten, und hat ein Anſehen von Reichthum und Pracht, das mit Heiterkeit und Gefälligkeit verbunden iſt. — Ein ernſthafter, ſtrenger Geſchmack würde das und jenes zu tadeln finden, beſonders an der Stadtſeite des Gebäudes; aber ich habe mich mit ſo viel Vergnügen dem lieblichen Eindrucke überlaſſen, den das Ganze auf mich macht, daß ich auch das zu Geputzte und etwas Ueberladene nicht tadeln will, das ſich in einer Anlage findet, die vielleicht etwas zu weichlich und weibiſch iſt.

Es iſt eine ſehr natürliche Frage, wie die Biſchöfe von Würzburg zu einem ſolchen Pallaſte gekommen ſind? Und da erzählt man Ihnen dann, daß ein Guttenberg, in der erſten Hälfte dieſes Jahrhunderts, die Einkünfte des Landes ſo wirthſchaftlich handhabte, daß er einen großen Schatz ſammelte, mit deſſen Zinſen er in Zukunft die mehreſten Ausgaben zu beſtreiten dachte, ja daß man

ſchon erwartete, er würde dem Volke einen großen Theil ſeiner Abgaben erlaſſen. Er ſtarb und hatte zu ſeinem Nachfolger einen der Schönborn, deren ich vor ein paar Tagen gedachte. Dieſer wußte vielleicht, daß ein Land nur wenig dadurch gewinnt, daß man ihm die Laſten abnimmt, die es einmal zu tragen gewöhnt iſt, oder daß man, zu dieſem Zwecke, noch lange würde ſammeln müſſen, oder auch, daß ein Schatz ſeine mannigfaltigen Nachtheile und Gefahren hat. Dem ſey wie ihm wolle, und die ganze Geſchichte ſey wahr oder falſch, genug Schönborn fand einen anſehnlichen Schatz, mit welchem er eine ſchöne Reſidenz aufzurichten beſchloß, ohne daß das Land etwas dazu ſteuerte. Sein Nachfolger ſetzte das Werk fort, und auf dieſen kam abermals ein Schönborn, der es ſo ziemlich vollendete. — Faſt iſt man geneigt, ſich einige Spöttereyen zu erlauben! So könnte man fragen, zu welchem Gebrauche ein ſo großes Gebäude ſey? Außer dem Fußboden und dem Hauptſtocke iſt hier noch ein Mezzanino und ein viertes kleines Stockwerk über den Hauptzimmern. Dieſe letztern beſtehen aus Stücken, wovon der Fürſt nicht den fünften Theil einnimmt; die übrigen ſind theils Wohnungen für Verwandte und Fremde, größtentheils aber Staatszimmer für Kaiſer, Könige und Fürſten, die dieſe Stadt freylich ſehr ſelten beſuchen. Das Uebrige wird von der Haushaltung und verſchie-

denen Kammern der Regierung eingenommen, oder ſteht leer.

Ein Saal beſonders zeichnet ſich durch ſeine Pracht, Größe und ſchönen Verhältniſſe aus, und iſt von Tiepolo gemahlt, von dem man hier auch noch andere Arbeiten hat. — Aber die berühmte Haupttreppe kann ich nicht für ein Meiſterſtück der Baukunſt halten. Mich dünkt der Styl weder correct, noch groß, ſo groß auch der Umfang iſt. Der Baumeiſter war Neumann, ein Würzburger, der ſich lange zu Paris aufgehalten hatte. Die hohen Dächer, welche allemal häßlich ſind, hatte er an den mehreſten Palläſten aus den Zeiten Ludwigs XIV geſehen, und dabey hatte er vermuthlich das Deutſche Vorurtheil, daß der Schnee unſerer Winter ſie erfordere. Auch ließe ſich noch das und jenes erinnern; denn wo iſt je ein großes Kunſtwerk aufgeſtellt worden, über das die Critik nichts zu ſagen hätte; allein ich denke wie Horaz: „Ubi plura nitent etc.“

Wenn ich den Pallaſt des Fürſten außer allem Verhältniſſe gegen das Land finde, ſo muß ich hinzuſetzen, daß dieſe Stadt auch ein Krankenhaus beſitzt, das in ſeiner Art nicht weniger groß und prächtig iſt. Das Julius-Spital iſt ein Gebäude von ſolchem Umfange und Anſehen, daß ich es auch in den Europäiſchen Hauptſtädten vom zweyten Range bemerken und noch immer

ſehr wichtig finden würde. Das Kloſter Mölk in Oeſtreich fiel mir einſt wegen ſeiner ungeheuern Länge auf, die von drey und ſechzig Fenſtern in einer Reihe iſt; allein dieſes Hoſpital hier hat in jeder Reihe fünf und ſechzig Fenſter, und noch überdieß ein Hintergebäude, das eben ſo lang iſt, der zwey kleinern Seitengebäude nicht zu gedenken, die das Ganze zu einem ungeheuern Vierecke machen, das einen verhältnißmäßig großen Hof einſchließt. Dabey iſt dieſe Maſſe in einem anſehnlichen Style, wird reinlich und gut unterhalten, und beſitzt einen hübſchen botaniſchen Garten, der das Anſehen und die Heiterkeit eines Luſtgartens hat; anderer Dinge zu geſchweigen, die zu dieſer großen Stiftung gehören.

Der Dom, die Jeſuitenkirche, die Sternwarte, die Stadtbibliothek — ſind ſammt und ſonders Gebäude, oder Anſtalten, die geſehen zu werden verdienen. — Die vielen Gemälde, die in der Domkirche hängen, ſind, ohne gerade Meiſterſtücke zu ſeyn, doch im Ganzen von einem beſſern Schlage, als man gewöhnlich in Deutſchland findet. Die Abnehmung vom Kreuze iſt ein feines Gemälde von Sandrart. Einige ſind von Feſel, einem Künſtler, der ein beſſeres Schickſal verdient, als zu Würzburg vergeſſen zu leben. Ich beſuchte ihn, und fand, daß er ein Schüler von Mengs iſt und lange zu

Rom ſtudiert hat. Außer einigen Gemälden ſah ich auch gute Zeichnungen von ihm. Im Schloſſe des Fürſten hängen auch ein paar Stücke, darunter eine ſchöne Magdalene, die aber doch wohl nicht ganz das Lob verdienen möchte, das ihr in einigen Reiſebüchern gegeben wird.

Dieſe Stadt hat auch einen Bildhauer, Wagner, der aber, aus Mangel an Beſtellungen, wenig in Marmor arbeitet. Man ſieht von ihm hier verſchiedene Statuen in Stein und Brunnenverzierungen; nebenher macht er kleine Figuren in Alabaſter. Er hat den Titel Hofbildhauer, ſcheint aber von Seiten des Hofes wenig in Arbeit geſetzt zu werden.

Der Calvarienberg, in einiger Ferne von der Stadt, verdient ſeiner Ausſicht wegen beſucht zu werden. Die ſämmtlichen Stationen des Leidens Chriſti, die in kleinen Capellen am Abhange des Hügels ſtehen, ſind Gruppen in Stein gehauen und von weit beſſerer Arbeit, als man Dinge dieſer Art gewöhnlich ſieht. Manche haben eine Kraft und einen Ausdruck, wodurch man überraſcht wird, weil die Bildhauerarbeit an den Calvarienbergen gewöhnlich höchſt elend iſt. Der Chriſtus beſonders zeichnet ſich in den mehreſten Gruppen aus, und iſt ein gutes Ideal. Der größere Theil dieſer Statuen iſt von dem eben genannten Bildhauer.

Auch hier giebt es ein Schottiſches Collegium, deſſen ſämmtliche Mitglieder Eingeborne dieſes Volkes ſeyn müſſen. Dieſe Stiftung beſteht ſchon ſeit Jahrhunderten, denn die Schotten haben von Alters her einen Fuß in dieſem Lande, weil der heilige Kilian, ihr Landsmann, hier begraben liegt. Ich habe eine Stunde angenehm darin zugebracht, obſchon das hieſige Kloſter dem Regenſpurger dieſes Namens auf keine Weiſe gleich kommt.

Ich hatte Gelegenheit, eine große Proceſſion hier zu ſehen, in der ich, die officiellen Männer ausgenommen, die ihr beywohnen mußten, auch nicht eine einzige Perſon bemerkte, deren Kleidung oder Anſehen ſich über die niedern Stände erhob. Daraus können Sie ungefähr ſchließen, in welchem Werthe zu Würzburg die Proceſſionen ſtehen.

Frankfurt am Main,
den 3 Auguſt 1799.

Wir verließen Würzburg den erſten dieſes Monates, und kamen auf zehn Meilen, bis nach Aſchaffenburg, nicht durch eine einzige Stadt. — Eine kleine Meile von Würzburg geht man dicht bey dem anſehnlichen Kloſter, Ober-Zell, vorbey, das am Maine eine anmuthige Lage hat. Gleich daran liegt Unter-Zell, ein Nonnenkloſter. — Dieſer Strich iſt, ſo weit ſich die Hügel anbauen

laſſen, auf das ſorgfältigſte bepflanzt: ſie beſtehen hauptſächlich aus Weinbergen, die ſich in der ſchönſten Ordnung und beſten Unterhaltung dem Auge darſtellen. — So wie die Straße weiter in die Höhe führt, verwandeln ſich die Reben in Kornfelder, die ebenfalls auf das fleißigſte gebaut werden. — Hier iſt eine große Verwirrung der Länder unter einander! Bald ſind Sie im Würzburgiſchen, bald im Werthheimiſchen, bald wieder wo anders. Man kommt unter andern durch den Marktflecken Remlingen, der nicht weniger als vier verſchiedene Landesherrſchaften hat, und dann noch überdieß von Fulda zu Lehn geht.

Bey dem Dorfe Lengfurt gehet man auf einer Fähre über den Main. Auf der entgegengeſetzten Seite iſt das beträchtliche Kloſter Trieffenſtein in einer angenehmen Lage auf einer kleinen Anhöhe, die ſich über dem Fluſſe erhebt. Es iſt eine Probſtey mit weitläuftigen und anſehnlichen Gebäuden.

Bald nachher kamen wir in den Speſſart, einen Wald, der ungefähr drey Deutſche Meilen lang, und nur hin und wieder ausgehauen und angebaut iſt. Dieſer ganze Strich des Churfürſtenthums Maynz iſt ſehr wenig bevölkert. — Röhrbrunn, wo man die Pferde wechſelt, liegt in dieſem Walde, der, ſo weit man ihn von der Straße ſehen kann, größtentheils aus Buchenholze beſteht.

Wir kamen bey guter Zeit nach Aſchaffenburg, und brachten den Abend damit zu, daß wir die Stadt durchwanderten, und einen langen Spaziergang in dem großen Churfürſtlichen Garten machten. Einen anſehnlichen Küchengarten ausgenommen, beſteht das Uebrige aus Engliſchen Anlagen. Er gehört unter die beſſern dieſer Art, die ich in Deutſchland kenne, und iſt, ſo wie ſeine ſchöne und beträchtliche Orangerie, ſehr wohl unterhalten. — Das Schloß, das aus vier Seiten ins Gevierte beſteht, mit einem großen Thurme an jeder Ecke, hat ein gutes Anſehen. Es ſoll auch ſehr ſchön meublirt ſeyn, wird aber jetzt nicht gezeigt, weil es in dieſem Augenblicke von dem Churfürſten, ſeinem Hofſtaate und vermuthlich auch einigen Regierungskammern beſetzt iſt. — Die Stadt iſt weder ſchön, noch bedeutend, und die Gegend umher ganz und gar nicht das, was ich nach einigen Beſchreibungen, die ich davon geleſen habe, erwartete. — Im goldenen Adler waren wir ſehr wohl.

Hier iſt eine Brücke, über die der Weg nach Seligenſtadt und Frankfurt geht. Er beträgt fünf Meilen, iſt aber ſchlecht. Wir wählten den über Hanau, der eine Meile weiter, aber größtentheils gut iſt, denn von der letztern Stadt aus geht eine Chauſſee nach Frankfurt. Ueberdieß verdient das kleine artige Hanau, und noch mehr Wilhelmsbad, gar wohl, daß man ſie mitnimmt. — Der

jetzige Landgraf von Heſſencaſſel hat Hanau lange als Erbprinz bewohnt, da es ihm, durch ſeines Vaters Religionsänderung, eigen gehörte, und da that er ſo manches für den Ort, das gewöhnlich einer bloßen Provinzialſtadt nicht zu Theil wird. Seit ein paar Jahren iſt es auch der Sitz des gegenwärtigen Erbprinzen. Der regierende Landgraf hat noch ſeine Zimmer auf dem Schloſſe, die aber nicht bewohnt werden, denn, wenn er ja in dieſe Gegend kommt, bezieht er, ſeitdem ſein Sohn hier iſt, ein kleines Gebäude zu Wilhelmsbad. — Da wir gerade Zeit übrig hatten, ließen wir uns ſeine Zimmer zu Hanau zeigen, fanden aber wenig oder nichts, das bemerkungswerth wäre. Die des Erbprinzen und ſeiner Gemahlin ſind beſſer, bequemer und zahlreicher, auch in einem ziemlich guten Geſchmacke meublirt, aber ohne Pracht, ſo daß ich ſie die Wohnung eines wohlhabenden Privatmannes nennen möchte.

Für zwey Poſtpferde wird jetzt die Meile hier mit zwey Gulden bezahlt, welches gerade das Doppelte von dem iſt, was es in meinem Gedenken einſt war.

Nahe bey der Stadt liegt, dicht an der Frankfurter Straße, Philippsruhe, ein fürſtlicher Landſitz, den der Erbprinz im Sommer bewohnt. Das Schloß, ohne ſchön zu ſeyn, iſt anſehnlich, die Gärten haben nichts Beſonderes, aber die Lage am Main iſt angenehm.

Eine halbe Stunde weiter liegt, ſeitwärts von der Landſtraße, Wilhelmsbad, einer der lieblichſten, freundlichſten Orte dieſer Art, die ich geſehen habe. Die Gebäude ſind nicht zerſtreuet, wie zu Nenndorf, ſondern nach einem allgemeinen architektoniſchen Plane errichtet, und die Gartenanlagen ſind auch ungleich ſchöner, theils weil ſie älter ſind, als jene, theils auch, weil der Landgraf hier gleich vom Anfange her viele alte Bäume und Waldung vorfand. Das Ganze wird mit der Präciſion und Nettigkeit unterhalten, die alle Beſitzungen dieſes Fürſten charakteriſiren.

Willhelmsbad beſtehet aus vier Pavillons, oder großen Wohngebäuden, mit einem fünften von anderer Bauart in der Mitte. Dieſe fünf Häuſer ſtehen in einer Linie in einer gewiſſen Entfernung von einander, ſind aber durch niedrigere Gebäude verbunden, in denen ſich die Bäder und noch einiges andere befindet. Ueber jedem Zimmer lieſt man den Preis, der denn von vier bis neun Gulden wöchentlich ſteigt. Zimmer für Bediente und der Art kann man noch wohlfeiler haben. Auch für eine einzige Nacht iſt der Preis beſtimmt. Eben ſo iſt es mit allen andern Dingen. Eine zeitlang war die Wirthſchaft verpachtet; da ſich aber mancherley Unbequemlichkeiten und Mißbräuche dabey fanden, hat der Landgraf das Ganze wieder in ſeine eigenen Hände genommen, d. h. Alles gehet auf ſeine Rechnung. Ein

Kammerrath und ein Schreiber ſind die Aufſeher und alles wird niedergeſchrieben und in die allgemeine Rechnung gebracht. Es iſt alſo weder Gaſt- noch Speiſewirth, noch Kaffeeſchenke hier, und doch iſt alles zu haben, für die Badgäſte ſowohl, als für die, welche nur auf eine Nacht, oder ein paar Stunden kommen.

Sonntags finden ſich Menſchen aller Stände aus Hanau, Frankfurt und den umliegenden Gegenden hier ein: und in der That wüßte ich wenig Orte, wohin man eine ſo angenehme Luſtpartie machen könnte. Die Gartenanlagen ſind ſehr hübſch, und man hat da für das Vergnügen von mancherley Menſchenarten und Ständen geſorgt. — Mit dem allen iſt dieſer Ort ſeit einigen Jahren ſo wenig beſucht worden, daß der Landgraf keine, oder doch ſehr geringe Zinſen aus dem Gelde zieht, das er hier angelegt hat. Alles, was ſich davon ſagen läßt, iſt, daß das Ganze ihm jezt nichts koſtet, denn ſo viel kommt freylich noch ein, daß Alles in gehörigem Stande erhalten werden kann. Es wäre ſehr zu bedauern, wenn eine ſo ſchöne Einrichtung zu Grunde ginge, gegen welche die Bäder von Lucca, Piſa, Battaglia, Embs, Langenſchwalbach und ſo manche andere, die ich kenne, nur eine armſelige Figur machen, wenn man bloß ihr Aeußeres betrachtet.

Im Grunde ſind alle die Bäder, die zwiſchen Hanau, Frankfurt und dem Rheine liegen, ſchon

ſeit mehreren Jahren wenig beſucht worden. Außer der Nähe der Franzoſen und der immer zu befürchtenden Unruhen, erwartete man dieſes Jahr auch ein Korps Preuſſen, das in dieſe Gegenden kommen ſollte. Armeen aber ſind keine angenehme Nachbarſchaft für ein Bad, und ſo bleibt mancher Gaſt zurück, der außerdem gekommen ſeyn würde. Endlich iſt das hieſige Waſſer von wenig Kraft! Man betrachtet Wilhelmsbad mehr als einen Ort der Beluſtigung, oder als einen angenehmen Sommeraufenthalt, wohin man ſich irgend ein anderes mineraliſches Waſſer kommen läßt, das man da trinkt.

Noch muß ich der ſogenannten Burg gedenken, eines kleinen Gebäudes, das ein ruinenartiges Anſehen hat. Es enthält nicht mehr als ſieben Zimmer, wovon fünf ſo klein ſind, daß man ſie eigentlich nur als Cabinetter betrachten kann. Gleichwohl wohnte der Landgraf mehrere Jahre in dieſem kleinen, einſamen, ganz im Holze verſteckten Gebäude, wo er nicht mehr als einen einzigen Bedienten unter dem nehmlichen Dache bey ſich haben konnte. In der Nähe iſt eine kleine Küche und etwas weiter wohnte das Geſinde. Und doch ſtand damals ſchon ſein größeres Haus, welches eins der vier Pavillons iſt, deren ich oben gedachte.

Frankfurt, den 6ſten Auguſt.

Ich bin nun vier Tage hier geweſen, habe meine Zeit ſehr angenehm in den hieſigen Geſellſchaften zugebracht und nur wenig von den ſogenannten Merkwürdigkeiten dieſer Stadt geſehen. Von den letztern hat Frankfurt wirklich ſehr wenig, wie ich ſchon aus zwey frühern Reiſen wußte, die ich hierher gemacht habe; ja ich kenne kaum einen Ort von dem Umfange und der Wichtigkeit, der eine ſo gar geringe Unterhaltung einem Reiſenden anböte, der hier keine Bekanntſchaften hätte. —

Der Dohm, der Römer und alle die Kaiſer- und Krönungsherrlichkeiten, wovon man hier das Locale zeigt, ſind, ſammt der goldenen Bulle, das Geld nicht werth, das man für ihre Beſichtigung zahlt. — Unter den ältern Gemälden, die man im Dominicanerkloſter ſieht, befinden ſich etliche, die nicht ſchlecht ſind und haben einiges Intereſſe für den, welcher die alte Deutſche Kunſt ſtudiert; aber das Ganze iſt doch von wenig Bedeutung. — Herr Silberberg hat einige Gemälde, die eigentlich nur einen Theil ſeiner Kunſtſammlung ausmachen, die jetzt nicht ganz zu ſehen iſt. — Herr Städel hat etliche Zimmer, die mit Gemälden behangen ſind, worunter ſich viel Gutes findet. Sehr ſehenswerth ſind ein paar Zimmer, die Schütz, der Vater, nach Zeichnungen ſeines Sohnes Franz

gemahlt hat. Mir waren ſie vorzüglich intereſſant, weil ich auf der Stelle war, als Franz Schütz dieſe Zeichnungen von dem Rheinfalle, den Borromäiſchen Inſeln ꝛc aufnahm. — Aber die wichtigſte Sammlung zu Frankfurt iſt wohl die des Herrn Gerning von Schmetterlingen und Inſekten, die wichtigſte dieſer Art, die ich in Europa kenne. Sie beſteht aus ungefähr hundert und funfzig Rahmen und Schubkaſten und hat einen eben ſo hohen Werth der Vollſtändigkeit, als ſie ſchön iſt und ſorgfältig unterhalten wird. — Wer den Vortheil hat, mit Herrn Eßlinger bekannt zu ſeyn, wird in ſeiner großen und koſtbaren Niederlage von ſeltenen Büchern aller Art eine dauernde und höchſt intereſſante Unterhaltung finden.

Das Theater iſt hier auf einem ſehr guten Fuß, und die Geſellſchaft gehört unter die beſſern in Deutſchland; hauptſächlich hat man einige gute Sänger und Sängerinnen, mit einem anſtändigen Orcheſter. Dadurch wird die Bühne eine bleibende und vernünftige Unterhaltung für die Bewohner der Stadt; auch ſind eine Menge Logen regelmäßig vermiethet. Das Theater gehört einer gewiſſen Zahl von Actionairs, die einen Ausſchuß von ſechs Perſonen wählen, die das Ganze regieren. Es verſteht ſich von ſelbſt, daß es eine bleibende Bühne iſt.

Was mir in Frankfurt am meiſten Vergnügen machte, iſt der zunehmende Wohlſtand, Handel und Induſtrie! Es thut mir unendlich wohl, mich an einem Orte zu befinden, der merklich im Steigen iſt; denn zeither habe ich größtentheils Städte geſehen, die entweder ſtille ſtanden, oder in einem progreſſiven Verfalle waren. Frankfurt hingegen hat ſeit ſechs Jahren, da ich das letzte Mal hier war, an Bevölkerung und Reichthum zugenommen. Ein paar hundert neue Häuſer ſind ſeitdem gebaut worden, oder werden noch gebauet. Man füllet Gräben aus, ebnet Wälle und verwandelt Gärten in Straßen. Alles das fand ſich und findet ſich innerhalb der Mauern. Man bauet jetzt ein ganz neues Quartier, oder Viertel, das aus einem Markte und ein und ein halb Dutzend Gaſſen beſtehen wird. Viele der Häuſer ſind ſchon gebaut, und, obgleich noch nicht bewohnbar, vermiethet.

Nach dieſer beträchtlichen Zunahme von Häuſern ſollte man natürlich glauben, daß die Miethe in der ganzen Stadt fallen müßte, und daß das Unzufriedenheit unter den alten Hauseigenthümern erregen würde; allein man verſichert mich, daß das bis hierher keinesweges der Fall geweſen, und daß der Preis der Wohnungen ungefähr immer der nehmliche geblieben, oder gar geſtiegen iſt. Eine große Familienwohnung koſtet zwölf, funfzehn, ja ſechzehn hundert Gulden und drüber.

Auch die Juden, die ſonſt in einer einzigen Gaſſe elendiglich eingeſperrt waren, ſollen einen größern Platz bekommen. Ich war kürzlich in der ehemaligen Judengaſſe und fand ſie noch in ihrer Zerſtörung. Sie erinnern ſich, daß ſie vor drey Jahren in Brand gerieth und daß man, um dieſem zu ſteuern, die übrigen Häuſer bis auf den Boden niederriß. Von allen dieſen iſt ſeitdem nicht ein einziges wieder aufgebaut worden. Die Juden, die ſie bewohnten, ſind jetzt in der ganzen Stadt umher zerſtreuet, wo es ihnen ſo wohl gefällt, daß ſie in gar keiner Eile ſind, ihre Brandſtätten wieder aufzubauen. Auch wird das wohl nicht eher geſchehen, als bis man über einen allgemeinen Plan von Erweiterung des Raumes einig geworden iſt. —

Unter den neuen Gebäuden, die ſeit ſechs Jahren hier errichtet worden ſind, herrſcht im Ganzen mehr Geſchmack und ein beſſerer Styl von Baukunſt, als man in denen findet, die an verſchiedenen andern Orten von Deutſchland in der nehmlichen Zeit gebaut worden ſind. Die beiden Reformirten Kirchen, die Deutſche ſowohl als die Franzöſiſche, ſind gute Gebäude von innen und außen; die Deutſche jedoch mehr von außen, als inwendig. — Wie ſich der Zeitgeiſt ändert! Hier haben Sie alſo zwey Gebäude in der Stadt für den Reformirten Gottesdienſt, und vor nicht gar vielen Jahren waren dieſe Glaubensgenoſſen noch genöthi-

get, auf ein Dorf, eine Stunde von Frankfurt, darnach zu gehen.

Mehrere wohl unterrichtete Einwohner dieſer Stadt behaupten, daß ihre Bevölkerung ſich jetzt beynahe auf ſechzig tauſend Menſchen belaufe. Ich bin ſo ziemlich gewiß, daß ſie ſich irren, aber ſicher iſt es, daß die Menſchenzahl hier ſehr zugenommen hat. Man ſetzte dabey die Juden mit zehn tauſend Perſonen an, die ſonſt immer nur auf acht tauſend gerechnet wurden.

Die vermehrte Bevölkerung und der erhöhte Reichthum dieſer Stadt machen, nebſt mehrern andern Umſtänden, die in dem gegenwärtigen Kriege ihren Grund haben, daß Frankfurt, welches ſonſt einer der wohlfeilern Orte von Deutſchland war, ein ſehr theurer geworden iſt. Für gewiſſe Dinge habe ich ſo ziemlich doppelt ſo viel bezahlt, als vor drey und zwanzig Jahren, als ich das erſte Mal hier war. Auch ſeit meinem letzten Beſuche (vor ſechs Jahren) finde ich die Preiſe aller Dinge merklich erhöht. In den großen Wirthshäuſern bezahlt die Perſon jetzt für die Mittagsmahlzeit auf dem Zimmer 2 Fl. 45 Xr. und für die Abendmahlzeit zwey Gulden. Von den Zimmern, die wir hier bewohnen, koſtet jedes täglich zwey Gulden, und eben ſo viel bekommt der Lohnbediente. — Das Fuhrwerk iſt auch ſehr theuer.

Von den hieſigen Geſellſchaften ſage ich Ihnen nichts. Man weiß längſt, daß die Fremden ſie

ſehr angenehm finden, und daß die Frankfurter durch ihre Gaſtfreundſchaft bekannt ſind. Uebrigens habe ich hier wenig Perſonen geſehen, die ich nicht ſchon längſt kannte, und einige darunter ſind ſehr alte Bekannte. — Auch fand ich die Partien, die man auf die Landhäuſer macht, die den Einwohnern der Stadt gehören, ſehr angenehm.

Frankfurt den 8 Auguſt.

Wir waren geſtern in Darmſtadt, wo ich in fünf Stunden mehr Zeit fand, als nöthig iſt, den Ort zu ſehen, und eine Mahlzeit einzunehmen. Dieſe Stadt liegt drey Meilen von hier, in einer ziemlich hübſchen, aber ſehr flachen Gegend. Die Hügel, die man da ſieht, nach Heidelberg ſo wohl, als nach Maynz zu, ſind zu weit entlegen, um zur Schönheit der Gegend viel beyzutragen. — So bald man den reichen und ſonderbar angelegten und benutzten Strich, in welchem Frankfurt liegt, verlaſſen hat, kommt man in ein Land, das nicht zum beſten gebaut iſt. Ein großer Theil deſſelben iſt ſandig: und das iſt die Urſache, warum man auf der ganzen Strecke ſo viel Waldung ſieht.

Darmſtadt hat weder als Stadt, noch als Reſidenz viel Ausgezeichnetes. Das Schloß iſt von großem Umfange, aber kaum zur Hälfte ausgebauet; und die alten hölzernen Läden, die man

an zwey Hauptſeiten ſtatt der Fenſter ſieht, geben ihm ein wüſtes, trauriges Anſehen. — Der Engliſche Garten iſt ohne Bedeutung. Es liegt eine Landgräfin darin begraben; aber ihr Denkmahl beſtehet bloß aus einem Haufen Erde, mit einer kleinen marmornen Urne, die ihr Friedrich II von Preußen errichten ließ.

Darmſtadt hat mir alſo nicht viel Unterhaltung gewährt. Indeſſen kommt man ſelten in eine Reſidenzſtadt, wo ſich nicht wenigſtens Etwas findet, das man an andern Orten nicht ſieht. Hier iſt der größte von keinem Pfeiler, von keiner Säule unterſtützte Saal, den ich in Europa geſehen habe. Weſtminſterhall und der Salone zu Padua kommen mit ihm in keine Vergleichung. Man gab mir ſeine Länge zu drey hundert und vierzehn, und ſeine Breite zu ein hundert und drey und funfzig Schuh an. Das Auffallende iſt, wie die Decke über einem ſo ungeheuern Gebäude ſchweben kann: und das iſt denn eigentlich das Kunſtwerk, das man bewundert. Sie wird von oben herab von einem Hängewerke getragen, welches, ſo viel ich ſehen konnte, nach Art gewiſſer Brücken gebaut iſt, in denen ſich die Balken gegen einander ſperren. Je größer auf einer ſolchen Brücke die Laſt iſt, je feſter drücken ſich die Balken zuſammen, und nun iſt es einerley, ob die Laſt oben auf, oder zwiſchen inne liegt, oder ſo angehangen iſt, daß ſie von unten herauf wirkt,

wie es bey dieſer Decke der Fall iſt. Es gehen nehmlich von dem Hängewerke große Pfoſten und eiſerne Stäbe herab, an denen die Hauptbalken der Decke befeſtiget ſind. — Uebrigens werden Sie ſchon längſt errathen haben, daß ich Ihnen das berühmte Exercierhaus von Darmſtadt beſchreibe.

Zehnter Brief.

Reiſe von Frankfurt nach Caſſel — Friedberg — Wetzlar — Gießen — Marburg — Holzdorf — Jeßberg — Wavern — Caſſel — Willhelmsthal — Hofgeismar — Reiſe von Caſſel nach Seeſen — Harzreiſe — Clima — Erzeugniſſe — Bergwerke — Clausthal — der Dorotheenſchacht — Andreasberg — Der Rehberger Graben — Reiſe über den Brocken — neues Gaſthaus auf der oberſten Höhe — Elbingerode — Rübeland — die Bielshöhle — Blankenburg — Wernigerode — Goßlar — Lutter — Braunſchweig.

Jeßberg, zwiſchen Wetzlar und Caſſel,
den 10 Auguſt 1799.

Wir verließen Frankfurt geſtern früh, und kamen ſehr zeitig zu Wetzlar an, ob ſchon die Entfernung neun Meilen und die Wege hin und wieder nicht die beſten ſind. Von Frankfurt nach

Friedberg ſind drey Meilen, auf denen man durch die Länder — ich weiß nicht von wie viel Fürſten und Herren kommt. Die Folge davon iſt, daß ein jeder ſich Wegegeld bezahlen läßt, und daß die Straße ziemlich ſchlecht unterhalten wird. Aber ein Reiſender iſt gewohnt, auf ſo mancherley Art geplündert zu werden. — Mit dem Poſtgelde iſt es auch ſo. Zu Hanau koſten zwey Pferde zwey Gulden auf die Meile; zu Frankfurt, wie in Franken und Bayern, 1 Fl. 30 Xr. Zu Friedberg, Butzbach, Wetzlar und Gießen waren es abermals zwey Gulden. — Es iſt höchſt billig, daß die Poſtmeiſter gehörig für ihre Pferde bezahlt werden; wenn aber der zu Frankfurt für 1 Fl. 30 Xr. fahren kann, ſo iſt es offenbar, daß die auf den genannten Stationen mit zwey Gulden zu viel bekommen.

Ehe man Friedberg erreicht, ſieht man in einiger Ferne zur Rechten das Schlachtfeld von Bergen. Allein wer hält ſich jetzt noch bey Schlachtfeldern auf, wenn er das ſüdliche und weſtliche Deutſchland durchwandert hat! Was nun vollends Schlachten ſind, wie die bey Bergen und Dettingen (das letztere ſahen wir zwiſchen Aſchaffenburg und Hanau) ſo kommen dieſe ſeit der Franzöſiſchen Revolution in gar keine Betrachtung mehr. —

Wir kamen um vier Uhr zu Wetzlar an, und hatten mehr als hinlängliche Zeit, die Herr-

lichkeiten dieſes Ortes zu ſehen. — Ein Garten, der ſich in Terraſſen erhebt, und von dem man eine vortreffliche Ausſicht hat, und nachher die von dem alten zerſtörten Schloſſe, das auf einer Anhöhe dicht an der Stadt liegt, zogen mich am meiſten an. Die Gegend um Wetzlar iſt wirklich ſehr hübſch, wie ungefähr alles, was die Lahn benetzt.

Man muß doch, wenn man zu Wetzlar iſt, ſich das Haus öffnen laſſen, in welchem das Reichskammergericht ſeine Sitzungen hält. Zu ſehen iſt da nichts, es müßte denn ein Saal ſeyn, der freylich, mit denen zu Regenſpurg verglichen, reinlicher, heiterer, — faſt hätte ich geſagt geſchmackvoller iſt, als alles, was man dort ſieht.

Wetzlar hat weder eine ſchöne, noch eine gerade Gaſſe, und eben ſo wenig eine ebene. Man gehet ohne Unterlaß bergauf, bergab, über ein ziemlich ſchlechtes Pflaſter, und zwiſchen Häuſern, die mehrentheils klein und unanſehnlich ſind. Die Einwohner leben von einander ſelbſt, und von den Reichsabgeordneten, die ſich hier aufhalten, die aber auch ſehr wenig verzehren, und wovon bey weitem die größte Zahl nicht einmal Kutſche und Pferde hält. — Die Lahn fließt an der Stadt hin, und bildet unterhalb derſelben ein angenehmes Thal. — Auch hier zeigte man uns ein Schlachtfeld, das von 1796. — Wetzlar hat eine alte und in ihrer Art ſchöne Kirche. Ich glaube, ſie gehört

in die frühesten Zeiten der Architektur in Deutſchland.

Die heutige Tagereiſe brachte uns über zwey Univerſitäten! Gießen iſt ein elender Ort! Ich ging ein paar Gaſſen auf und ab, und fand mehrentheils alte und armſelige Häuſer. — Das ſogenannte Schloß, mit dem Zeughauſe, in welchem aber keine Waffen mehr ſind, verdient eben ſo wenig Aufmerkſamkeit. Indeſſen bereue ich es nicht, daß ich mir das Hauptgebäude der Univerſität habe zeigen laſſen. Es würde mir ſchwer werden, Ihnen ein Bild von der Unordnung und Verheerung zu geben. — „Die Franzoſen, hieß es, haben alles zu Grunde gerichtet.“ — Aber ſeitdem ſind drey Jahre vergangen, und man hätte die öffentlichen Hörſäle wenigſtens reinigen können? — „Ja, die Herren Profeſſoren halten die Vorleſungen in ihren eigenen Häuſern.“ — Und das können ſie in der That ſehr gut; denn als ich nach der Zahl der Studenten fragte, ſagte der Pedell, daß ihrer jetzt nicht ganz hundert wären.

An den theologiſchen Hörſaal ſtößt ein ganz kleines Behältniß, das mit allen Arten von obſcenen Gegenſtänden bemahlt war. Ich glaubte, daß die Franzoſen das gethan hätten, und fragte warum man den Schmutz nicht überweißte? — „Ja, was hilft es, ſagte der Mann; wenn wir es auch einmal weißen laſſen, ſo iſt es gleich wieder voll: es iſt das Carcer.“ — Alſo war das die Arbeit

der Herren Studenten, welche hier reichlich gezeigt haben, daß die Wiſſenſchaften nahe mit den bildenden Künſten verwandt ſind.

Am meiſten beluſtigte mich das ſogenannte Obſervatorium! Was ich Ihnen auch von dem Oberboden, über den ich ging, von der Treppe, der Unreinlichkeit und den Löchern, die den ganzen Weg gefährlich machen, ſagen möchte, es würde Ihnen doch keinen Begriff geben. Was ich da ſah, iſt nicht zu beſchreiben. Eigentlich ging ich auch nicht hinauf, um eine Sternwarte, ſondern um die Ausſicht auf das Land umher zu ſehen, wozu ſich gerade da eine Höhe anbot; aber das erwartete ich nicht, daß ich auch nicht ein einziges Inſtrument finden würde, und daß ich Gefahr laufen ſollte, ein Bein zu brechen, weil in der oberſten Treppe eine Stufe fehlte. Uebrigens hat dieſe Erhöhung bloß den Namen der Sternwarte, wird aber nicht dazu gebraucht. — Schade! rief ich aus, als ich die Ausſicht ſah, daß in dieſer hübſchen Gegend nicht eine beſſere Stadt iſt! — Gießen heißt und iſt eine Art von Feſtung; aber die Werke ſind unterhalten, wie die Hörſäle der Univerſität.

Von hier hatten wir drey Meilen bis Marburg, wo ſich alles ganz anders ankündiget. Zwar iſt auch dieſe, obſchon weit über Gießen erhaben, keine ſchöne Stadt; aber hier ſind doch weit beſſere Häuſer, und alles verſpricht mehr Wohlſtand und Ordnung. Die Univerſität iſt auch beträchtlicher,

denn hier rechnet man — zwey hundert Studenten. — Das Wirthshaus, die Poſt, iſt gut. — Was mich am meiſten hier beſchäftigte, war die Natur. Eine ſchönere Gegend habe ich ſeit Salzburg nicht geſehen! — Die Stadt zieht ſich um einen Hügel herum, auf deſſen Höhe ein altes, fürſtliches Schloß liegt. Mit ſehr wenig Mühe erhält man hier eine reitzende Ausſicht auf ein mahleriſches, reiches, angebautes Land. Man überſieht es von dem Schloſſe nach allen Seiten, und wundert ſich, am entgegengeſetzten Abhange eine Stadt zu ſehen, die der, aus welcher man heraufkommt, ſo nahe liegt. Wirklich iſt es noch immer Marburg, das ſich ſonderbar um den Hügel herumzieht, auf deſſen obern Höhe das Schloß ſteht.

Holzdorf, wo wir zunächſt Pferde wechſelten, iſt ein ſchlechtes Dorf, und von da kamen wir nach Jeßberg, ebenfalls ein Dorf, wo wir im Poſthauſe einen guten Gaſthof gefunden haben.

Caſſel, den 12ten Auguſt.

Wir hatten geſtern zwey und eine halbe Meile bis Wavern, und drey Meilen hierher. Wavern iſt ein ſchlechtes Dorf, wie die mehreſten in Heſſen. Der Landgraf hat hier ein Schloß, das ich beſahe, während daß die Pferde gewechſelt wurden; aber ich fand nichts Sehenswürdiges. Auch kommt der Fürſt ſelten hierher.

Ich machte geſtern einen langen Spaziergang in den Engliſchen Anlagen, beſonders in den Theilen, die unmittelbar um das Wohnhaus des Landgrafen herumliegen. Die Ausſicht auf das ſchöne Land umher iſt reitzend, und die Einwohner von Caſſel, die an Werkeltagen nicht eben zum beſten gekleidet ſind, erſchienen in ihrer Sonntagstracht zum größten Vortheile.

Heute beſuchten wir Willhelmsthal und Hofgeismar, eine Ausflucht, die uns den ganzen Tag beſchäftigte. Erſteres iſt ein fürſtlicher Landſitz, drey Stunden von Caſſel, der zwar aufrecht erhalten, aber wenig beſucht wird. — Hier findet man, wie zu Windſor und Pilnitz, die Portraits von Frauenzimmern aufgehangen, die die Liebſchaften eines ehemaligen Landesfürſten waren. Unſer Führer (dieſe Leute heißen auf den Caſſelſchen Schlöſſern Burggrafen) beluſtigte mich, als er die verſchiedenen Portraits nannte, und bey einigen recht ausdrücklich ſagte: „dieſe drey ſind bürgerlichen Standes!" als ob ſchlechterdings nöthig wäre, daß jede — — Geliebte eines Fürſten von Adel ſeyn ſollte. Mich dünkte wirklich, der Mann beneidete dieſe Mädchen noch dieſe Stunde um die hohe Ehre.

Die Anlagen waren Franzöſiſch, und ſind es großentheils noch; doch hat der gegenwärtige Landgraf den obern Theil nach ſeinem Geſchmacke, d. h. Engliſch bearbeiten laſſen. Auch hier zeigt ſich

ſeine Liebe zu Ruinen; denn auf dem höchſten Theile dieſer Anlagen hat er einen Thurm bauen laſſen, deſſen oberer Theil abgebrochen ſcheint. Von der Spitze deſſelben hat man eine hübſche Ausſicht auf das Land umher. Auch iſt hier eine ſehr ſchöne Grotte, ſo weit nehmlich ſo etwas ſchön ſeyn kann, mit vielen Waſſerwerken, die man für jeden Fremden ſpielen läßt.

Geismar iſt ein elender kleiner Ort; aber deſto ſchöner iſt das daran gelegene Bad welches man Hofgeismar nennt. Dieß iſt nun ſchon das dritte von der Schöpfung des gegenwärtigen Landgrafen, das ich geſehen habe; dieſes hier dankt ihm wenigſtens ſeine gänzliche Erneuerung. Ueberall die nehmliche Nettigkeit, Präciſion und guter Geſchmack, ohne Anſprüche. Die Häuſer haben alle ein friſches, reinliches, freundliches Anſehen; auch machen die Hauptgebäude, wie die zu Willhelmsbad, ein Ganzes. Es würde mir ſchwer werden zu ſagen, welches ich dem andern vorziehen ſollte.

Ein jeder, welcher weiß, wie ſo gar wenig oder nichts die Landesfürſten an den berühmteſten Waſſerquellen von Europa gethan haben, muß bedauern, daß die Heſſiſchen, auf die ſo viel gewandt worden iſt, gerade am wenigſten durch heilſame Kraft, oder reichen Gehalt ſich empfehlen. Indeſſen iſt das hieſige ſtärker, als das zu Willhelmsbad; es hält viel Schwefel und ein wenig Eiſen, und gleicht

im Geſchmacke dem Pyrmonterwaſſer, nur daß es weder ſo ſtark, noch ſo angenehm iſt. Man badet in Gicht und Gliederkrankheiten, alten Wunden ꝛc.

Die Säle zum Speiſen und Tanzen ſind groß und zweckmäßig, aber immer niedrig. Im erſteren ſind Plätze für Buden, wo man die mehreſten ſogenannten Galanteriewaaren findet, die in die großen Bäder gewöhnlich zum Verkaufe gebracht werden. — Außer regelmäßigen, weitläuftigen und mit Kies wohl unterhaltenen Alleen finden ſich hier auch Engliſche Anlagen in einem guten Geſchmacke und mit etlichen kleinen Gebäuden verziert. — An einem Ende dieſer Anlagen hat der Landgraf ein eigenes Haus, deſſen Aeußeres ſich ſehr empfiehlt, inwendig aber ſo kärglich und armſelig meublirt iſt, daß es ſich ſchlechterdings nicht der Mühe lohnt, es öffnen zu laſſen.

Die Mittagsmahlzeit an der öffentlichen Tafel koſtet nicht mehr als zwölf Groſchen, und die Preiſe der Zimmer und ſo mancher andern Dinge ſind feſtgeſetzt. — Eine Waſſerkunſt pumpt die Quelle in das Badehaus, wo es in einem wohleingerichteten Behälter gewärmt wird. Die Bäder ſelbſt ſind von Bley, von Holz und ein Paar von Marmor. Auch iſt noch eine Anſtalt da, wo arme Leute unentgeldlich baden können.

Die Dörfer zwiſchen Hofgeismar und Caſſel ſehen ſo elend und verfallen aus,

daß der Fürſt nie anders als mit geſchloſſenen Augen durchfahren ſollte. Ueberhaupt iſt das baufällige, vernachläſſigte Anſehen der Heſſiſchen Dörfer, beſonders auf den Strichen, durch die ich dieſes Mal gekommen bin, auffallend. Wo ich ſolche Häuſer ſehe, ſchließe ich mehrentheils ſehr richtig auf die Armuth der Einwohner, und ſo umgekehrt. Indeſſen iſt der Heſſiſche Bauer nicht mit Abgaben überladen; aber es fehlet dem Landbaue an Männern. Daher ſieht man denn ſo viele Weiber auf den Feldern. Ich habe ihrer oft vier, fünf und ſechs gegen ein einziges männliches Geſchöpf gezählt. Aber das nehmliche habe ich auf dem ganzen langen Striche zwiſchen Darmſtadt und Caſſel geſehen, und ſelbſt in Franken fand ich viele Weiber mit dem Theile der Landwirthſchaft beſchäftiget, den ſonſt ausſchließlich die Männer beſorgen. So iſt es auch häufig das Geſchäft der Weiber, das Korn — nicht abzumähen, ſondern mit der Sichel zu ſchneiden.

Clausthal, auf dem Harze,
den 14ten Auguſt 1799.

Von Caſſel über Münden und Göttingen bis Nordheim ging ich über betretenen Boden, indem wir dieſe ſieben Meilen nur erſt vor funfzehn Monathen gemacht haben. Und doch ſahe ich mit neuem Vergnügen die herrliche Ausſicht, eine halbe Stunde von Caſſel, ſowohl als die liebliche, reich

angebaute, allgemeinen Wohlſtand zeigende Gegend um Münden. Wie niedlich ſind hier ſelbſt die Hütten der Niedrigſten! Alles lacht und blüht, und macht mit dem Heſſiſchen einen Abſtich, der mir wehe thut.

Schon bemerke ich aus mancherley, daß wir nun wieder in Norddeutſchland ſind. Hin und wieder fehlt es an Pferden, und überall wird man aufgehalten. Alles iſt langſamer und ſchwerer, die Straßen werden ſchlechter, die Leute machen Schwierigkeiten und die Poſtknechte kehren in jeder Schenke ein. Es iſt noch nicht lange, daß ich die Thurn und Taxiſche Poſt verloren habe, und ſchon habe ich mehr als einmal dieſe guten Leute zurückgewünſcht. Wer viel in Deutſchland gereiſt iſt, hat den Unterſchied zwiſchen dieſem und dem Poſtweſen der verſchiedenen Landesfürſten gefühlt. Die Thurn und Taxiſchen-Poſtknechte, in welchem Lande ich ſie auch gefunden habe, ſind mehrentheils zufrieden mit dem, was man ihnen giebt, machen Alles möglich und leicht, ſind immer höflich, und ſelten, höchſt ſelten ſteigt einer vom Pferde ab, bis er Sie an den Ort Ihrer Beſtimmung gebracht hat.

Da dieſe Leute aus ſo vieler Herren Länder und doch überall ſich gleich ſind, ſo muß die ganze Einrichtung doch wohl von oben herab ihre Richtung bekommen, und es muß alſo die Schuld der verſchiedenen Regierungen ſeyn, daß das Poſtweſen in Norddeutſchland ſo ſchlecht iſt. — Ich weiß

wohl, daß unſere Stationen länger und die Wege mehrentheils ſchlechter ſind, als ſüdlicher hin; aber die Poſtknechte machen es ſich ſo feſt zur Regel, den Reiſenden aufzuhalten, daß ſie auch dann noch einkehren, wenn die Fahrt nur von zwey, ja ſogar nur von Einer Meile iſt. Ich rede aus Erfahrung. Auch fahren ſie, ſelbſt auf dem guten Wege, auch mit ſechs Pferden, langſamer, als jene mit vieren; und zum Anſpannen brauchen ſie wenigſtens drey Mal ſo viel Zeit, als die Thurn und Taxiſchen.

Von Nordheim geht der gerade Weg nach Braunſchweig über Seeſen, Lutter ꝛc. Wer den Harz bereiſen will, geht von Nordheim nach Oſterrode, Clausthal ꝛc. Auch wir hätten nach Oſterrode gehen und den Wagen von da nach Seeſen ſchicken können, und wir würden es gethan haben, wenn man mir nicht geſagt hätte, daß der große Reiſewagen auf der Straße kaum würde fortkommen können. Allein ich fand auch die von Nordheim nach Seeſen abſcheulich. Von dieſem letztern Orte ſchickte ich den Wagen, (zwey Meilen) nach Lutter; wir ſelbſt aber nahmen einen vom Poſtmeiſter, und machten bis Clausthal (zwey und eine halbe Meile) einen Weg, als abſcheulicher und mühſamer ſich nicht leicht etwas denken läßt. Eigentlich ſollte man es gar nicht einen Weg nennen, denn niemand thut etwas daran; der Einwohner giebt es wenige, und dieſe haben geringes Verkehr, und höchſt ſelten wird er von einem neugierigen Reiſenden befahren.

Dabey ſind einige Berge ſo ſteil, daß drey Pferde eine ſchwere Arbeit hatten, die ganz leere Kaleſche, denn wir gingen alle zu Fuße, hinauf zu ziehen.

Wernigerode, den 17ten Auguſt.

Mit Seeſen alſo fängt meine Reiſe durch den Harz an, ein Land das ich weder ſo ſchön, noch ſo romantiſch finden kann, als manche meiner Vorgänger es beſchrieben haben.

Der Strich zwiſchen Seeſen und Clausthal iſt höchſt elend, wie es denn der größte Theil des Harzes iſt, ſo weit ich ihn geſehen habe! Etwas mageres Gras, oder vielmehr Raſen, Fichten, und Steine, hin und wieder Sumpf. Und ſo menſchenleer! — Man kann ſo ziemlich allgemein ſagen, daß auf den höhern Theilen des Harzes kein Getreide wächſt; die wenigen Ausnahmen kommen in keine Betrachtung. Ich kann mich nicht erinnern, auf den fünf Stunden ein anderes Dorf geſehen zu haben, als Grund; daß auf der eben ſo langen Strecke von Clausthal nach Andreasberg gar keins iſt, weiß ich gewiß; und von Andreasberg bis auf die entgegengeſetzte Seite des Brocken iſt auch keins. Alſo findet man auf den funfzehn oder ſechzehn Stunden, in der Richtung, die ich eben beſchrieben habe, Clausthal, Andreasberg und das armſelige Dorf Grund. Selbſt einzelne Häuſer ſind

äußerſt ſelten. Einige wohlgekleidete Perſonen ausgenommen, welche Bergbeamte mit ihrer Familie waren, habe ich, auf dieſen acht Meilen, niemanden begegnet, als einſamen Köhlern, die ſchwer und langſam vor ihren Karren hergingen, deren ſie gewöhnlich zwey beſorgen; denn das Pferd mit dem zweyten Karren folgt dem erſtern von ſelbſt, und das ſo ſorgfältig und genau, daß ſich der Mann gar nicht darum zu bekümmern ſcheint.

Eine halbe Stunde, ehe man Clausthal erreicht, fangen die Hütten an, die beynahe bis an die Stadt reichen, und die man, von dieſer, gewöhnlich die Clausthaler Hütten nennt. Sie gehören unter die weitläuftigern und anſehnlichern, die ich irgendwo geſehen habe. Der Liebhaber hat hier volle Gelegenheit, die mehreſten Theile des Bergbaues zu ſtudieren, und auch Maſchinen und ihr Geſtänge in Menge zu ſehen. Hier ſind, wenn ich nicht irre, nicht weniger als funfzehn Schmelzöfen nahe bey einander, und ungefähr eben ſo viel Pochhäuſer. Von den letztern durchging ich nur ein einziges in allen ſeinen Theilen, bemerkte aber nichts, das ich in Sachſen und anderswo nicht auch geſehen hätte; wohl aber vermißte ich den Stoßherd. Der Steiger, der uns führte, ſagte mir, man kenne ihn, wußte mir aber nicht zu ſagen, warum er hier nicht eingeführt iſt. — Was hier ausgebracht

wird, iſt Silber und Bley. Vom erſtern ſind die Erzſtufen nicht eben reichhaltig; aber Bley gewinnt man in großer Menge. — Das gepochte und ausgewaſchene Erz wird im Sommer auf Haufen geworfen, und im Winter noch einmal bearbeitet.

Clausthal iſt eine ſehr niedliche Stadt, wo ich in einem hohen Grade jene Reinlichkeit fand, die ich ſo oft in Bergſtädten bemerkt habe. Die Häuſer ſind größtentheils von Holz, aber meiſtens gut angeſtrichen, ſo daß ſie ſehr wohl ausſehen. Da es die Hauptſtadt des Harzes iſt, ſo finden ſich hier mehrere Collegien, und eine beträchtliche Zahl von Beamten, die faſt durchaus in recht hübſchen Häuſern wohnen. Dabey hat die Stadt weder Mauern noch Thore, und gleicht in einigen Rückſichten einem ſchönen Dorfe. — Hier muß man allen Reichthum des Landes unter der Oberfläche der Erde ſuchen. Getreide, Obſt, feine Gemüſe finden Sie nicht, ja unmittelbar um Clausthal herum wachſen nicht einmal Bäume irgend einer Art. Indeſſen fand ich rings um dieſe Stadt herum, was ich bisher auf dem Harze noch nicht geſehen hatte, und wovon mir auch nachher wenig vorgekommen iſt, — gute Wieſen und Weiden. Auch ſah ich Abends zahlreiche Herden von Kühen durch die Stadt wandern. — Man ſagt mir, daß die Fütterung nicht reichhaltig iſt, daß dieſe Wieſen und Weiden ſchöner für das Auge

ſind, als ſchätzbar durch ihren innern Gehalt, und daß man hier nicht die vortrefflichen Kräuter ſuchen muß, die in glücklichern Himmelsſtrichen auf den Gebirgen wachſen. Aber Clausthal liegt 1695 Pariſer Schuhe über dem Meere und frey und ungedeckt auf einer Anhöhe, wo es allen Winden und jedem unfreundlichen Einfluſſe eines nördlichen Clima ausgeſetzt iſt.

Ich habe die Bevölkerung von Clausthal in einigen Schriften mit zehn tauſend Menſchen angeſetzt gefunden; allein hier höre ich, daß ſie nicht ganz neun tauſend beträgt. — Es verſteht ſich von ſelbſt, daß die mehreſten Einwohner dieſer Stadt vom Bergbaue ſich nähren. Die Weiber klöppelten ſonſt; ſeit einiger Zeit geht aber dieſes Gewerbe nicht mehr, und ſo ſpinnen ſie jetzt. Man macht auch einige grobe Stoffe zu Winterkleidung. Ein wenig Handel und Viehzucht machen die übrige Nahrung aus. — Hier iſt die Münze für die ſämmtlichen Hannöverſchen Lande.

An einem Orte, der wie Clausthal gelegen iſt, konnte es zu keiner Zeit ſehr wohlfeil ſeyn; jetzt aber klagt man ſehr über Theurung, und das iſt überaus begreiflich. Das Einkommen der mehreſten Einwohner des Ortes beſteht in einer feſtgeſetzten Summe baren Geldes, welche nie in dem Verhältniſſe erhöht wird, in welchem der Preis aller Dinge ſteigt. Alles was hier ver-

braucht wird, muß aus der Ferne herbeygeſchafft werden, und jetzt iſt alles ſchon an den Orten theurer, von denen man es holt. Indeſſen haben die Bergleute hier einen Vortheil, den man in wenig Ländern kennt: ſie bekommen ſammt und ſonders einen kleinen Jahrgehalt von der Regierung, ſo bald ſie krank, oder durch Alter oder Zufälle in eine Lage geſetzt werden, in der ſie nicht arbeiten können. Dieſer Gehalt wird auch auf ihre Witwen und Kinder ausgedehnt.

Der Herr Bergrath Ilſemann hat ein kleines, aber ſehr ausgeſuchtes Mineraliencabinet. — Die Krone iſt ein gutes, reinliches Haus, und der Wirth ein feiner, wohl unterrichteter Mann.

Den funfzehnten beſahen wir noch einiges in und um Clausthal, und nahmen dann Wagen und Pferde von unſerm Wirthe, die uns nach Andreasberg (zwey und eine halbe Meile) brachten. Der Weg iſt ungefähr wie der zwiſchen Seeſen und Clausthal, die Anſicht des ganzen Landes traurig; ſeine Erzeugniſſe ſind Fichten, Steine, mageres Gras, oder Raſen, und hin und wieder Sümpfe. Kein Menſch begegnete uns, ein paar Köhler ausgenommen.

Eine halbe Stunde von Clausthal liegt, auf dieſem Wege, der Dorotheenſchacht, wo ein Mechanismus zu ſehen iſt, den, wie man mir ſagte, jeder gemeine Bergmann uns zeigen könnte.

Der Wagen hielt an der Landſtraße an einem Hauſe ſtille, das der Geſchworne bewohnt, und von welchem der Schacht einige hundert Schritte entfernt iſt, wohin wir denn gingen. In der That zeigte uns ein Bergmann ſogleich den ſehr einfachen Mechanismus, durch welchen jede Tonne, die aus der Grube heraufkommt, durch einen Stift angezeigt wird. Es iſt nehmlich an der Welle des großen Rades, welches die Tonne aus dem Schachte bringt, eine kleine eiſerne Winde angebracht, die ſich, da ſie an der Achſe befeſtiget iſt, eben ſo oft herum dreht, als das große Rad ſelbſt. An zwey Orten dieſer Winde iſt ein Geſtänge, wovon ſich das eine ſchneller bewegt, als das andere, welches dem Mittelpunkte der Bewegung näher iſt. Beide Geſtänge endigen ſich in einem verſchloſſenen Kaſten, wo ſie durch Stifte anzeigen, wie oft das große Rad ſich umgedreht hat. Daraus läßt ſich die Zahl der Tonnen, welche aus der Grube gebracht worden ſind, berechnen. — Ich wünſchte dieſen Kaſten geöffnet zu ſehen, welches mir denn auch ſogleich verſprochen wurde, weil der Geſchworne, der den Schlüſſel hatte, gerade in der Nähe wäre. Ein Bergmann ging darnach, blieb lange weg, und kam endlich mit der Nachricht zurück, daß der Herr Geſchworne viele Fragen gethan, daß er bemerkt hätte, wir wären bey ſeinem Hauſe vorbeygegangen, ohne uns bey ihm melden zu laſſen ꝛc. Kurz er verlangte, wir ſollten mit ihm hinauf in ſein

Haus kommen, von da er denn wieder mit uns herabgehen und den Kaſten öffnen wollte. Wir hielten die Sache nicht für wichtig genug, um dieſe förmliche Abbitte für die beleidigte Etikette zu thun.

Die Gegend um Andreasberg iſt noch kahler, als die von Clausthal; auch fand ich nichts von dem Romantiſchen, das man uns verſprochen hatte. Die Häuſer ſind auch viel ſchlechter als dort, und enthalten ein paar tauſend Seelen. Der Ort hat vor kurzem einen großen Brand erlitten, ſo daß ein beträchtlicher Theil deſſelben ganz neu, aber von Holz gebaut iſt. Er liegt 1773 Pariſer Schuhe über dem Meere; alſo acht und ſiebzig Schuh höher, als Clausthal. — Die Bergwerke und Hütten, die nahe bey der Stadt liegen, hatten für mich kein Intereſſe, weil ich nichts darin fand, wodurch ſie ſich von denen bey Clausthal auszeichnen. Kurz, hier iſt nichts, das für die Mühe der Reiſe lohne. Wir wußten es ungefähr, und würden ſie nicht gemacht haben, wenn wir nicht durch andere Umſtände dazu bewogen worden wären. Nach dem, was ich von der Herberge auf dem Brocken wußte, war es keinesweges unſere Abſicht, dort zu übernachten. Gleichwohl aber iſt zwiſchen Clausthal und dem berühmten Berge kein Wirthshaus, wo man bleiben möchte; das zu Andreasberg iſt wenigſtens erträglich. Es iſt freylich ein Umweg, den Brocken von der Seite zu beſuchen; aber man hat doch wenigſtens dadurch den Vortheil,

daß man den ſogenannten Rehberger Graben ſieht.

Wer England und Holland durchreiſt hat, findet hier freylich nur wenig zu ſehen; indeſſen war es immer für dieſes Land und in dieſer Gegend eine hübſche Unternehmung. Zwiſchen Andreasberg und dem Brocken iſt nehmlich ein großer Teich, oder, wenn Sie wollen, ein kleiner See, welcher von den benachbarten Höhen einen Zufluß von Waſſer empfängt. Um ihn immer in einer gewiſſen Höhe zu erhalten, hat man an der abfallenden Seite deſſelben einen großen Damm errichtet, der wirklich eine ſchöne Arbeit iſt. Ganz unten in der Tiefe hat er eine kleine Oeffnung, die gerade ſo viel Waſſer herausläßt, als man zu Andreasberg für die Bedürfniſſe der Maſchinen braucht. Man hat zu dieſem Zwecke einen kleinen, zwey Stunden langen Canal gezogen, der theils aus dem Felſen gehauen, theils eingemauert iſt, und in welchem das Waſſer läuft. Er wird mit Holz bedeckt, daß er im Winter nicht ſo leicht friere, oder mit Schnee gefüllt werde. — So unbedeutend auch dieſer Graben denen erſcheinen wird, die die Werke des Herzogs von Bridgewater geſehen haben, ſo muß er doch anſehnliche Summen gekoſtet haben, weil er größtentheils am Abhange eines Berges hingeleitet werden mußte. Man grub aber nicht nur den Platz für den Canal, ſondern es wurde auch eine ſo breite Ebene gemacht, daß man auf dieſer ganzen Strecke

mit einem Wagen an dem Canale hinfahren kann. Dieſe Straße, die freylich ſehr wenig gebraucht wird, iſt gut unterhalten, und bey weitem die beſte, die ich ſeit einiger Zeit geſehen habe. Der ganze Weg erſchien mir wie ein ſchöner Spaziergang, um ſo mehr da der Rehberg, von welchem der Graben ſeinen Namen hat, auf beiden Seiten des Weges mit hohen, alten Fichten bewachſen iſt. — Durch die Erhaltung des kleinen Sees iſt man alſo immer gewiß, hinlängliches Waſſer für den Canal zu haben. Damit der See aber auch nicht zu ſehr gefüllt werde und überlaufe, hat man dem vorzüglichſten Waſſer, das hineinfließt, ein ſolches Bett gemacht, daß man es auf der Seite kann ablaufen laſſen, ſo daß es nicht in den See kommt, wenn dieſer ſchon zu hoch iſt.

Da man die Reiſe über den Brocken zu Fuße machen muß, ſo brachen wir den 16ten Auguſt bald nach vier Uhr auf, mit einem Führer, der für die fünf Stunden Weges von Andreasberg bis auf die Brockenherberge, zwey Thaler forderte, und einen bekam. Es war ein Bergmannsknabe, von dem ich wohl wußte, daß er zwölf Stunden unabläſſig arbeiten muß, um fünf oder ſechs Groſchen zu gewinnen. — Auf der angeführten Straße am Rehberge kamen wir an mehrere einzelne Häuſer, in denen die, welche den Canal unterhalten, einkehren, eſſen, trinken und ihre Werkzeuge aufheben. Auch kann da der Reiſende Kaffee, Bier und der=

gleichen haben. So bald man den See im Rücken hat, wird der Weg ſchlecht. Von da an erreichten wir in weniger, als einer Stunde Oberbrücke, ein einzeln gelegenes Wirthshaus am Fuße des Brockens. Das ganze Haus, ſo wie ſein Inneres ſieht ſo traurig und elend aus, als die Gegend, in der es liegt. Es iſt die Herberge, wo diejenigen übernachten, die von Clausthal den geraden Weg über den Brocken nehmen, und doch denſelben Tag ihn nicht erſteigen wollen, oder können.

Ich erwartete einen gebahnten Weg über den Berg, wenigſtens eine Art von Fußſteig, fand aber bald, wie ſehr man hier eines Führers nöthig hat; denn hin und wieder konnte ich ganz und gar keine Bahn unterſcheiden. Dabey kamen wir durch ſo viel ſumpfige Striche, daß wir in kurzer Zeit von unten herauf ganz durchnäßt waren. In den Alpen findet man dieſe Sümpfe weniger, als irgendwo; aber ſie ſind den mehreſten hohen Bergen gemein. Der Brocken hat einen größern Antheil davon als erlaubt iſt; ja ich höre, daß dieſe Sümpfe auch im trockenſten Sommer nicht verſchwinden.

Wir begegneten einem Knaben, welcher Brockenmoos ſammelte. Es ſoll mit Vortheil wider die Auszehrung gebraucht werden, und wird hier mit achtzehn Pfennigen das Pfund bezahlt. Da ich bemerkte, wie leicht es war, und wie viel alſo zu einem Pfunde erfordert werden muß, hielt ich das für einen ſehr armſeligen Erwerb,

erfuhr aber von dem Knaben, daß er und ſeine Mutter bisweilen ſchon bis auf acht und zwanzig Pfund in einem Tage geſammelt hätten.

Der obere Theil des Brocken iſt ganz nackt und ſo unförmig, daß er mich der häßlichſte Berg zu ſeyn dünkte, den ich je geſehen habe. Hier iſt nichts Romantiſches, nichts Mähleriſches, keine Felſenmaſſen von mannigfaltiger Form! Das Ganze iſt ein großer, plumper Kegel, mit Steinen bedeckt, zwiſchen denen ein magerer Raſen, dürres Moos und hin und wieder ein niedriges Geſtrüppe hervorwächſt und mit den ſumpfigen Theilen abwechſelt. Der Pflanzen, oder Kräuter ſind nur ſehr wenige.

Als wir auf eine gewiſſe Höhe gekommen waren, fanden wir auf einmal einen breiten, ziemlich erträglichen Fahrweg. Der Graf von Wernigerode hat ihn vor ſiebzehn Monaten machen laſſen, um das Holz und andere Baumaterialien hinauf zu fahren, die ſein neues Gebäude erfordert, wovon ich weiter unten reden werde. — Von hier iſt nicht mehr weit auf das Wirthshaus, oder ſogenannte Brockenhaus, wohin die Reiſenden gewöhnlich gehen, um ſich zu erfriſchen, ehe ſie die noch übrige Höhe des Berges erſteigen. Wir hielten dieſen Umweg für unnöthig, folgten ſogleich dem Fahrwege, und in weniger als einer viertel Stunde waren wir auf der höchſten Höhe.

Da der Brocken oben nicht ſpitz zugeht, ſondern eine breite, plumpe Oberfläche darbietet, ſo iſt die natürliche Folge davon, daß er auf allen Seiten das Land, das ihn unmittelbar umgiebt, wenigſtens auf eine halbe Meile lang bedeckt. Sie haben alſo keinen großen und ſehr deutlichen Gegenſtand in der Nähe, nichts, worauf Ihr Auge ruhen könnte, oder was ein mahleriſches Bild formte. Die erſten und nächſten Gegenſtände, die Sie ſehen, würden in einer guten Landſchaft zur Ferne dienen. Nun finde ich aber keine Ausſicht ſchön, als in wie ferne ſie mahleriſch iſt und mir Formen und Maſſen darſtellt. — „Ja, aber bedenken Sie nur die ungeheure Weite dieſer Ausſicht, und jene unermeßliche Ferne, die Sie ſehen" — oder vielmehr, ſage ich, — nicht ſehen. Das Meer iſt noch ungeheurer, wenn man es von einem hohen Berge betrachtet, und man ſieht darauf noch viel weiter, als vom Brocken. Gleichwohl habe ich es nie ſchön finden können. — Was die ungeheure Ausſicht, oder Weite betrifft, ſo ſieht man von mehreren Schweizerbergen eben ſo weit und noch weiter, und überdieß mehr Form und Maſſe; aber dieſe fernen Ausſichten ſind es nicht, die der Schweizernatur ihren hohen Werth geben. — Das Hauptverdienſt des Brocken beſtehet darin, daß die Länder, die ihn in einiger Ferne umgeben, ſo ziemlich alle entweder todte Ebenen ſind, oder doch nur ſehr niedrige Hügel haben. — Woher kommt denn

alſo der große Ruf dieſes Berges? — Von den Bewohnern der Ebenen, die ihn auf allen Seiten weit und breit umgeben, von den Hannoveranern, Braunſchweigern, Sachſen, Brandenburgern ꝛc. deren vielen ein hoher Berg nie vorgekommen iſt, und dann von Leuten, die wenig in irgend einer Art geſehen haben. Es iſt eine Luſtreiſe für junge Leute, für Studenten, Kaufmannsdiener und Handwerksburſche, und dann für die Schneider- und Schuhmachermeiſter und ſo manche andere Meiſter aus allen benachbarten Orten. Man ſehe nur in die ſogenannten Brockenbücher, durch die es ſich freylich ausweiſt, daß jährlich eine große Menge Menſchen dieſen Berg bereiſt; man wird aber auch finden, daß auf einen Mann von Erziehung immer zwanzig von jenen kommen, die alle ihre Namen und ihre unmaßgeblichen Bemerkungen, die Ausbrüche ihres Witzes, oder ihre pöbelhaften Einfälle niederſchreiben. Die eine Hälfte dieſer Schreiber kann nicht einmal buchſtabieren. — Vielen ſieht man es an, daß ſie mit ihrer Reiſe ſehr unzufrieden waren, aber doch nicht den Muth hatten, es zu ſagen. Die mehreſten klagen über Regen, oder Nebel, und der Wind ſcheint hier ſo an der Tagesordnung zu ſeyn, daß man nur im Vorbeygehen, als über etwas allgemein Bekanntes, eine Bemerkung darüber macht. In der That iſt der Wind des Brocken ſprichwörtlich, und auch ich hatte meinen ſo reichen Antheil davon, daß ich lieber eine

Stunde in der elenden Hütte ſitzen blieb, und die Herrlichkeiten der Brockenbücher durchblätterte, als in dieſer rauhen Luft umher ging. — Viele finden ſich beſonders glücklich in dem Gedanken, daß der Brocken ein Deutſcher Berg iſt, daß man eine weite Ausdehnung von Deutſchem Lande, bewohnt von Deutſchen Menſchen, da ſieht! Gerade als ob etwas darum ſchöner wäre, weil es Deutſch iſt! — Endlich kommt hin und wieder einer, der einen Trumpf darauf legt: — „Wer von dieſer erhabenen Ausſicht nicht gerührt wird, verdient kein Menſch zu heißen!" und was dergleichen mehr iſt. — Manche, beſonders Ausländer, denen alſo die Deutſchheit nicht am Herzen liegt, zeigen offenbar ihre übele Laune. Ich las der Bemerkungen, die dahin abzielen, mancherley.

Alle dieſe Menſchen wurden zeither in zwey Zimmer gepfercht, die die Hauptſtücken von zwey Hütten ausmachen, welche halb unter der Erde ſtecken. Das eine iſt das gemeine Wirthszimmer, wo den ganzen Sommer hindurch tüchtig geheitzt und kein Fenſter geöffnet wird. Ich fühlte mich, beym Hineintreten, von der mephytiſchen Luft und der entſetzlichen Hitze ſo unterdrückt, daß ich es augenblicklich wieder verließ. Man führte uns in das andere Haus, wo ſich ein Zimmer für die Gäſte der höhern Art befindet, das aber nicht viel größer und beſſer iſt, als das erſtere. In dieſen beiden Zimmern brachten zeither unzählige Menſchen ihre Nacht auf

Stroh und in fauler Luft zu; allein ſeitdem auf der Spitze des Berges gebaut wird, wohnen in dem einen einige der Arbeiter, und das andere hat ein Aufſeher eingenommen. — Ich war von dem allen ein wenig unterrichtet, und hatte es darauf angelegt, nicht auf dem Berge zu übernachten. Das war nun wieder ein Solöcismus; denn die Sonne auf dem Brocken auf- und untergehen zu ſehen, iſt ein Hauptgegenſtand der Reiſe; aber es iſt eine Freude, die nur wenigen zu Theil wird, und die mehreſten klagen, daß ſie vor Regen und Nebel nichts ſehen konnten. Unſere Tagereiſe wird freylich dadurch etwas ernſthaft, denn vom Andreasberg auf den Brocken ſind fünf Stunden, und wenigſtens vier andere nach Elbingerode, wo wir übernachteten.

Der Graf von Wernigerode, dem die beiden Hütten gehören, hat den wirklich menſchenfreundlichen Entſchluß gefaßt, ein neues Haus bauen zu laſſen, und zwar auf der oberſten Spitze des Berges. Es hat in dem vordern Aufriſſe acht Fenſter und drey Thüren, und wird zwölf Zimmer enthalten, die alle auf dem Bodenflur ſind, weil die ewigen Stürme und andere Umſtände es unrathſam machen, dem Gebäude ein oberes Stockwerk zu geben. Aber einen Thurm will er darauf ſetzen laſſen, der wenigſtens einigermaßen dem Umſtande abhelfen wird, daß der Berg ſelbſt einen großen Theil der Ausſicht um

ſich her verbirgt — Die Mauern dieſes Hauſes ſind vier Schuhe dick, ganz von Steinen, die aber nicht durch Kalk, ſondern bloß durch Moos verbunden ſind. Kalk wäre ein zu koſtbarer Artikel auf dieſen Höhen, wohin alles mit großem Aufwande geführt werden muß. — Der Keller wird ganz aus dem Felſen geſprengt, und ich fand die Leute eben damit beſchäftiget. Man ſagt, künftiges Jahr werde das Haus bewohnbar ſeyn. Der Graf denkt alsdann einen Wirth auf Rechnung hineinzuſetzen und dafür zu ſorgen, daß die Reiſenden alles nöthige finden. — An die ſteinernen Mauern hat man jetzt eine hölzerne Bucht gebaut, unter welcher ein Theil der Arbeiter ſchläft; denn es verſteht ſich von ſelbſt, daß ſie nicht alle Tage von einem benachbarten Dorfe kommen und zurückkehren. Ich glaube, das nächſte iſt zwey gute Stunden von hier entfernt.

Auf dem Brockenhauſe nahmen wir einen neuen Führer, der uns nach Elbingerode bringen ſollte; allein er war der zweyten Hälfte des Weges ganz unkundig, und dabey ſo matt, daß er unſere Sachen nicht tragen konnte. Glücklicherweiſe ſtießen wir auf einige Bergleute, wovon einer daß Geſchäft übernahm.

Der Brocken iſt auf dieſer Seite ſteiler, als auf der andern, aber auch nicht ſo widerlich und traurig. Man kommt von der obern, nackten Höhe gar bald in einen Wald, der denn, mit

dem Lande verglichen, das man ſo eben verlaſſen hat, einen herzerquickenden Anblick giebt. Auch hat man hier durch keine Sümpfe zu waden, ſondern man geht über eine Art gemachten Weges, der freylich holperig genug iſt, wo man aber auf großen Steinen ſeine Füße wenigſtens aufs Trockene ſetzen kann. — Eine Stunde, ehe man Elbingerode erreicht, wird die Gegend wieder menſchlich und, durch den Abſtich, ſogar angenehm. Auch ſahe ich hier wieder einige Getreidefelder, aber noch immer in geringer Zahl.

Wenn man gewiſſe Beſchreibungen von Anſtalten zu einer Brockenreiſe lieſt, ſo iſt man geneigt zu glauben, es ſey ein hoher Berg, obſchon jedermann weiß, daß er nichts weniger als das iſt. Die Sächſiſchen Erzgebirge gehören in Europa höchſtens unter die Berge des dritten Ranges, und doch finden ſich da mehrere Gipfel, die ungleich höher ſind, als der Brocken, der nicht über drey tauſend Schuhe über dem Meere erhaben iſt. Auf einer Höhe von vier tauſend Schuhen über dem Meere giebt es in der Schweiz noch fruchtbare, lachende Thäler, die ſtark bewohnt ſind. Aber der Brocken hat alles Rauhe, Unangenehme und Wilde der hohen Schweizerberge, ohne etwas von ihrer Schönheit, oder von ihrer Fruchtbarkeit in den Thälern zu beſitzen.

Wir übernachteten zu Elbingerode, einem unbedeutenden Städtchen, und gingen den 17ten

nach Blankenburg, noch immer zu Fuße, weil noch Einiges zu ſehen iſt, das nicht an der Straße liegt, und das zur Brocken- oder Harzreiſe gerechnet wird. Das Land wird nun intereſſanter, und hin und wieder ſah ich hübſche Partien. — Wir kamen zunächſt in das Dorf Rübeland, wo man uns zum Bergmann, oder Steiger Becker führte. Dieſer Mann hat im Jahre 1789 die ſogenannte Bielshöhle entdeckt, und ſie mit vieler Mühe und Arbeit fahrbar gemacht. In der Ferne muß es einem auffallen, wenn man hört, daß eine Höhle, die aus dreyzehn oder funfzehn Abtheilungen beſteht, und ſehr nahe bey einem ſtark bewohnten Dorfe liegt, erſt vor wenig Jahren entdeckt worden iſt. Allein man ſah urſprünglich von dieſer Höhle nichts, als eine kleine Oeffnung, durch die man auf dem Bauche hineinkriechen mußte. Becker erweiterte dieſe, räumte inwendig Sand und Erde weg, hauete Stufen in den Felſen an einem Orte, und machte Leitern und Treppen an einem andern, kurz bearbeitete die Höhle mit ſo viel Mühe und Verſtand, daß man ſie jetzt nicht nur ohne alle Gefahr, wenn man ſich nehmlich in Acht nimmt, ſondern auch trocken und mit ziemlicher Bequemlichkeit befahren kann. Der Mann zeigt das Ganze con amore, hat jedem Gegenſtande ſeinen eigenen Namen gegeben, und fühlt ſich gekränkt, wenn man irgend etwas übergeht, ohne es genauer

zu betrachten, oder ſeinen Erklärungen zuzuhören. Und ſo zeigt er denn den Judentempel, die ſitzende Jungfrau, die Meereswellen und zwanzig andere Gegenſtände mehr. Auch beſteigt er an einem gewiſſen Orte eine Art von Kanzel, und declamirt mit großem Nachdrucke Verſe, die er ſelbſt gemacht hat. — Der Mann betrachtet dieſe Höhle als ſein Eigenthum, und hat ſie mit Thüre und Schloſſe verwahrt.

Wer nie Höhlen geſehen hat, wird es nicht bereuen, dieſe hier beſucht zu haben. In der Schweiz findet ſich nichts, das ihr gleich käme; die bey Buxton in Darbyſchire iſt auch merklich von dieſer verſchieden, und gewährt nicht ſo viel Mannigfaltigkeit; aber mit den Grotten zu Lueg und Corgnale iſt ſie nicht zu vergleichen. Die Mannigfaltigkeit der Gegenſtände iſt vielleicht in der Bielshöhle noch beträchtlicher; aber in Rückſicht auf Großheit bleibt ſie gegen jene unendlich zurück. Dort, beſonders in der bey Corgnale, iſt alles rieſenförmig; die Stalactiten ſind wie die ungeheuern Pfeiler einer Gothiſchen Kirche, und, während daß man in der Bielshöhle hin und wieder nicht aufrecht ſtehen kann, bedauert man dort den Mangel an Licht, um bald die Höhe, bald die Tiefe zu überſehen. Was die Menge und Größe der Stalactiten betrifft, ſo iſt ſelbſt die Höhle bey Buxton in Darbyſchire der auf dem Harze vorzuziehen, beſonders wegen der Stalactiten, die ſich von

oben herablaſſen, und in einer ſcharfen Spitze enden.

In einer kleinen Entfernung von der Bielshöhle iſt die Baumannshöhle, die den Namen ihres Entdeckers führt, und ſonſt bloß von dieſer Familie gezeigt würde. Manche Reiſende beſuchen beide; wer nur eine ſehen will, wählt jetzt gewöhnlich die Bielshöhle, weil ſie bequemer zu befahren iſt, und man da ſo ziemlich alles Hauptſächliche ſieht, was ſich in jener auch findet.

Nicht weit von Rübeland beſuchten wir einen Marmorbruch, welcher ſich in einem Berge befindet, der ganz aus dieſer Steinart beſtehet. Man kann, wenn man will, ungeheure Blöcke hier brechen, und wirklich ſah ich einige ſehr große. Gewöhnlich ſprengt man mit Pulver; will aber jemand einen vorzüglich großen Block haben, ſo wird er ausgehauen. Es iſt ein ſchwarzer Marmor, mit etwas weißgrauen Adern vermiſcht. Man hat aber auch andere Marmorarten in dieſer Gegend, von verſchiedenen Farben, deren einige recht ſchön ſind.

Von hier kamen wir zunächſt auf die Marmormühle, wo wir aber nicht einen einzigen Arbeiter fanden. Man ſagt, Marmor werde jetzt wenig geſucht, und die Niederlage zu Blankenburg ſey mit fertiger Arbeit nur ſchon zu ſehr überladen. Hier wird der Marmor geſägt, gemahlen und polirt, auch zu allerley Zwecken ver-

arbeitet. — Zu Braunſchweig iſt auch eine Niederlage.

In dieſer ganzen Gegend ſind viele Eiſenwerke, Schmelzöfen und was dahin gehört. An den Bergen bemerkt man hin und wieder eine beſondere Felſenart und Höhlenöffnungen, ſo daß ich manche Aehnlichkeiten mit dem Theile von Krain fand, der auch ganz voll Höhlen iſt. — Dieſer Strich iſt ſehr romantiſch, und hin und wieder kommt man an hübſche mahleriſche Partien. Wer zu Fuße geht, macht ſeinen Weg theils durch ſchöne Wälder, theils über Wieſen auf Bergen. Auf einer dieſer Höhen hat man eine hübſche Ausſicht nach dem Brocken.

Blankenburg, welches in einer angenehmen Gegend liegt, iſt kein ſchöner, obſchon nicht ganz unbedeutender Ort. — Man zeigte uns ein Privathaus, das Ludwig XIIX lange bewohnte, und aus welchem er täglich mit einem großen Gefolge königlich hervorging. Die Blankenburger rühmen von ihm, daß er viel Geld bey ihnen verzehrt habe. — Das herzogliche Schloß, ein altes, jetzt etwas vernachläſſigtes Gebäude, liegt auf einer Anhöhe, von deren verſchiedenen Theilen man eine hübſche Ausſicht hat. Noch ſchöner aber iſt dieſe auf einem Pavillon, welcher, höher als das Schloß, auf einer kleinen Bergſpitze liegt, zu welcher ein angenehmer Weg durch einen Wald führt. Von

hier ſieht man unter andern die alte Bergfeſte Regenſtein oder Reinſtein, welche eine halbe Stunde von Blankenburg liegt, und im ſiebenjährigen Kriege geſchleift wurde. Die Trümmern, die mahleriſch auf einer Anhöhe liegen, ſind ſehr anſehnlich.

Zu Blankenburg nahmen wir die Poſt, und machten zwey Meilen (wenigſtens bezahlt man ſo viel) nach Wernigerode. Der Weg läuft ganz in der Ebene hin, und der Harz iſt einem zur Linken in der Nähe.

Wernigerode iſt eine unanſehnliche, aber betriebſame und ziemlich bevölkerte Stadt, mehrentheils von hölzernen Häuſern. Der Graf wohnt nahe dabey auf einem Hügel, der, ſo wie die Ausſicht umher, das ſchönſte iſt, was ich auf meiner ganzen Harzreiſe geſehen habe. Die Natur hat hier ſehr viel gethan, und der Graf hat mit weiſer, aber ſparſamer und geſchmackvoller Hand nachgeholfen. Da der mit Waldung bewachſene und mehr oder weniger angelegte Strich von großem Umfang iſt, ſo rechne ich dieſen Engliſchen Garten (da man denn durchaus dieſen Ausdruck gebrauchen will) unter die ſchönern in Deutſchland. — Das Schloß liegt auf einem Hügel, und der Fußweg hinauf iſt überaus intereſſant. So wie man höher kommt, öffnet ſich mehr und mehr die ſchöne Ausſicht, und, um ſie zu genießen, finden ſich hin und wieder Sitze unter alten ſchattigen Bäumen. Das Schloß ſelbſt

iſt ein ſehr weitläuftiges altes Gebäude, das einen, wenn man es von unten ſieht, an jene alten Ritterburgen erinnert, die man noch hin und wieder in Deutſchland über der Spitze einer Anhöhe ſchweben ſieht. Ich fand es mit ſo vieler Simplicität meublirt, daß es mich befremdete, es nicht eleganter und auf einen gewiſſen Grad moderniſiert und bequemer eingerichtet zu ſehen. Aus den Wohnzimmern des regierenden Grafen und der Gräfin hat man eine unbeſchreiblich ſchöne Ausſicht, in welcher ich ſogar den Brocken, der einen Hauptgegenſtand darin macht, zum erſten Male ſchön fand.

Braunſchweig den 20ſten Auguſt.

Von Wernigerode gingen wir den 18ten nach Goßlar; wo wir den übrigen Theil des Tages zubrachten. Auf dieſem Wege behält man den Harz noch immer linker Hand in der Nähe, zur Rechten aber hat man weite Ebenen, die mehrentheils aus Getreidefeldern beſtehen. Noch immer kamen wir über ſchlechtes, oder nicht ſonderlich angebautes Land, aber die Ausſichten nach dem Harze ſind ſchön, beſonders in der Nähe von Ilſenburg. Eine kleine Stunde von Goßlar kommt man in die Gegend von Oker, die dieſen Namen von dem Fluſſe hat, an welchem eine Menge Bergwerke Hütten und Gießereyen liegen. — Der Weg iſt durchaus ſchlecht.

Goßlar hat einen Umfang, der mit ſeiner Bevölkerung traurig abſticht! Die Stadt enthält nicht ſechs tauſend Seelen. Uebrigens ſieht ſie ziemlich wohl und reinlich aus, hat auch manche gute Privathäuſer, obſchon noch immer viele von Holz ſind. — Auf einem Theile des Walles und der Feſtungswerke hat man Spaziergänge angelegt, und einen großen runden Thurm in ein Haus der Beluſtigung verwandelt. — Man rühmt die Gegend um Goßlar als ſchön. Für mich hat ſie etwas Trockenes und Nacktes, und die Ausſicht auf den Rammelsberg, wo berühmte alte Erzgruben ſind, iſt, wie alle Striche dieſer Art nichts weniger, als anziehend.

Das Merkwürdigſte zu Goßlar iſt die Domkirche, welche aus dem elften Jahrhunderte ſeyn ſoll. Als architektoniſches Kunſtwerk hat ſie wenig Verdienſt, wie denn die allermehreſten Gebäude in Deutſchland aus dem elften, zwölften, dreyzehnten und vierzehnten Jahrhunderte keineswegs mit denen zu vergleichen ſind, die man aus der nehmlichen Zeit in England ſieht. Dort findet man einen großen, kühnen Styl im Ganzen, und hohe Vollendung im Einzelnen; die Deutſchen Gebäude aus dieſer Zeit ſind, mit einigen Ausnahmen, größtentheils plump, oft armſelig, und die Verzierungen ſind ſchwerfällig und in einem barbariſchen Geſchmacke.

In dieſer Kirche ſtehet der Altar eines altſächſiſchen Gottes, der von Harzburg hierher gebracht

worden iſt. Ich unterredete mich darüber mit einem hieſigen Domherrn, und mehr noch mit einem Manne, der ſich ſehr mit den Goßlarſchen Alterthümern beſchäftiget hat, und beide hatten nicht den geringſten Zweifel über die Aechtheit dieſes Altars, auf dem die alten Sachſen dem Gotte Kinder geopfert haben ſollen. Es iſt ein meſſingener Kaſten, der auf allen Seiten ſo durchbrochen iſt, daß die Flamme durchſchlagen konnte, während daß das Opfer oben auf lag, um verzehrt zu werden. Ich geſtehe, daß ich mancherley Zweifel darüber habe, die ich aber übergehen will, weil ich nicht genugſam in den Alterthümern dieſer Zeit unterrichtet bin. Auch will ich über den Guß ſchweigen, der ſo beſchaffen iſt, daß er frühe und große Fortſchritte in dieſer Kunſt vorausſetzt; denn ich weiß ungefähr wohl, was ſich darauf antworten läßt. — Auch zeigt man Ihnen in dieſer Kirche einen chriſtlichen Altar, der von großen, gegoſſenen Metallſäulen eingefaßt iſt, welche ebenfalls da herum gefunden worden ſind, und aus dem Heidniſchen Zeitalter der Sachſen ſeyn ſollen. Da man an dem ganzen Werke keine Zuſammenfügungen entdecken kann, ſo folgt daraus, daß es ein einziger Guß iſt, und dieſer wäre denn ein bewundernswürdiges Werk für die damaligen Zeiten, und noch weit auffallender, als der vorher angeführte Altar. Uebrigens iſt der letztere in den Oeffnun-

gen an der Seite ſehr artig verziert, wie man noch in dem Theile der Durchbrüche ſehen kann, aus welchem die Verzierungen, welche eingeſetzt waren, nicht verloren gegangen ſind.

Den 19ten Auguſt verließen wir Goßlar, und hatten auf den zwey Meilen nach Lutter einen ſo abſcheulichen Weg, daß ich mir Glück wünſchte, den Reiſewagen von Seeſen nach Lutter und nicht nach Goßlar geſchickt zu haben. Am vorletzten Orte kommt man auf eine gute Chauſſee, die bis Braunſchweig fortgeht. — Dieſer Theil des Biſthumes Hildesheim iſt ein hübſcher Strich, und dabey wohl angebaut. Wir hatten auf der größern Hälfte dieſes Weges angenehme Ausſichten auf den Harz, und namentlich auf den Brokken, der in der Ferne ſich immer ſo gar viel beſſer zeigt, als in der Nähe.

Elfter Brief.

Reiſe von Braunſchweig nach Hamburg über Celle, Verden und Bremen — das Land auf den erſten achtzehn Meilen — beſſer zwiſchen Bremen und Rothenburg — Verden — Haarburg — die Inſeln zwiſchen Hamburg und Haarburg — Veränderungen zu Hamburg — Glückſtadt — Land zwiſchen Hamburg und dieſer Stadt — Ueterſen — Fahrt von Glückſtadt quer über die Elbe — Neuhaus an der Oſt — Land zwiſchen Neuhaus und Curhafen — über das Engliſche Paketboot — Rückreiſe nach Hamburg.

Hamburg, den 29ſten Auguſt. 1799. 12)

Der Weg, den wir von Braunſchweig über Zell, Verden und Bremen nach Hamburg nahmen, beträgt neun und zwanzig Meilen. Da ich die Hannöveriſchen Lande in ſo vielen Richtungen

12) Um dieſem Bande keine unverhältnißmäßige Dicke gegen die übrigen zu geben, unterdrücke ich

durchwandert habe, ſo war ich gewiß nicht vor⸗bereitet, eine ſchöne Natur, Fruchtbarkeit, ſtarke Bevölkerung und hohen Anbau zu erwarten; aber ich dachte nicht, daß es ſogar elend wäre. Mich dünkt, es iſt, nebſt dem Lauenburgiſchen, der ſchlechteſte Strich von einem ſolchen Umfan⸗ge, der mir je vorgekommen iſt. Der Grund⸗boden dieſes ganzen Landes iſt eine unge⸗heure Sandwüſte, die von Natur entweder ganz nackt iſt, oder Heidekraut oder dünn verſtreute, ſtechende Grashalmen hervorbringt. Ein ſolches Land ſcheint beym erſten Anblicke alles Anbaues un⸗fähig; gleichwohl wird es von Menſchen — frey⸗lich ſehr dünn, aber doch — bewohnt, und dieſe wollen leben. Man ſäet alſo auch hier mehrere Arten von Getreide, das denn kümmerlich wächſt. Daher kommt das armſelige Anſehen der wenigen Dörfer und Menſchen, die man in dieſer Sand⸗wüſte findet. Die Häuſer ſind elend, mehrentheils ohne Schorſtein, und zeigen auf mancherley Art die Armuth ihrer Bewohner.

Auf den achtzehn Meilen zwiſchen Braunſchweig und Bremen kommt man durch nicht mehr als zwey

Alles, was ich über die Städte Braunſchweig und Bremen geſchrieben hatte. Sie ſind zu wichtig um mit wenigem abgefertiget zu werden; zu vielem iſt kein Platz, und ſo hatte ich wenigſtens den Vortheil, daß mir die Wahl nicht ſchwer wurde.

Städte, Celle und Verden, und der Dörfer ſind auch nur wenige. Einmal gingen wir ſo ziemlich drey Deutſche Meilen, ohne auf ein einziges zu ſtoßen. — Von Holzung findet man vorzüglich die Kiefer, welche, wie bekannt, auch bey der magerſten Nahrung ſich erhält. Hin und wieder iſt der Sand ſo tief und locker, daß er ganz und gar nichts hervorbringt, weil nichts darauf haftet. —

Daß dieſes Land im Ganzen flach iſt, verſtehet ſich von ſelbſt; indeſſen findet man doch kleine Erhöhungen, dergleichen ich auch in Holland geſehen habe. Es ſind niedrige Sandhügel, die urſprünglich theils durch Waſſer zuſammen gewaſchen, theils durch den Wind auf einander geweht zu ſeyn ſcheinen, ehe der Sand noch eine gewiſſe Haltbarkeit bekam. Es verſteht ſich von ſelbſt, daß ſie kein Gras hervorbringen, ſondern entweder nackt, oder mit ein wenig Heide bewachſen ſind.

Indeſſen iſt nichts in dieſer Welt ohne Ausnahme. Selbſt in dieſem traurigen Lande fand ich ein paar Mal ziemlich gute Kornfelder, etliche ſchöne Eichenwälder, vermiſcht mit Buchen und andern Holzarten, und in der Nähe einiger Dörfer, Wieſen und Weiden. — Das Vieh ſieht größtentheils aus wie das Land, mager und kümmerlich; doch fand ich auf den Poſten mehrentheils gute Pferde.

Die fünf Meilen zwiſchen Bremen und Rothenburg ſind ein ungleich beſſeres und angebauteres Land, als die achtzehn Meilen zwiſchen Braunſchweig und Bremen. Um die letztere Stadt herum ſieht das Land recht artig aus, welches denn immer der Fall mit den Gegenden iſt, die eine wohlhabende, ſtark bevölkerte Stadt unmittelbar umgeben. Was geſucht und bezahlt wird, läßt ſich dem Boden auch mehrentheils abzwingen; und ſo ſehen Sie in der Gegend von Bremen, Gärten und Gemüſefelder in Menge. Die Landhäuſer und Beſitzungen der Bewohner dieſer Stadt dehnen ſich ziemlich weit aus, und ſo findet man einen anſehnlichen Strich beſſer angebauet, als man es von der Natur des Bodens erwarten ſollte. Aber dieß nimmt allmählich wieder ab, und die ſechs Meilen von Rothenburg bis Haarburg ſind größtentheils elend, ungebaut und unbevölkert. — Die Gegend um Haarburg leidet wieder eine Ausnahme, und einige Partien da herum ſind recht hübſch. — Der ſchönſte und reichſte Strich der Churbraunſchweigiſchen Lande iſt der zwiſchen Caſſel und Hannover, und dann wieder zwiſchen Caſſel und dem Harze. Die Gegenden um Münden, Göttingen, Hameln und Nordheim ſind recht wohl angebauet.

Verden, obſchon die Hauptſtadt einer beſondern Grafſchaft, iſt nur ein unbedeutender Ort und von geringer Bevölkerung. Die lange Hauptſtraße,

die durch die Stadt gehet, iſt recht anſehnlich, und ich würde mir von Verden einen guten Begriff gemacht haben, wenn mir es nicht eingefallen wäre, auch die Nebengaſſen zu durchwandern, welche denn durchaus ſehr ſchlecht ſind. — Der Dom iſt ein ziemlich großes und anſehnliches Gebäude, hat aber im Innern, ein paar Grabmähler ausgenommen, nichts Merkwürdiges.

Haarburg iſt nichts weniger, als eine wichtige Stadt; allein ihre Lage an der Elbe und die Ueberfahrt nach Hamburg geben ihr Betriebſamkeit und einen gewiſſen Wohlſtand. — Von hier gehet ein Boot regelmäßig nach Hamburg, zu geſetzten Stunden und unter beſtimmten Preiſen. Wir nahmen eins für uns, wovon der Preis ebenfalls feſt geſetzt iſt, und welches, mit den Nebenkoſten, 4 Thlr. 12 Gr. Caſſengeld koſtete, ein paar Mark, die man zu Hamburg zu bezahlen hat, ungerechnet. Die Ferne wird zu einer Meile angegeben. — So wie man das Fort, oder die Schleuße paſſirt hat, kommt man ſogleich zwiſchen die Inſeln Willhelmsburg und Hochſchauer, wovon man dieſe zur Linken, jene zur Rechten hat. Willhelmsburg hat über drey Deutſche Meilen im Umfange, und gehört, ſo wie jene, ganz an Hannover. Sie liefert an Hamburg Milch, Sahne und andere Artikel und iſt von ſehr reichem Ertrage. — Ueber Willhelmsburg, höher die Elbe hinauf, liegen Oswater

und Morwater, zwey Inſeln, die Hamburg und Hannover ſo beſitzen, daß der größere Theil davon der Stadt gehört. — Linker Hand und abwärts kommt man von Hochſchauer an Neuhof, eine Hannöveriſche Inſel, die der Familie Grote gehört — Noch tiefer hinab liegen Olwater und Finkwater, wovon die erſte an Hannover gehört, die andere zwiſchen Hannover und Hamburg getheilt iſt.

Wir kamen nun bald an das ſogenannte Blockhaus, wo die Hamburger Wache Ihren Namen und Charakter erfragt, und wurden gleich nachher am Baumhauſe an das Land geſetzt. Hier finden ſich gewöhnlich Leute, die Ihnen, für einige Schillinge, Pferde holen, mit denen man aber ſeinen Vertrag machen muß. Wer ſeine Wohnung ſchon vorläufig beſtellt hat, welches jetzt in Hamburg ſehr nöthig iſt, thut eben ſo wohl, gerade in das Wirthshaus zu gehen, und von da Pferde zu ſchicken.

Hamburg, den 1ſten September.

Die Veränderungen, die ich in und um Hamburg finde, ſind auffallend für die kurze Zeit von ein und zwanzig Monaten, daß ich nicht hier geweſen bin. Außer einer Menge neuer Häuſer, wo ſonſt alte ſtanden, finde ich auch viele an Orten, wo ehemals gar keine waren. Selbſt auf den Kirchhöfen und Gräbern wird gebaut.

Dadurch wird denn die Stadt immer enger, und der freye Zug der Luft immer mehr gehindert. Wehete hier nicht ein ewiger Wind, ſo müßte dieſer Ort äußerſt ungeſund ſeyn. Bey dem allen nimmt der Preis der Hausmiethe nicht ab, und jedermann klagt über Mangel an Platz.

Außerhalb der Stadt ſind mir die Veränderungen, die ich finde, nicht weniger auffallend, beſonders an der Holſteinſchen Seite die Elbe hinab. Das einſt ganz unfruchtbare und hohe Ufer dieſes Fluſſes wird immer mehr und mehr in Anlagen und Luſtgärten verwandelt, und mancher Fleck, den ich noch ganz nackt geſehen habe, iſt jetzt ein kleines Paradies. — Die Zahl der Landhäuſer nimmt im nehmlichen Verhältniſſe zu, und der ganze Strich zwiſchen Altona und Flotbeck iſt ein großer, zuſammenhängender Garten. — Dabey gehen alle übrige Zweige des Luxus unaufhaltſam ihren Weg, und ich bemerke unter andern, daß die Gewohnheit, zwiſchen der Stadt und den Landhäuſern mit vier Pferden zu fahren, viel allgemeiner iſt, als vor zwey Jahren. — Eben ſo ſucht ein jeder ſich zu erweitern und immer mehr Land für ſeine Anlagen an ſich zu kaufen. — Bey dem allen nehmen aber auch die Bankerotte gewaltig zu, und ſeit einigen Monaten haben ſie ſich auf eine ſo fürchterliche Art vermehrt, daß man alle Wochen von dreyen bis vieren hört.

Hamburg iſt ſeit einiger Zeit ſo voller Engländer, daß ihre Zahl jetzt die der Franzoſen ſehr überſteigt. Außer der ungeheuern Menge derer, die in Handelsgeſchäften hier ſind, giebt es auch viele andere, von denen man nicht weiß, wer ſie ſind, und was ſie hier thun. Viele davon ſind Revolutionairs, und betreiben von hier aus die Geſchäfte der Iriſchen Rebellen, und dieſe machen wieder eine Menge Spione nöthig, die die Engliſche Regierung herüber ſchickt.

Neuhaus an der Oſt, im Herzogthume
Bremen, den 4ten September.

Dieſer Ort ſtand keineswegs auf unſerm Reiſeplane, am allerwenigſten erwartete ich, den größten Theil eines Tages und die Nacht hier zuzubringen. — Niemand gehet jetzt leicht von Hamburg nach Cuxhafen zu Lande; zu Waſſer wollten wir den Weg auch nicht ganz machen, und ſo beſchloſſen wir, durch Holſtein die ſieben Meilen bis Glückſtadt zu Lande zu machen, dann ein Boot zu nehmen, und Cuxhafen in einer Ebbe zu erreichen, wie das gewöhnlich geſchiehet: wobey wir uns aber ſehr betrogen fanden.

Glückſtadt iſt der niedlichſte, reinlichſte Ort, den ich im Herzogthume Holſtein geſehen habe. Er iſt nur klein, hat auch keine großen Gebäude, die ihn auszeichnen; aber er trägt durchaus das Gepräge des Wohlſtandes, und die Häuſer haben jenen

Holländiſchen Styl, deſſen ich ſchon mehrmals in verſchiedenen Städten in der Nachbarſchaft der Oſt- und Nordſee gedacht habe. Glückſtadt iſt eine Feſtung, die wohl nicht gar ſtark ſeyn mag, aber ſehr ſorgfältig und reinlich unterhalten wird. Auch fand ich die Wälle mit Kanonen von ſchwerem Caliber beſetzt, beſonders an der Elbſeite. — Der Hafen iſt ein Einlauf der Elbe, der ſich durch die ganze Stadt zieht, und tief genug für ziemlich große Schiffe iſt, deren ich eine beträchtliche Zahl hier liegen ſah. Da, wo der Hafen in die Elbe läuft, iſt er mit ſtarken Pfoſten eingeſchloſſen, an deren Ende ein kleines, ſteinernes Caſtell liegt, welches aber nicht viel mehr iſt, als ein Thurm für einige Kanonen.

Glückſtadt iſt der Sitz einer Unterregierung für die Provinz Holſtein. Es wohnen alſo hier einige Männer von Range und Titeln; aber weit wichtiger iſt es wohl durch Schiffahrt und Handlung. Indeſſen wird es auch in der letztern Rückſicht nie ein ſehr beträchtlicher Ort werden. Sein Hafen iſt klein, und, außerhalb demſelben iſt die Elbe bey weitem keine ſo ſichere Lage für Schiffe, als weiter hinauf in der Gegend von Altona und Hamburg; den großen Capitaliſten der letztern Stadt wird es ewig nachſtehen müſſen, und überdieß iſt Altona ſchon längſt im Beſitze eines gewiſſen Handels, den Glückſtadt nun ſchwerlich wird an ſich bringen können.

Der Strich zwiſchen Hamburg und Glückſtadt iſt ſich ſehr ungleich, aber doch im Ganzen ſandig. So wie man ſich von Hamburg weiter und weiter entfernt, nimmt auch das wohl angebaute Land ab, und hin und wieder fand ich beträchtliche Strecken mit Heide bedeckt, und auch Sand und ſchlechten Boden genug. Ein paar Meilen noch weiter hinab, und Sie ſehen ein ſchönes, und fruchtbares Land, und jene großen und reichen Weiden, welche das ſchöne Rindvieh nähren, deſſen Butter über einen beträchtlichen Theil von Deutſchland verſchickt wird. Aber auch dieſe Weiden ſind lange nicht das, was ich in England zu ſehen gewohnt war. Es fehlt an Cultur und künſtlichem Dünger, welche man in Deutſchland noch ſo gar wenig auf Weideland verwendet.

Ueterſen, wo wir uns geſtern zu Mittage ein paar Stunden lang aufhielten, iſt ein Flecken von großem Umfange, ein Mittelding zwiſchen Dorf und Stadt, das eine Menge reinliche, wohl ausſehende, obſchon mehrentheils kleine Häuſer hat. Ich durchwanderte die ganze Länge des Ortes, und brachte eine volle Stunde damit zu. Er iſt mit der Elbe durch ein kleines Waſſer verbunden, auf welchem Fahrzeuge von mittler Größe heraufkommen. — Dicht daran liegt ein Kloſter gleiches Namens.

Eigentliche Dörfer ſah ich auf dieſen ſieben Meilen nur wenige! Damit aber will ich keineswegs

ſagen, daß dieſer Strich nicht wohl bevölkert ſey; im Gegentheile, ich bemerkte in allen Richtungen eine Menge Häuſer, die theils einzeln zerſtreut, theils in Gruppen zuſammenlagen, ohne gerade ein Dorf auszumachen.

Den Weg von Glückſtadt nach Cuxhafen macht man gewöhnlich mit einer einzigen Ebbe in fünf Stunden; hat man daneben noch den Wind für ſich, ſo braucht man nur vier, auch wohl nur drey Stunden: und mit der nächſten Fluth geht der Schiffer wieder zurück. Gleichwohl wurden ſechzehn Thaler für ein Fahrzeug gefordert, das ich mit Mühe endlich für zehn bekam. Aber dieſe Leute berechnen allemal ihren Preis auf ſchlechtes Wetter, und es giebt Fälle (wie ich nunmehr aus eigener Erfahrung weiß) in welchen dieſe kurze Reiſe ein ſehr langweiliges Geſchäft wird. — Wir fuhren heute früh gleich mit Anfange der Ebbe von Glückſtadt ab, hatten aber den Wind ſo ſehr gegen uns, daß wir die Höhe von Neuhaus noch nicht erreicht hatten, als das todte Waſſer anfing. Hiermit hatte nun unſere Fahrt ein Ende, denn, da der Wind gegen uns war, konnten wir in den nächſten ſechs Stunden, wegen der Fluth, nicht weiter. Um fünf Uhr Nachmittags wäre die Ebbe in der Gegend von Neuhaus freylich wieder eingetreten; aber unſere Schiffer wollten, ſo wenig als wir ſelbſt, eine Elbfahrt im Dunkeln wagen, weil man alsdann die Bojen auf dem Fahrwaſſer nicht ſehen

kann, und — was noch weit wichtiger iſt — weil dieſer Fluß jetzt ſo mit Schiffen bedeckt iſt, und die Nebel in dieſer Jahreszeit ſo häufig ſind, daß man mit Gewißheit darauf rechnen kann, an einander zu laufen, in welchem Falle ein kleines Fahrzeug des Unterganges ſo ziemlich gewiß iſt. Wir fuhren alſo in die Oſt ein, die an ſich ein ſehr unbedeutendes Waſſer iſt, aber eine halbe Stunde vor ihrem Einfluſſe in die Elbe eine ſehr wichtige Figur macht.

Auf dieſer Fahrt quer über die Elbe ſah ich vielleicht mehrere hundert Schiffe von allen Größen. Sie liegen theils vor Anker, weil ſie aus der offnen See ihre Zuflucht hierher genommen haben, oder beſſern Wind abwarten; theils waren ſie in Bewegung, und begegneten uns in allen Richtungen. Sie können Sich die Lebhaftigkeit der Scene nicht vorſtellen, durch die wir heute gegangen ſind. Die Mündung der Elbe gleicht einem großen Markte, wo, ſtatt der Menſchen, Wagen und Pferde, Schiffe ſtehen, oder ſich kreuzen. Auch iſt es ein ziemlich großes Theater! Von Glückſtadt bis an das nächſte entgegengeſetzte Ufer rechnet man eine Meile; hier aber erweitert ſich die Elbe ſehr ſchnell, und da, wo wir ſie verließen, um nach Neuhaus einzulaufen, ſetzt man ihre Breite zu zwey Meilen an. Man würde hier glauben, ſchon im offnen Meere zu ſeyn, wenn die bey der Ebbe ſichtbaren

Sandbänke und die ſchwarzen und weißen Bojen, welche das große Fahrwaſſer bezeichnen, einen nicht vom Gegentheil überführten. Unfreundlich war ſie, troz dem nördlichen Meere; wir wurden ſo umhergeworfen, daß wir zu einer Zeit insgeſammt krank waren.

Neuhaus iſt ein anſehnlicher Flecken, mit einer Menge guter Häuſer, und wo ich Handel und Betriebſamkeit fand. Im Wirthshauſe, wo wir übernachten werden, ſtehet unten ein Billard, und oben iſt ein großer Geſellſchaftsſaal mit Spieltiſchen, auf welchen neue Karten bereit liegen, mit Papier und Bleyſtift in der ſchönſten Ordnung. Alle Sonntage, hieß es, iſt hier Aſſemblee. Auch werden gelegentlich Bälle in dieſem Hauſe gegeben.

Cuxhafen den 5ten September 1799.

Es ſcheint ein eigenes Verhängniß über mich zu walten, ſo bald ich etwas mit dem Waſſer zu thun habe! Heute früh mußten wir vor fünf Uhr aufſtehen, um eine Stunde nachher zu zweifeln, ob wir würden ſegeln können, und zwey Stunden noch ſpäter uns mit eigenen Augen zu überzeugen, daß es unmöglich war. Wir konnten den Fluß nicht wieder hinab, den wir heraufgekommen waren, und während daß die Ebbe hinablief, trieb der Wind eine ſolche See die Elbe herauf, daß die Wellen wie kleine Hügel ausſahen.

Unſere Schiffer, die mich geſtern ſehr angelegen hatten, ſie zu entlaſſen, wobey ſie aber ſehr ſchlechte Bedingungen machten, waren nun höchſt gleichgültig bey der Sache, denn ſie konnten jetzt eben ſo wenig nach Glückſtadt, als wir nach Cuxhafen ſegeln. — Wir nahmen nun einen offenen Poſtwagen, der uns in wenig Stunden hierherbrachte. — Seit elf Tagen iſt kein Paketboot abgegangen, und ſo haben ſich die Fremden von vier Poſten gehäuft. Die Folge davon in allen kleinen Seehäfen iſt, daß man nach der zweyten oder dritten Poſt in keinem öffentlichen Hauſe mehr unterkommt, und daß man ſich gefallen laſſen muß, was die Leute mit einem verfügen.

Das Land zwiſchen Neuhaus und Cuxhafen iſt um gar vieles beſſer, als die mehreſten Striche der Churbraunſchweigiſchen Staaten. Der Boden iſt im Ganzen ſehr gut und vortrefflich angebauet. Aber es iſt häufigen Ueberſchwemmungen unterworfen, weil es ſehr niedrig iſt, und hat deßwegen große Dämme, wie die mehreſten Provinzen an der Niederelbe, die koſtſpielig genug ſind. Ich machte geſtern auf einem derſelben einen langen Spaziergang bey Neuhaus, und fand ihn hoch, und ſehr dauerhaft und zweckmäßig gebaut. Demungeachtet iſt das Land ſo feucht, daß es eine eigene und ſehr mühſame Art des Baues erfordert. Jedes Feld iſt von tiefen Gräben eingeſchloſſen, und ſo bear-

breitet, daß es ſich von beiden Seiten allmählich erhebt, und in der Mitten einen hohen Rücken bildet. Ich habe das im Bologneſiſchen, in Flandern, in einem Theile von Holſtein und in noch andern Provinzen von Europa auch geſehen, obſchon nirgends ſo hoch, als hier. Ich ſollte denken, daß der Rücken mancher Felder volle funfzehn Schuhe höher als der Graben ſeyn müſſe. Dadurch wird der Anbau ſehr mühſam, denn das Land ſinkt immer an den Seiten in die Gräben, welche denn wieder erneuert werden müſſen. — Die Häuſer der Landleute ſind zahlreich, und haben mehrentheils ein ſehr gutes Anſehen, immer im Holländiſchen Style.

Otterndorf, eine Meile von Neuhaus und zwey von Cuxhafen, im Lande Hadeln, iſt eine recht hübſche, nicht unbeträchtliche Stadt, wo wir, während daß die Pferde gewechſelt wurden, in einem Wirthshauſe abtraten, in welchem ein reicher Vorrath von mancherley Dingen, die man uns anbot, genugſam zeigte, daß es nicht unbeſucht iſt. Alles hier herum hatte ein reinliches, Holländiſches Anſehen, und trug das Gepräge von Thätigkeit und Wohlſtand.

Auf dieſer Strecke von drey Meilen fand ich vielen Weitzen in den Feldern, der heute, den 5ten September, noch nicht reif iſt. Ja ich bemerkte noch hin und wieder unreife Johannisbeeren und ſelbſt Kirſchen; was aber Pflaumen, Nüſſe und

andere ſpätere Früchte betrifft, ſo ſind dieſe noch ganz grün, und werden es auch wohl dieſes Jahr bleiben, denn ſchon iſt die Witterung in den zehn Tagen, die ich in dieſem nördlichen Theile von Deutſchland zugebracht habe, ziemlich rauh und kalt. Ich habe ſchon öfters zu meinem Ueberrocke Zuflucht genommen, und heute fühlten wir uns, auf dem offenen Wagen, ganz erſtarrt. — Vor zwey Jahren, da ich um dieſe Zeit in Hamburg war, fand ich die nehmliche Witterung: und kurz, dieſer ganze Strich Landes hat ein trauriges Clima, wozu denn auch die ewigen Winde und der häufige Regen gehören.

Als England vor einigen Jahren das Paketboot hierher verlegte, das ſonſt zwiſchen Harwich und Helvetsluys lief, fragten viele Leute, wo denn dieſes Cuxhaſen eigentlich ſey? In der That ſucht man es auch jetzt noch auf vielen Karten vergebens, worunter denn auch die Güſſefeldſche von Niederſachſen gehört. Der vorzüglichere Ort heißt Ritzebüttel, und Cuxhaſen iſt nur der Theil, der den eigentlichen Haſen ausmacht und eine gewiſſe Zahl von Häuſern begreift, die zwiſchen dieſem und Ritzebüttel liegen. Da auch der letztere Ort keine Mauern hat, ſo würde man gar nicht ſehen können, wo dieſer aufhört und jener anfängt, wenn nicht längs dem Flecken Ritzebüttel hin ein Damm lieſe, der ihn von der übrigen Strecke Landes, nach der Elbe zu trennt und

gegen Ueberſchwemmungen ſichern ſoll. Die Häuſer nun, welche nördlich von dieſem Damme, und alſo auf dieſem flachen, nicht eingedeichten Striche ſtehen, heißen, ſo wohl als der Ort, wo die Schiffe liegen, Cuxhafen. In dieſen Strich dringt jede Fluth ſo weit ein, daß ſie die auf dem Lande liegenden Fahrzeuge flott macht. Aber oft auch ſtehet die ganze Gegend unter Waſſer, und das nicht nur zur Zeit der periodiſchen hohen Fluthen (Springtides, Springfluthen) ſondern ungefähr jedes Mal, wenn ein weſtlicher, oder nordweſtlicher Wind ſtark wehet und bis zur nächſten Fluth anhält. Indeſſen hat doch auch dieſer niedrige Strich einen guten Damm gegen die Gewaltſamkeit des Waſſers, der mit ziemlicher Feſtigkeit von Steinen gebauet iſt, aber freylich keine hinlängliche Höhe hat. Ein Theil dieſes Dammes, der ſich in Holz endigt, läuft ein kleines Stück in die Elbe hinaus, und gewährt die Bequemlichkeit, daß ein ankommendes, oder abfahrendes Schiff ſich da anlegen, und die Reiſenden empfangen, oder ausſetzen kann. Hiervon wird jedoch wenig Gebrauch gemacht, denn die Schiffe laufen mehrentheils, ehe ſie abſegeln, ein Stück Weges in die Rehde hinaus, und erwarten da ihre Paſſagiers, die ſich in kleinern Booten an Bord bringen laſſen.

Das was die Hamburger Regierung noch außerdem für dieſen Hafen gethan hat, beſteht in

zwey großen, hölzernen Baken, wovon die eine dicht am eigentlichen Hafen, die andere in einiger Ferne davon weſtlich ſtehet; ferner, in einem elenden Leuchthauſe, das niedrig und klein iſt, und nur vier Monate lang im Jahre kümmerlich beleuchtet wird; endlich in den ſogenannten Neuen Werken, welche aus einem Leuchtthurme beſtehen, mit einem kleinen Hauſe für die Wärter, auf einer Art von Inſel, die noch etliche Meilen tiefer, als Cuxhafen, liegt. Dieſes Werk war wegen der Sandbänke ſehr nöthig.

Wenn man zu Cuxhafen am Ufer ſteht, ſo glaubt man in das offene Meer zu ſehen, denn die Ausſicht iſt unbegrenzt. Gleichwohl ſieht man nur die Elbe, deren Ende noch auf fünf Deutſche Meilen von hier entfernt iſt. — Daß die Einfahrt in dieſen Fluß äußerſt beſchwerlich und gefährlich iſt, darf ich wohl nicht erſt erinnern, denn es iſt eine allgemein bekannte Sache. Die Elbe iſt, von ihrer Mündung an bis nach Hamburg hinauf, ſo voller Sandbänke, daß die Schiffer das eigentliche Fahrwaſſer, das ſich zwiſchen durchſchlängelt, eben ſo genau und noch ſorgfältiger beobachten müſſen, als ein Landfuhrmann die Straße. Auch iſt dieſes ganze Fahrwaſſer, von der Mündung des Fluſſes an, bis nach Hamburg hinauf, rechts und links mit Bojen, oder Tonnen belegt, wovon die auf der einen Seite weiß, auf der andern ſchwarz ſind. Nehmen Sie die Bojen

weg, und Sie können den Schiffer mit einem Fuhrmanne vergleichen, den Sie auf eine Straße bringen und die Augen verbinden. Und ſelbſt dann würde dem Fuhrmanne noch einige Hoffnung übrig bleiben, die er auf die Klugheit ſeiner Pferde gründen könnte, die aber dem Schiffer ganz benommen iſt.

Ungeachtet dieſer Bojen vermeidet man dennoch, ſo viel als möglich, die nächtliche Schiffahrt auf der Elbe, und nimmt noch überdieß beym Einlaufen einen Lootſen ein. Man nimmt dieſen häufig von der Inſel Helgoland, die wegen der Geſchicklichkeit, Ortkenntniß und Kühnheit ihrer Einwohner berühmt iſt. — Es wird Ihnen vielleicht auffallen, daß man dieſer Inſel oder vielmehr dieſem Felſen, der weit außer der geraden Straße zu liegen ſcheint, ſo nahe kommt. In der That geht man auch bisweilen zwiſchen dem Texel und Helgoland in faſt gleicher Entfernung; aber weit öfterer nähert man ſich der letztern, und in Stürmen iſt ſie dann ein gefährlicher Gegenſtand, an welchem ſchon ſo manches Schiff geſcheitert iſt. Man ſehe, was ich von Hamburg aus, im erſten Theile hierüber ſchrieb.

Cuxhafen, den 6ſten September.

Heute früh um vier Uhr ſegelten mehrere Paketboote auf einmal. Die Stadt iſt von Frem-

den leer, und ich habe einen lieben Gefährten verloren.

Die Zahl der Häuſer die zu dem eigentlichen Cuxhafen gehören, iſt nur unbeträchtlich, ſo wie der Hafen ſelbſt in ſeine ehemalige Nichtigkeit zurückſinken wird, ſobald das Engliſche Paketboot wieder weggenommen wird. Jetzt iſt es ein wohlbekannter, wichtiger Name, der den von Ritzebüttel ganz verdrängt hat, obſchon beide als Eins zu betrachten ſind.

Ritzebüttel iſt ein ziemlich artiger Flecken, mit einer Menge zwar kleiner, aber guter, reinlicher Häuſer. Er iſt dadurch, daß das Engliſche Paketboot im Jahr 1795, dahin verlegt wurde, ſehr emporgekommen, und ſeine Einwohner haben nicht nur durch die Reiſenden ſehr anſehnlich gewonnen, ſondern auch auf mancherley Art ihren kleinen Handel theils vermehrt, theils auf Zweige ausgedehnt, an die man vorher nicht dachte. Man hat ſeitdem mehrere neue Häuſer gebauet, und die Zahl der Wirthshäuſer hat merklich zugenommen. Gleichwohl reichen die letztern bey weitem nicht zu, ſo bald ein widriger Wind die Paketboote eine Zeitlang zurückhält. Jeder Poſttag, deren wöchentlich zwey ſind, vermehrt dann die Zahl der Fremden, und die mehreſten Einwohner, die ein paar Zimmer entbehren können, vermiethen ſie. In der That machen ſie ſolche Preiſe, daß es wohl der Mühe werth iſt.

Ritzebüttel iſt bekanntlich der Hauptflecken eines Amtes, das der Stadt Hamburg gehört, welche einen Rathsherrn hierher ſchickt, den man hier Gouverneur nennt. Er wohnt auf einem Schloſſe, das einigermaßen befeſtiget und mit Kanonen beſetzt iſt; auch hat er eine Wache in hamburgiſcher Uniform. Wir gingen, um das Schloß zu ſehen, bey der erſten Wache vorbey, ohne angehalten zu werden; als wir aber an die zweyte kamen, welche die Hauptwache iſt, wurden wir gefragt, ob wir zu dem Gouverneur wollten? Und da wir erklärten, daß wir nichts bey ihm zu thun hätten, bekamen wir eine Ordonnanz, ohne welche, wie man ſagte, es nicht erlaubt wäre, umher zu gehen. Bey dem Wohngebäude, welches ziemlich unanſehnlich iſt, fanden wir abermals eine Wache, und noch überdieß eine bürgerliche auf dem Walle. Sie ſehen alſo, daß dieſe Hamburgiſchen Proconſuln mit großer Würde in ihren auswärtigen Provinzen leben. — Die Kanonen werden wohl nur gebraucht, um den Gruß von gewiſſen Schiffen zu erwiedern. — Die ganze Truppe, die Hamburg hier hält, beſteht aus zwey und vierzig Mann. Ich fragte, wozu man ſo viele brauche? — „Ey! wir müſſen ja die Polizey hier erhalten, beſonders wegen der Engländer, die, wenn ſie landen, einen Lärm und einen Spektakel in der ganzen Stadt machen, daß wir oft glauben, ſie ſeyen alle toll geworden.“ —

England hält jetzt hier einen Agenten, bey dem ſich alle Reiſende zu melden haben, die mit dem Paketboote abgehen wollen. Man bezahlt für die Ueberfahrt 3 Pf. Str. 15 Schillinge, 6 Pence, wovon der Agent 12 Schillinge, 6 Pence bekommt; halb ſo viel für jede Perſon vom Geſinde. Dafür erhält man eine Anweiſung mit dem Nahmen des Schiffes und des Hauptmannes, mit dem man gehen ſoll. Liegen mehrere Paketboote vor Anker, ſo bekommt jedes eine beſtimmte Zahl von Paſſagiers, und wer ſich über dieſe hinaus meldet, wird auf die folgenden angewieſen. Trifft es ſich, daß alle ſchon ſo beſetzt ſind, daß ich auf ein Boot gewieſen werde, welches erſt nach der zunächſt eingehenden Landpoſt abfahren ſoll, ſo wird mein Geld zwar an dieſes bezahlt, es ſteht mir aber frey, mit irgend einem zu gehen, das bloß auf den erſten guten Wind wartet, um abzuſegeln. An ein Bett iſt dann freylich nicht zu denken. Alles, was man zu thun hat, iſt, es dem Hauptmanne zu melden, an den man gewieſen iſt.

Die Einſchiffung der Paſſagiers von drey Paketbooten, die heute früh zur nehmlichen Stunde Statt fand, geſchahe mit vieler Unordnung. Alle drey Fahrzeuge lagen auf der Rehde in einiger Ferne vom Ufer; eins derſelben war ſchon im vollen Segeln, als ſein Aushängeboot ihm noch immer Gäſte zuführte. Alles lief und ſtieß gegen einander; die Leute in einem Boote ſchrien nach ihrem

Gepäcke, das in der Verwirrung in ein anderes gebracht worden war: und da fand ſich niemand, der Ordnung hielt, oder die geringſte Anweiſung gab.

Für Lebensmittel muß ein jeder ſelbſt ſorgen, und, wegen der Ungewißheit der Dauer der Ueberfahrt, muß er für acht, wenigſtens für ſechs Tage einlegen. Iſt die Ueberfahrt kurz, d. h. von vierzig bis funfzig Stunden, ſo bleibt der ganze Vorrath dem Hauptmanne und dem Schiffsvolke. Ein Reiſender thut alſo beſſer, ſich bey dem Hauptmanne zu verdingen, dem er die kleine Summe von einer Guinea bezahlt, wobey aber kein Wein iſt. Dieſer verliert aber im Durchſchnitte auch nichts dabey, denn, wenn die Ueberfahrt kurz iſt, ſo kann er ſicher darauf rechnen, daß die größere Hälfte ſeiner Gäſte, außer etwas Getränke, gar nichts genießt. Ich bin acht und dreyßig Mal über das Meer gegangen, und ich glaube nicht, daß Alles, was ich auf dieſen ſämmtlichen Fahrten gegeſſen habe, eine Guinea werth iſt. — Eine ganze Cajüte von ſechs Betten koſtet 26 Pf. Str. 5 Schillinge.

Ich wohnte geſtern, gleich nach unſerer Ankunft, einer Feierlichkeit bey. Ein Officier der Engliſchen Flotte im Texel war mit der Nachricht hierher gekommen, daß ſich das ganze Holländiſche Geſchwader ergeben habe. Dieſer Nachricht zu Folge feuerten alle Engliſche Schiffe eine Zahl von Kanonenſchüſſen ab, und waren in Parade. Die Engländer

nennen das, to dreſs a veſsel; die Franzoſen, pavoiſer. Jedes Schiff hängt an den Maſten und Segelſtangen alle Flagen auf, die es an Bord hat. Iſt es nun ein Kriegsſchiff, wie das hier mit mehreren der Fall war, ſo hat es die Flaggen der allermehreſten ſeefahrenden Völker der Welt. Das ganze Schiff gleicht dann einer ungeheuern Zeugbude, wo ganze Stücke als Muſter aufgehangen ſind und im Winde wehen. Da man ſo etwas immer vom Ufer, und alſo in einiger Ferne ſieht, ſo macht es eine recht artige Wirkung. Die Gewohnheit ſcheint allen Seemächten gemein zu ſeyn! Ich fand ſie einſt zu Genua, wo die Spaniſchen Kriegsſchiffe auf dieſe Art verziert waren.

Hamburg, den 7ten September.

Geſtern früh kam ein Paketboot von England an: und ſo oft das der Fall iſt, gehen zwey Fahrzeuge von Cuxhafen nach Hamburg ab, um den angekommenen Paſſagiers die vierzehn Meilen lange Landreiſe durch das Herzogthum Bremen und die Ueberfahrt von Haarburg nach Hamburg zu erſparen. Eins dieſer Fahrzeuge iſt von Blankeneſe, einem Dorfe, das eine Meile unter Hamburg liegt. Es iſt unbequem und gewöhnlich überladen, hat aber den Ruf, ſehr ſchnell zu ſegeln. Das zweyte nennt man das Franzöſiſche, weil ſein Eigenthümer ein Franzoſe iſt. Es iſt ungleich größer, als das andere, hat zwey artige, mit Papier

tapezierte Zimmer, die beſonders hoch ſind und die Bequemlichkeit von gepolſterten Bänken und Sitzen anbieten, auf denen man auch zur Noth ſchlafen kann. Ja in dem kleinen Zimmer ſind drey Betten. Ueberdieß hat es warme Küche an Bord, und mehrere Arten von Getränken, deren Preis im großen Zimmer angeſchlagen iſt. Man bezahlt für die Fahrt nach Hamburg die ſehr mäßige Summe einer halben Guinea, die entweder wirklich gegeben, oder zu 8 Mark, 8 Schilling Currant angeſchlagen wird. Das Eſſen bezahlt man beſonders. — Sind Sie glücklich, d. h. haben Sie die Fluth und einen ſtarken Wind zu Gunſten, ſo erreichen Sie bisweilen Hamburg in ſechs bis ſieben Stunden. Dieß ſoll aber nur ſelten der Fall ſeyn, theils, weil die beiden Umſtände nicht oft zuſammentreffen, und der Wind von einer gewiſſen und anhaltenden Stärke ſeyn muß; theils auch helfen oft beide Umſtände zu nichts, weil die Stunde der Abfahrt, d. h. des Anfanges der Fluth auch dem Thorſchluſſe zu Hamburg angepaßt ſeyn muß. Wir erreichten wirklich die Nähe dieſer Stadt in zehn Stunden; allein die Thore waren geſchloſſen, und wir hatten die Wahl, entweder ſpät in der Nacht zu Altona nach einer Herberge umherzulaufen, oder an Bord zu ſchlafen, welches ich vorzog.

Was die Fahrt ſelbſt betrifft, ſo kann ich nicht ſagen, daß ſie mich ſehr unterhalten hätte. Sanft genug war ſie wohl, denn wir fuhren mit Wind

und Fluth, und in der großen Cajüte konnte ich mit Bequemlichkeit ſchreiben; allein der Anblick einer weiten Waſſerfläche hat nichts Anziehendes. Die Ufer der Elbe ſind hier größtentheils niedrig und machen nur eine armſelige Figur gegen die Breite des Fluſſes. Anfangs ſieht man, etliche Meilen lang, nichts als das Ufer zwiſchen Cuxhafen und Neuhaus, weil das gegenſeitige zu weit entfernt iſt, um ſichtbar zu ſeyn. Allmählich kommt die Holſteiniſche Küſte zum Vorſchein, an der denn Glückſtadt in der Folge ein hübſches Bild macht. Von nun an ſieht man das Ufer an beiden Seiten unausgeſetzt, und Stade iſt der nächſte Ort von einigem Anſehen. Es ward dunkel, ehe wir die Höhe von Buxtehude, d. h. die ſchönern Gegenden der Elbe erreichten, die ich aber längſt von Hamburg aus kannte, und die durch mäßige Anhöhen auf beiden Seiten, durch die große Stadt Altona, eine Menge Dörfer unter derſelben, und durch die vielen Landhäuſer intereſſant wird, die die Hamburger auf der Länge einer Meile dort beſitzen.

Ende des vierten und letzten Theiles.

Bayerische Staatsbibliothek München

Beylage zum vierten Theile.

Entfernungen, wie ich ſie im Jahre 1799 bezahlt habe.

		Meilen.	
Wien			
Neudorf	ſ	2	—
Günſelsdorf	ſ	2	—
Neuſtadt (im goldenen Löwen, vortrefflich)	ſ	2	—
Neukirchen	ſ	2	—
Schottwien (auf der Poſt, gut)		2	—
Mürzzuſchlag (zwey Meilen)		3	—
Krieglach	ſ	2	—
Mürzhofen	ſ	2	—
Bruck	ſ	2	—
Rötelſtein	ſ	2	—
Pegau	ſ	2	—
Grätz (in der Sonne, ziemlich gut)		3	—
Bruck (im Strauße, gut)		7	—
Leoben	ſ	2	—
		35	—

Transport		35	Meilen.
Craubath	:	2	—
Knittelfeld	:	2	—
Judenburg (im blauen Adler, nicht gut)		2	—
Unzmarkt	:	3	—
Neumarkt	:	3	—
Frieſing	:	2	—
St. Veit (bey Markofer, ſehr gut)		3	—
Klagenfurt (in der Sonne, ziemlich gut)		2	—
Kirſchtheuer	:	2	—
Neumartl	:	4	—
Krainburg (auf der Poſt, gut)		2	—
Laybach (im wilden Manne, gut)		3	—
Oberlaybach	:	2	—
Idria (im großen Wirthshauſe, gut)		4	—
Loitſch (die Fortuna ſehr ſchlecht) (vier Meilen)		5	—
Planina	:	1½	—
Adelsberg (Oſteria grande, erträglich)		1½	—
Prewald	:	2	—
Seſſana	:	3	—
Trieſt (Oſteria grande, wie die andern zu Trieſt)	:	2	—
		86	—
Pola, 80 Ital. Meilen oder Deutſche		20	—
		20	—

Trieſt		Deutſche Meilen.
Heiligenkreuz, oder St. Croce	2	—
Monfalcone :	3	—
Gradisca :	2	—
Görz oder Goritia (im blauen Adler, gut) :	2	—
Nogareto :	4	—
Udine (im Malteſerkreuze, ſehr gut)	3	—
Codroipo :	3	—
Valvaſſone :	2	—
Pordenone :	3	—
Sacile (auf der Poſt, erträglich)	2	—
Conegliano (ſehr gut)	3	—
Treviſo (im Adler, ſehr gut)	3	—
Meſtre (im Kaiſer, ziemlich gut)	3	—
Venedig (bey Petrillo, vortrefflich)	2	—
	37	—

Venedig		Meilen.
Meſtre :	2	—
Adolo :	3	—
Padua (im goldenen Adler, ſehr gut)	3	—
Sleſigo :	2	—
Vicenza (in der Königin von England, ziemlich gut) :	2	—
Montebello :	2	—
Caldiere :	3	—
	17	—

Transport	17	Meilen.
Verona (in den 2 Thürmen, gut)	2	—
Caſtelnuovo ;	3	—
Deſenzano (auf der alten Poſt, ziemlich gut) ;	3	—
Caſtelnuovo ;	3	—
Volargni, oder Volargine	3	—
Peri ;	2½	—
Ala, oder Alla ;	2½	—
Roveredo (in der Roſe, gut)	2½	—
Aquaviva ;	2	—
Trient (im goldnen Adler, ſehr gut)	2½	—
Lauis, oder Nevis ;	2	—
Salurn (in der Krone, ziemlich gut)	2½	—
Neumarkt ;	2	—
Brandſol ;	2	—
Botzen, oder Bolzano (auf der Poſt, vortrefflich) ;	2	—
Deutſchen ;	2	—
Colman ;	2	—
Brixen (im Elephanten, gut)	2½	—
Mittewald (auf der Poſt, gut)	2	—
Sterzingen (auf der Poſt, gut)	2	—
Brenner (auf der Poſt, gut)	2	—
Steinach ;	2	—
Schönberg (im Wirthshauſe, gut)	2	—
Inſpruck (im goldnen Adler, gut)	2	—
	72	—

		Meilen.	
Inſpruck			
Volters	=	2	—
Schwatz	=	2	—
Rattenburg	=	$2\frac{2}{3}$	—
Wergl (auf der Poſt, gut)		$2\frac{2}{3}$	—
Elmau	=	3	—
St. Johannes	=	2	—
Waydering	=	2	—
Uncken (auf der Poſt, gut)		$2\frac{2}{3}$	—
Salzburg (im Schiffe, ſehr gut)		4	—
		23	—

Reiſe durch das Land Salzburg und Berchtesgaden, etwa 30 Meilen.

		Meilen.	
Salzburg			
Schorham	=	$2\frac{1}{2}$	—
Waging	=	$1\frac{1}{2}$	—
Stein	=	2	—
Frebertsham	=	2	—
Waſſerburg (auf der Poſt, ſehr gut)		2	—
Steinering	=	2	—
Zornetting	=	$2\frac{1}{2}$	—
München (bey Frau Stürzel, vortrefflich)	=	$2\frac{1}{2}$	—
		17	—

		Meilen.	
München			
Schwabhauſen	⸗	3	—
Euratsburg	⸗	3	—
Augſpurg (in den drey Mohren, ſehr gut)	⸗	$2\frac{1}{2}$	—
Gundelsdorf	⸗	3	—
Neuburg (auf der Poſt, gut)		3	—
Jngolſtadt (in der Roſe, gut)		3	—
Neuſtadt	⸗	4	—
Saal	⸗	$2\frac{1}{2}$	—
Regenſpurg (im weißen Lamme)		3	—
		27	—

		Meilen.	
Schambach	⸗	3	—
Taswang	⸗	2	—
Teining	⸗	2	—
Poſtbauer (auf der Poſt, ſehr gut)		2	—
Feucht	⸗	2	—
Nürnberg (im rothen Hahn, ſehr gut)		2	—
		13	—

		Deutſche Meilen.	
Erlangen	⸗	3	—
Furchheim	⸗	2	—
Bamberg (im Bamberger Hofe, vortrefflich)	⸗	3	—
		8	—

Transport	8	Meilen.
Burgwinkheim :	3	—
Wieſentheit (erträglich)	3	—
Dettelbach :	2	—
Würzburg (im Schwane, recht gut)	2	—
Roßbrunn :	2	—
Eſſenbach :	3	—
Rohrbrunn :	2	—
Aſchaffenburg (im goldnen Adler, gut)	3	—
Dettingen :	2	—
Hanau (auf der Poſt, ſehr gut)	2	—
Frankfurt (im Schwane, vortreff= lich (2) :	3	—
	35	—

Von Frankfurt nach Darmſtadt und wieder zurück :	8	—

		Meilen.
Von Frankfurt nach Friedberg	3	—
Butzbach :	2	—
Wetzlar (im Kronprinzen, ziemlich gut)	2	—
Gießen :	2	—
Marburg (auf der Poſt, gut)	3	—
Holzdorf :	2	—
Jeßberg (auf der Poſt, gut)	2	—
Wavern :	2½	—
Caſſel (im Könige von Preußen, gut)	3	—
	21½	—

		Meilen.
Münden	s	2 —
Göttingen	s	3 —
Nordheim (im Kronprinzen, ziemlich gut)	s	2 —
Seeſen (erträglich)	s	3 —
		10 —

Reiſe über den Brocken bis Blankenburg, ungefähr	10 —

		Deutſche Meilen.
Von Blankenburg nach Wernigerode (im Hirſche recht gut)		2 —
Goßlar (bey Frau Scheffler, recht gut)		4 —
Lutter	s	2 —
Imdorf	s	$2\frac{1}{2}$ —
Braunſchweig	s	$1\frac{1}{2}$ —
		12 —

		Meilen.
Eſs	s	3 —
Celle (bey Hehl, recht gut)		3 —
Haderndorf	s	4 —
Kampen (ſehr ſchlecht)		2 —
Verden (auf dem Schaden, nicht ſchlecht)	s	2 —
		14 —

Transport	14	Meilen.
Achim :	2	—
Bremen (zwey bis drey gute Wirths-häuſer) :	2	—
Ottersberg :	3	—
Rothenburg (auf der Poſt, recht gut)	2	—
Töſtedt :	3	—
Haarburg (im Könige von Schweden, nicht gut) :	3	—
Hamburg :	1	—
	30	—

		Meilen.
Glückſtadt (in der Stadt Hamburg, recht gut) :	7	—
Ueber die Elbe nach Neuſtadt an der Oſt :	2	—
Otterndorf :	1	—
Cuxhafen :	2	—
Nach Hamburg zu Waſſer	16	—
	28	—

		Meilen.
Lüneburg (auf dem Schütten, und bey Becker, gut) :	7½	—
Uelzen (auf der Poſt, recht gut)	5	—
	12½	—

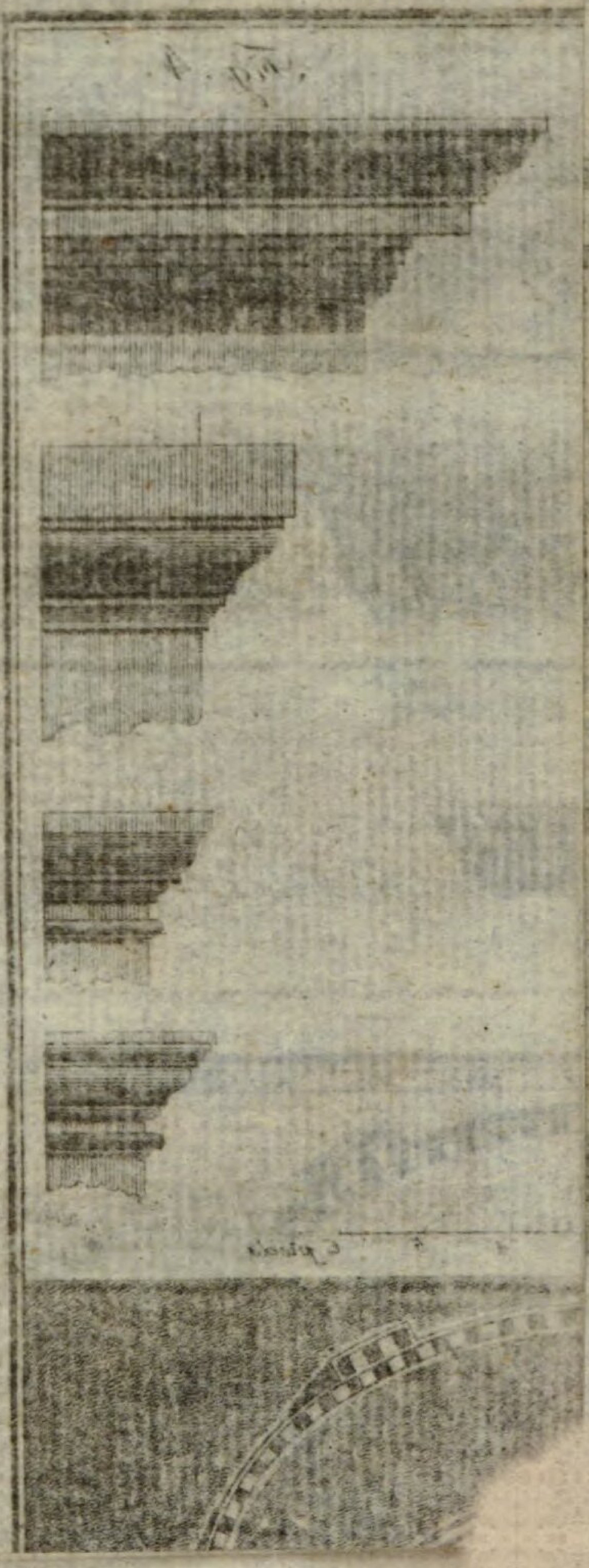
Transport	12½	Meilen.
Wittingen (auf der Poſt ſehr gut, im Gaſthofe, erträglich)	4	—
Vorsfeld ;	4	—
Helmſtädt (bey Fiſcher, gut)	3	—
Wansleben ;	4	—
Calbe (im Sterne, recht gut)	4	—
Cöthen ;	3	—
Landsberg ;	4	—
Leipzig ;	3½	—
	42	—

Verbeſſerungen

zum vierten Theile.

S. 22. Z. 5. ſtatt die, l. den
— 37. — 17. ſt. geringes, l. geringſtes
— 74. — 6. v. u. ſt. Corneal, l. Corgnale
— 112. — 6. ſt. långs, l. långſt
— 140. — 5. ſt. Piſano, l. Pirano
— 166. — 21. ſt. „daß die von, l. daß von
— 184. letzte Zeile, ſt. ausgebreitet, l. ausgear-
beitet
— 209. — 3. u. u. ſt. neun, l. drey
— 240. — 16. ſt. gewaden, l. gewadet
— 264. — 10. v. u. ſt. der, l. die
— 277. letzte Zeile, ſt. Pe, l. Peſaro
— 335. — 14. del. kann
— 378. letzte Zeile, ſt. Chiemſec, l. Chiemſee
— 381. — 8. del. nur
— 415. — 8. ſt. Zillerſee, l. Zellerſee
— 418. — 6. v. u. ſt. der, l. die
— 425. — 9. v. u. del. tauſend
— 439. — 7. v. u. ſt. Wellerſee, l. Wallerſee
— 479. — 12. ſt. ſtoſtbare, l. koſtbare
— 512. — 5. ſt. Bauſtůnſtler, l. Baukůnſtler
— 559. — 5. v. u. ſt. daß, l. das
— 597. — 11. ſt. Neumartl, l. Neumarktl

Amphitheater zu Pola.



G r i m m a,
gedruckt bey Georg Joachim Göſchen.

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Küttner, Carl Gottlob,

Reise durch Deutschland, Dänemark, Schweden, Norwegen und einen Theil von Italien, in den Jahren 1797, 1798, 1799

Bd.: 4

Leipzig (1801)

It.sing. 512-4
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10467219-1